12692

P. O. germ. 2082 r

14

Wg

<36604875190018

Bayer. Staatsbibliothek

Johann Friedrich Löwens

Schriften.

Vierter Theil.

Surgit — Sensim radicibus actis — — —

Mit Churfürstlich Sächsischer Freyheit.

Hamburg,
Gedruckt und verlegt von Michael Christian Bock
1766.

GROSHERZOGLICHE BIBLIOTHEK ZU NEUSTRELITZ

Bayerische Staatsbibliothek München

84 124672

An

Se. Magnificenz

den

Herrn

Hans Jacob Faber

Syndicus zu Hamburg.

Magnifice,

Die Vortheile, die unser deutscher Corneille für ein immerwährendes Comödientheater zu Kopenhagen angiebt, sind der Einsicht eines jeden rechtschaffenen, gut denkenden, nicht mit Vorurtheilen eingenommenen Mannes würdig; und passen sich auf diejenige Stadt, deren Zierde Ew. Magnificenz sind, sowohl, daß man sich nicht wundern darf, warum die weisen Väter des gesegneten Hamburgs, zu dem im vorigen Jahre neu erbauten Comödientheater ihre Erlaubniß

laubniß gegeben, und eben dadurch bewiesen haben, daß sie die Mittel besitzen, Geschmack und Empfindung über ihre Bürger zu verbreiten, und sie gesittreter, und zu nützlichen Gliedern der Republick zu bilden. Erlauben Sie mir, daß ich die Worte dieses Lieblings der tragischen Muse anführen darf: * „Eine beständige Comödie für diese Stadt, sagt er, würde „sehr angenehm und auch nützlich seyn; damit „die Leute, die Verstand und Zeit haben, einige „Stunden vergnügt zubringen, und sich an den „Abschilderungen der menschlichen Thorheiten „und Gemüthsbewegungen ergötzen; damit andre eine Gelegenheit haben, den Mangel ihrer „Belesenheit zu ersetzen, und den Verstand zu „schärfen, den sie sonst ganz unausgearbeitet lassen würden; damit noch andre, die sich freuen, „wenn sie nur viele Menschen beysammen sehen, „der Gesellschaft wegen sich einfinden; und damit „junge Leute, die noch unausgebildet sind, einige Regeln nehmen könnten, Thorheiten zu entgehen, die sie in ihrem Lächerlichen erblicket.“

Wenn

* In Schlegels Werken, im 3. Theile, S. 251.

Wenn dies gegründet ist; und es ist unumstößlich gewiß; so muß die Denkungsart der weisen Väter Hamburgs, deren Zierde Ew. Magnificenz sind, den itzigen und künftigen Einwohnern Hamburgs ein ewiges Andenken der Vorsorge seyn, durch die man den Verstand, das Herz und die Sitten einer Nation zu verfeinern sucht, der es eine ewige Schande wäre, keine eigene Bühne zu haben, nachdem sie sich alle andre Arten von Künsten und Wissenschaften zu eigen gemacht hat. Es fehlt freylich noch viel, ehe wir so weit kommen, uns eines Nationaltheaters rühmen zu dürfen; allein, wenn wir nie den Anfang machen wollen, wie werden wir es erhalten? Kein Ort in ganz Deutschland ist hiezu geschickter, als eben Hamburg. Und die Erfahrung hat es bey vielen Vorfällen gewiesen, daß keine Obrigkeit mehr Geschmack, Einsicht und Neigung für eine wohl eingerichtete Bühne heget, als die Väter dieser Stadt, und Ew. Magnificenz insonderheit. Ich bin so fest überzeugt, daß Ew. Magnificenz den bürgerlichen Nutzen der Comödie einsehen; daß ich kaum etwas davon berühren mag. Gleichwol kann ich zu niemand mit mehr Zuversicht, mit weniger

Zurückhaltung von dem Vorzug einer Kunst reden, die von je her das vernünftigste Vergnügen der grösten Helden und Staatsmänner gewesen ist, als zu Ew. Magnificenz, die mit der grösten Staatswissenschaft eine feine Kenntniß der schönen Künste verbinden. Es ist gewiß Vorzugs genug, daß das Schauspiel unserm Verstand ein entzückendes Vergnügen verschaft: aber sein Werth ist noch grösser: es leistet auch sogar der Sittenlehre die herrlichsten Dienste. Ich weiß wol, daß man uns von dieser Seite verschiedne Einwendungen macht, die aber alle sehr leicht zu heben sind. Man bedenke nur dies einzige: Würden sich wol bey allen Nationen Männer von dem strengsten Charakter, von den gründlichsten Einsichten, und von der ausgebreitesten Gelehrsamkeit, mit dem Theater abgegeben haben, wenn sie die Moral nicht zu ihrem vorzüglichen Augenmerk gehabt hätten. Was in England ein Steele, Addison und Young; in Frankreich vorzüglich ein tiefdenkender Diderot, und bey uns ein streng denkender Gellert für das Theater geschrieben, das wird doch verhoffentlich die Lehren der Moral eher aufstützen, als niederreissen helfen. Eine Bühne, für deren

Aufnahme unsre Dichter, die zugleich Philoso-
phen sind, arbeiten, muß einem Staate der
gröſßte Vortheil seyn. Diderot hat es deutlich
gesagt, wie nützlich sie ihm ist. Die Erfahrung
hat es auch zu allen Zeiten bewiesen. Die Grie-
chen wurden ehe nicht gesittet, bis ihr Theater
zu der Gröſße stieg, dahin vielleicht die Bühne
keiner Nation gelangen wird. Die Römer wur-
den erst da in ihrem Umgang erträglich, als sie
nach dem Muster der Griechen ein Theater be-
kamen. Das unsrige ist zwar noch in seiner Kind-
heit: allein es hat der deutschen Nation doch
schon wichtige Dienste gethan. Mir sind Städte,
ja sogar Höfe bekannt, wo der Geschmack vor-
her ganz roh und unausgebildet war, wo man
von dem, was schön, natürlich und empfin-
dungsvoll heist, unvollkommne Begriffe hatte,
und wo man von der Zeit an, erst mit dem Le-
sen guter Bücher, und mit der Verfeinerung
seines Geschmacks den Anfang machte, nachdem
eine erträgliche deutsche Comödie ihnen die Spu-
ren dieser Schönheiten gezeigt hatte. Die Feh-
ler, die Hollberg in seiner Wochen- und Bey-
nachtsstube verspottete, sind nach der Zeit in
Kopenhagen eben so selten geworden, als die

Grobheiten und das lächerlichsteife Wesen bey uns, nachdem die Comödie, der Bocksbeutel, so unvollkommen dieses Stück auch ist, über diese unpolirte Sitten zu spotten wagte. Das Lächerliche in dem Charakter ist ein sehr bequemes und sichres Hülfsmittel zur Verbesserung der Sitten des Bürgers: und wie viel kann man von dem Bürger erwarten, dessen Sitten gefeilt sind. In einer Republik, wo die Vorrechte des Volkes so geltend sind, wo der Pöbel so leicht zum Murren, zu Empörungen geneigt ist, thut eine Schaubühne Wunder. Ew. Magnificenz sind gewiß von den großen Vortheilen überzeugt, die Hamburg durch eine beständige, aber auch durch eine nach Grundsätzen eingerichtete Bühne haben würde. Ich darf mich zwar nicht erkühnen, den Plan einer solchen Bühne, die Quellen ihrer Unterhaltung, die Mittel der Bildung junger, sich dem Theater zu widmenden Genies, die lebenslange Versorgung derer, die einem solchen Theater dienen, und die so höchstnothwendige Regulirung der theatralischen Policey in allem Verstande, Ew. Magnificenz vorzulegen: aber, wenn einmal Hamburg mit einer solchen Bühne prangen wird; so wird eben

diese Bühne, des Schutzes dieses weisen Staates gewiß nicht unwürdig seyn. Ueberdem hat das Bewußtseyn der Achtung, die Ew. Magnificenz dem guten Theater gönnen, und der schmeichelnde Beyfall, mit dem Dieselben mich vor einiger Zeit nach der Vorstellung eines meiner Lustspiele, persönlich aufzumuntern so geneigt waren, in mir die Hoffnung erregt, daß Ew. Magnificenz zur Ehre der deutschen Nation, und nach so vielen, Ihrem Vaterlande geleisteten wichtigen Diensten, auch noch dieses Verdienst nicht zu klein achten werden, der Beschützer einer Kunst zu werden, die, wenn sie auch nur lediglich das Vergnügen zum Entzweck hätte, dennoch das vernünftigste, würdigste, und unschuldigste Vergnügen für denkende Wesen ist. Wie glücklich werden die beyden, in Deutschland noch allzuschüchterne Mädchen, die tragische und comische Muse seyn, wenn sie den sichern und immerwährenden Aufenthalt in Hamburg finden können, den ihnen noch zur Zeit kein deutscher Hof, und keine einzige deutsche

sche Stadt hat gewähren können — und wollen. Ich verbinde mit diesem Wünsche denjenigen für die Beybehaltung Ihrer mir verehrungswürdigen Gewogenheit, und beharre mit der ehrerbietigsten Hochachtung.

Ew. Magnificenz

Hamburg,
am 10. des Herbstmonats.
1766.

gehorsamster Diener,
Johann Friedrich Löwen.

Thea-

Theatralische Schriften.

Gedichte.

Vorrede.

So viel Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens man auch immer von dem theatralischen Schriftsteller fodert, so wird ihm selbige doch nichts nützen, wenn er ohne Talente, und ohne Geschmack für die Bühne arbeiten will. Meine Umstände haben mich, außer den Büchern, seit geraumen Jahren die Nüancen des menschlichen Herzens, und dessen ganze practische Moral in der Stille studiren lassen; und ich hoffe

von

von dieser Seite nicht mit ungewaschenen Händen die Schwelle des theatralischen Heiligthums betreten zu haben. Aber die Requsita der Talente und des Geschmacks? — Freylich kann man die Alten mehr als einmal gelesen, sich mit den Regeln des Theaters bekannt gemacht haben, und dennoch selbst sehr schlecht schreiben. Inzwischen giebt es ein gewisses innerliches Gefühl, das bey einem Schriftsteller, der der Eigenliebe kein Gehör giebt, ohne Vorurtheil entscheidet, ob er die Eigenschaften besitzt, die unsre Kunstrichter mit allem Rechte von dem theatralischen Dichter verlangen. Ich kenne die Verbindlichkeiten, die sie von ihm fodern; und habe mich daher lange gehütet, diese dornichte Wege zu betreten. Da ich aber einmal diesen Weg gegangen bin, und weiter keine Entschuldigung für mich habe; so wird es mir lieb seyn, wenn eben diese Kunstrichter meinen theatralischen Arbeiten einige Aufmerksamkeit gönnen, sie nicht zu der Menge der elenden Stücke, die auch Schauspiele heißen, rechnen, sondern sie ihres Urtheils, und mich ihrer Belehrung würdig achten wollen. Der Stoff des Trauerspiels Hermes und Nestan, oder das Orakel ist eine griechische Anec-

bote, die ich in einem französischen Journal, vermuthlich in der Gazette litteraire gelesen habe. Diderot sagt: der erste Dichter, der uns in Prosa wird zu weinen machen, wird die Prosa in die Tragödie einführen. Die schöne männliche Prosa des Philotas müßte dies vermögen, wenn anders unsre Schauspieler durchgehends so viel Geschmack hätten, daß sie lieber ein gutes prosaisches Trauerspiel von einem Act, als ein erbärmlich übersetztes französisches von fünf Acten spielen möchten. Da ich einen solchen Vorgänger hatte, so konnte ich es leicht wagen, meiner Geschichte ein prosaisches, aber, wie ich doch hoffen will, ein edles prosaisches Gewand zu geben.

Mein Lustspiel: Das Mistrauen aus Zärtlichkeit, ist eigentlich aus dem französischen Stücke Dupuis und Des Ronais entstanden. Ich war anfangs willens, dies Stück für unser Theater zu übersetzen: aber, da ich vor dem Uebersetzungsgeist immer einen Ekel gehabt, und auch nur ein einziges Stück in meinem Leben, und zwar sehr jung übersetzt habe, das nachher wider meinen Willen gedruckt ward; so wollte ich lieber einige Grundrisse, einige Situatio-

nen, und Sentiments nützen, und es nach meiner Phantasie einkleiden, als es wörtlich übersetzen. Ich wünschte, daß man es mit allen französischen Stücken so gemacht hätte, und die lächerlichen französischen Marquis und Finanzenpächter, über die wir wenigstens nicht lachen können, von unsrer deutschen Bühne ließ.

Das Lustspiel: Ich habe es beschlossen, ist, außer der kurzen, simplen Hauptgeschichte des Plans, die aus dem bekannten Roman l'Enfant trouvé genommen ist, blosse Erfindung. Ich hoffe nicht, daß man bey der Characterisirung des Leanders und seines Bedienten Jean mir vorwerfen werde, ich habe fremde Sitten auf das Theater gebracht, oder ein französirend-deutsches Lustspiel verfertigt. Wollte der Himmel, es gäbe keine Leander in Deutschland! Sie sind an den Höfen, unter dem Adel, und selbst unter den Vornehmen bürgerlichen Standes häufig anzutreffen. Die epidemische Sucht, fremde Länder zu sehen, und für gutes deutsches Geld sich schlechte Sitten, einen siechen Körper, und einen so genannten Modegeschmack, sammt allen seinen läppischen

Thorheiten einzukaufen, ist noch lange nicht bey uns dergestalt geheilet, daß die Satyre dieserhalb überflüßig wäre. Mir sind Originale genug bekannt, die ihre Renten und ihre Gesundheit schon diesseits Paris verrauchen lassen, ehe sie noch einmal diesen Sitz des Geschmacks und der Thorheiten gesehen haben. Mein Leander ist also kein ausländischer Stutzer: er gehört nicht auf das französische Theater: er gehört uns. Es ist ein deutscher Narr im französischen Harlekinskleide. — Die Episode mit dem Alten in diesem Stücke, hat etwas ähnliches mit derjenigen, die in einem der schönen Briefe des Marquis von Roselle steht: aber sie ist nicht dieselbe.

Der Liebhaber von Ohngefähr, oder die Rückkehr zur Tugend, ein Lustspiel von einem Aufzuge, hat sein Daseyn der drollichten Erzählung zu danken, die im fünften Buche des zweeten Theils der Geschichte des Gil Blas befindlich ist.

Das letzte Lustspiel: Das Räthsel, oder: Was den Damen am meisten gefällt? ward eigentlich auf Ersuchen des Herrn Ackermanns von mir verfer-

tiget. Der Stoff ist aus der, auch vom Voltaire nachgeahmten Erzählung: Ce qui plait aux Dames genommen. Man hatte dem Herrn Ackermann ein kleines Nachspiel von wenigen Auftritten über diese Materie gegeben. Es war aber zu kurz, und hatte nicht die komische, muntre, und zugleich satyrische Miene, die man so gern in dergleichen kleinen Stücken sieht. Ich ward um die Aenderung dieses Stücks ersucht; fand aber, daß es leichter sey, ein ganz neues Stück zu verfertigen, als in die Arbeit eines andern mehr Lebhaftigkeit zu bringen; und auf die Art entstand diese kleine Plaisanterie, die vermuthlich auf dem Theater gefallen wird, wenn Herr Ackermann, wie er willens ist, die Rolle des Pedrillo spielt: denn die komischen Rollen gerathen ihm allemal vortrefflich. Möchten wir doch diese Eigenschaft, es sey im niedrigen, oder im hohen Komischen auch von unsern theatralischen Dichtern rühmen können. Allein, sogar die meisten neuern französischen Lustspiele haben den Fehler, den Cäsar dem Terenz so oft vorwarf, nämlich, es fehlt ihnen an der komischen Stärke. Diese aber besteht in nichts anders, als in den großen Zügen, die die Charactere zeichnen, und die das Laster,

oder auch das Lächerliche bis in den verborgensten Falten des Herzens aufsuchen, um es den Zuschauern abscheuungswerth zu machen. Moliere war ein Meister in dieser Kunst; ohngeachtet er viele seiner starken Züge, selbst seine Sentiments, ja oft gar die Worte vom Plautus borgte. Eben so wie Corneille, der den Charakter des **Menteur** vom Lopez de Vega copirte: und dieser grose Reformator des französischen Theaters gestand, daß er zwey seiner besten Stücke darum geben wollte, diesen Character erfunden zu haben.

Die Plane zu den gegenwärtigen theatralischen Stücken sollten so kurz, so simpel, und so unverwickelt seyn, als es nur möglich war. Der Zuschauer hat aus vielen Ursachen weit größern Nutzen von solchen Stücken, als von denen, die nach den gewöhnlichen italienischen Intriguestücken verfertiget sind. Ich kenne alle die Schwierigkeiten, die sich ereignen, wenn man ein solches Stück verfertigen will. Der Plan ist leicht; und dies verführt. Aber die Ausführung ist schwer; und dies ermüdet uns oft mitten im Arbeiten. Eins von den größten Verdiensten dieser Stücke ist, die Kunst zu dialogiren. Eine schwere

Kunst; und die doch viele Schriftsteller, und noch mehr Leser und Zuschauer für so leicht halten. Man muß die Alten mehr als einmal gelesen haben, wenn man hier kein Lehrling bleiben will. Selbst Homer kann das größte Muster für einen theatralischen Dichter in der Art zu dialogiren seyn. Aber es gehört Geschmack dazu, ihn zu lesen, und noch mehr Geschmack, aus den Empfindungen, die in den Reden seiner Helden herrschen, Regeln für das Dialog zu ziehen. Unter den Römern ist Terenz ein unnachahmliches Muster; und keiner unter den Franzosen hat das Verdienst des Römers besser im Lustspiele zu nutzen gewußt, als Moliere, und auf das Trauerspiel so glücklich angewandt, als Corneille. Man vergleiche mit diesen Männern die Reden der neuesten theatralischen Dichter. Gewebe und Verwickelung genug! Man sieht überall Spuren des erfindsamen Kopfes: aber wo bleibt das Spiel der Handlungen und der Leidenschaften? Ueberdem lassen die meisten neuern ihre Personen declamiren, nicht dialogiren. Diejenigen Verfasser, die uns mit der so genannten weinerlichen Comödie, und dem bürgerlichen Trauerspiel bekant gemacht haben, verfallen, (den einzigen Leßing

ausgenommen) sehr oft in den Fehler, daß sie uns Personen zeigen, die schöne Perioden, und lehrreiche Sentenzen hersagen: aber immer gerade zu einer Zeit, da sie handeln sollten, und da der Affect, wenn er ja dann und wann Funken des Witzes und der Moral äußert, sich doch gewiß nicht in langen Sentenzen verliert. Alle solche Stellen gehören ins Lehrgedicht, aber nicht ins Lustspiel oder in die Tragödie. Dort machen sie mit das Wesen des Gedichts aus, hier aber sind sie ein elendes Skelet.

In Absicht der geschilderten Bedienten könnte man mir vielleicht einwerfen, daß ich sie für deutsche Lakays zu witzig und zu vertraut geschildert habe. Es sey mir erlaubt, ein Augenblick mein eigener Vertheidiger zu seyn, weil man uns doch immer vorwirft, daß wir in allen unsern Stücken französische und verschlagene Bediente auf die Bühne bringen — Alle alte Comödienschreiber, nicht die Franzosen allein, haben ihre Bediente entweder witzig und klug, oder auf eine besondere Art simpel reden lassen. Daß das erste schon Plautus gethan, beweist die Stelle in der Au-

lularia, da sich Lyconides über einen so klugen und witzigen Bedienten beschwert:

Grave est homini pudenti morologus nimis
Servus, qui sapere plus vult hero suo.

Diderot sagt zwar: „Spricht ein Bedienter auf „der Bühne so wie er wirklich im gemeinen Leben „spricht, so ist er plump: spricht er anders, so ist er falsch“ Aber er muß dies, wie man aus dem Zusammenhange schließen kann, lediglich von der ernsthaften Gattung der Schauspiele, dergleichen sein natürlicher Sohn ist, verstehen; sonst irrt er. Denn wie soll wol ein Bedienter sprechen, wenn ihn der Dichter auf die Bühne bringt? Freylich muß er ihn nicht zur Hauptintrigue machen; ohngeachtet die Alten, Terenz und Plautus die ihrigen dazu brauchten. Allein, man bedenke, daß das Theater, so sehr es auch ein natürliches Gemählde der Thorheiten und Sitten ist, dennoch seine eigene Costüme, seine eigene Sitten und Sprache habe. Wie dergleichen Leute hier reden

müssen,

müssen, hat uns, um ein deutsches Exempel zu wählen, unser bester Comödienschreiber, Leßing, gewiesen. Immer zwar ihrem Character gemäß; aber da sie vorzüglich die Sitten ihrer Herrschaft, auch bey uns Deutschen copiren; so sündigt man gewiß nicht, wenn man sie den Ton ihrer Herrschaft stimmen läßt. Das habe ich vorzüglich bey den meinigen beobachtet. Denn es ist so wahr: der Bediente eines Geheimdenraths nimmt die wichtige, geheimnißvolle Miene, oft auch den Gang des Ministers an. Der Bediente eines Rechtsgelehrten wirft mit juristischen Flosceln um sich; und der Diener eines Kirchenraths giebt sich ein ehrwürdiges Ansehen, und macht sich bey allen Candidaten nothwendig. Will man noch mehr Vertheidigung; so höre man nur, was der größte Kenner der Charactere, der Zuschauer, sagt: * They, nämlich, die Bediente are but in a lower degree, what their masters themselves are; and usually affect an imitation of their manners;

* Im ersten Band des Spect. Nr. 88.

ners; and you have in liveries, beaux fops, and coxcombs, in as high perfection as among people that keep equipages. Nicht zu gedenken, daß das Theater eine gewisse Uebertreibung gestattet; so ist es eben so wenig der Wahrscheinlichkeit zuwider, wie sich meine Bediente in dem Mistrauen aus Zärtlichkeit gegen ihre Herren betragen. Mir sind Exempel bekannt, da sehr vornehme Leute sich bis zum Lustigmachen mit ihren Bedienten herab lassen, und letztere nichts sparen, mit ihrem Lakayenwitz bey ihrer Herrschaft zu glänzen. Der Scharfsinn ist zwar nicht das Antheil unsrer deutschen Bedienten: es giebt aber doch hin und wieder verschlagene Köpfe, die nicht ganz und gar ohne Witz sind, die den Lakeyismus recht zu nutzen wissen, die durch allerley Kniffe sich zu Ehrenämtern schwingen, und nach zwanzig Jahren, statt der Schnüre, Ritterbänder tragen. Man denke sich in den meinigen solche Garderobegenies; und die Unwahrscheinlichkeit wird wegfallen.

Nur

Vorrede.

Nur noch ein Wort von meiner theatralischen Geschichte. Sie ist eigentlich für Schauspieler geschrieben, denen eine kleine Kenntniß von dem Entstehen und den Abwechselungen der deutschen Bühne vielleicht nicht unangenehm ist. Vielleicht erweckt sie aber auch die Neugierde der Liebhaber und Kenner des Theaters überhaupt; und ich würde mich für meine mühsame Arbeit reichlich belohnt halten, wenn ich durch die, in meiner Geschichte erzählte Hindernisse diejenigen ermuntern könnte, die diese Hindernisse zu heben am ersten im Stande sind. Man hat seit einiger Zeit von Seiten der Critik alles gethan: und noch erst neulich ist eine sehr scharfe aber dabey aufrichtige Beurtheilung des Kochischen Theaters herausgekommen. Möchte man nun auch von Seiten der Unterstützung das hinzufügen, was der wahren Kritik erst ihr rechtes Gewicht geben kann.

Die gegenwärtigen Stücke waren bereits unter der Presse, als ich so glücklich war, mit einigen kriti-

schen

schen Freunden des Theaters, und mit der vortrefflichen Schauspielerinn bekannt zu werden, die dem Hamburgischen Theater zur größten Zierde gereicht, und zugleich die feinste theoretische Kenntniß ihrer Kunst besitzt. Ihren Kritiken habe ich verschiedene kleine Veränderungen in dem Mistrauen aus Zärtlichkeit zu danken; und wie vorzüglich würden die gegenwärtigen Stücke seyn, wenn ich dergleichen Freunde vor dem Druck gekannt hätte. Allein, welcher theatralische Schriftsteller wird nicht fehlen, der sich selbst Kunstrichter und Publicum seyn muß! Ich wünschte wol, daß man in dem kleinen Trauerspiele, Hermes und Nestan, einige Stellen verändern möchte. Im siebenten Auftritt des zweeten Aufzuges sagt Hermes: Wenn du jemals geliebt hast; ich möchte aber gern, daß man läse: Wenn du jemals Liebe; für Osmiren Liebe fühltest. Ueberhaupt wäre es, nach dem Rath eines Kenners, gut gewesen, wenn diese geschickt angelegte Scene nicht zu kurz gerathen wäre. Statt der Masque, deren sich

Nestan

Nestan im zweeten Aufzuge bedient, muß Sturmhaube gesetzt werden. In meiner Geschichte des deutschen Theaters wünschte ich wol, daß man S. 46, da ich von Cronegk geredt habe, die Worte durchstreichen möchte: Sein Mistrauischer verdient noch immer unsern besten Originallustspielen an der Seite zu stehen. Ich habe itzt das Stück selbst mit Aufmerksamkeit gelesen, und vorstellen sehen. Allein, man kann sich kein langweiliger, kein schlechter angelegtes Stück, und keine unschicklichere Situationen denken. Auch das Dialog taugt nicht viel; und die beyden Liebhaber, die sich ihre Geliebte wechselsweise einer dem andern in die Hände spielen, machen, so wie selbst die arme Braut, eine wunderliche Figur in diesem Stücke. Wäre dies Cronegks einzige theatralische Arbeit; so würde man ihn längst unter den mittelmäßigen Schriftstellern vergessen haben.

Eben

Vorrede.

Eben, da ich meine Vorrede schliessen will, äußert sich eine glänzende Epoche für die theatralische Geschichte. Da das Publicum mit dem nächsten davon wird unterrichtet werden; so darf ich nur so viel sagen, daß man die davon zu erwartende Nachrichten als eine Folge meiner theatralischen Geschichte ansehen kann. Geschrieben zu Hamburg, den 11ten des Herbstmonats 1766.

Inhalt.

Inhalt.

Geschichte des deutschen Theaters Seite 1

Auszug aus einem Briefe eines Freundes 67

Hermes und Nestan, oder das Orakel, ein Trauerspiel in zween Aufzügen 77

Das Mistrauen aus Zärtlichkeit, ein Lustspiel in dreyen Aufzügen 113

Ich habe es beschlossen, ein Lustspiel in dreyen Aufzügen 215

Der Liebhaber von Ohngefähr, oder die Rückkehr zur Tugend, ein Luspiel in einem Aufzuge 283

Das

Das Räthsel, oder was dem Frauenzimmer am meisten gefällt, ein Lustspiel in einem Aufzuge mit einem Divertissement S. 339

Geschichte

Geschichte

des

deutschen Theaters.

Geschichte des deutschen Theaters.

Der Vorwurf, den uns die Ausländer machen, daß wir kein eigenes Theater haben, ist mehr als zu gegründet; und es würde bloß eine übertriebene Eigenliebe seiner Nation verrathen, wenn man dawider streiten wollte. Der Herr Professor Gottsched hat sich zwar bey aller Gelegenheit die Mühe genommen, diesen, freylich für die schöne Litteratur eines Volkes nicht sehr günstigen, Vorwurf von uns abzulehnen; allein, es ist sehr zu fürchten, ob er bey diesem Eifer viel gewonnen habe. Es ist bey einem solchen Streite nicht genug, ein langes Register, größtentheils abgeschmackter, unsinniger und possenhafter Stücke anzuführen. Alles kömmt auf die große Frage an: Was das heiße, ein eigenes Theater

haben? So bald wir erst, statt der ewigen Uebersetzungen aus fremden Sprachen, eine Menge Originalschauspiele aufstellen können, die keiner andern als der deutschen Nation anpassend sind; so bald unsere Lustspiele das unterscheidende Gepräge des * deutschen Charakters führen, und nicht mehr französirend-deutsche Lustspiele sind; so bald eine Bühne, die dergleichen Originalstücke aufführet, auf öffentliche Kosten erhalten, und unterstützet wird; so bald, aber gewiß ehe nicht, werden wir ein eigenes Theater haben. Wenn man hiernach die Beschaffenheit unserer gegenwärtigen Originalstücke, und unsers Theaters überhaupt untersuchen will, so wird man das Unvollkommne und Mangelhafte durchgehends gewahr werden.

Da inzwischen auch bey der Kindheit unsers Theaters ein angesehener Theil des Publici auf die Unterstützung der Schauspiele denkt; da wir einige Schriftsteller aufweisen können, die mit Beyfall und Ehre für diese Bühne gearbeitet haben; da sich vielleicht noch mehrere Genies mit dem Theater abgeben würden, wenn die Nebenursachen, die sie zurückhalten, gehoben wären; und da endlich einige unserer heutigen Schauspieler in der theatralischen Kunst wirklich vortrefflich sind, so scheint es keine vergebliche Arbeit zu seyn, wenn man, nach dem Beyspiel anderer Nationen, auch die Geschichte der deutschen Bühne, von ihrem ersten muthmaßlichen Ursprung an, bis auf die gegenwärtige Zeit beschreibet. Ich bescheide mich zwar gerne, daß bey einem so mühsamen Vorha-

* Inzwischen muß man dieß mit einer großen Einschränkung verstehen, wie ich im zweeten Abschnitte bey den theatralischen Dichtern zeigen werde. Denn es bleiben noch immer die beyden Fragen: Welches ist der wahre Nationalcharakter der Deutschen? Und: Ist er nicht vielmehr ein aus bekannten Ursachen vermischter Charakter?

Vorhaben, als das gegenwärtige ist, noch manche Lücken bleiben werden. Allein, der Vorsatz, etwas Vollständiges liefern zu wollen, muß hiebey schon ein Verdienst seyn.

Meine ganze Geschichte des deutschen Theaters wird sich von selbst in zween Abschnitte theilen. In dem erstern will ich versuchen, den Ursprung unsers Theaters, vorzüglich in Absicht der Schauspieler, den Fortgang desselben, alle Gesellschaften deutscher Schauspieler bis auf die itzigen Zeiten, nebst einigen dahin einschlagenden Anekdoten und Nachrichten, zu beschreiben. In dem andern Abschnitte werde ich derjenigen deutschen Dichter gedenken, die zur Aufnahme der Bühne das Ihrige beygetragen haben. Das mühsame Verzeichniß von gedruckten Schauspielen, welches der Herr Professor **Gottsched** herausgegeben hat, kann ich hierbey füglich voraussetzen: ohngeachtet, außer einigen neueren Schriftstellern, die in diesem Verzeichnisse angeführet sind, die andern alle gewiß nicht die Männer gewesen sind, die den Flor der deutschen Schaubühne würden befördert haben.

Zuletzt will ich es versuchen, einige von den Ursachen anzuführen, die den Flor dieser Bühne gehindert, und Vorschläge thun, welchergestalt die wahre Aufnahme des deutschen Theaters befördert werden könnte.

Wenn man die sogenannten Fastnachtsspiele der Deutschen, worinn man gemeiniglich den Ursprung unsrer deutschen Comödie setzt, und wovon ich bald mehr sagen will, genau untersucht, so wird man finden, daß sie eine, wiewol noch immer sehr entfernte, Aehnlichkeit mit der alten satyrischen Comödie der Griechen hatten. Inzwischen war doch diese satyrische Comödie der Alten, so sehr man sie auch beschrie, von sehr großem Nutzen. Es giebt gewisse Laster, wider welche die Gesetze nicht eifern. Die Alten bedienten

sich daher dieses Mittels. Aus diesem Grunde wurden die satyrischen Dichter sogar von den Magistratspersonen besoldet; gleichsam als Censores der Republik. Plato selbst ließ sich zum Beyfall für sie dahinreißen, und gestattete dem Aristophanes einen Zutritt bey ihm. Vielleicht aber könnte man noch richtiger unsre ersten Comödien in Deutschland zu der Gattung von Schauspielen rechnen, die die Römer Comœdias tabernarias nannten, und die das niedrige Volk zu Rom in den Gasthäusern aufführte. So viel ist wenigstens, was die Zeit des Ursprungs betrifft, gewiß, daß die ersten deutschen Comödianten, oder Fastnachtsspieler, oder wie wir sie nennen wollen, wo nicht noch eher, doch gewiß zu gleicher Zeit mit den berüchtigten Troubadours in Frankreich geblühet haben, die man ebenfalls als die ersten Comödianten ansiehet. Nur wegen des ersten ordentlichen Comödienschreibers haben wir nicht so viel Zuverläßiges, als unsre Nachbaren, die Franzosen haben; hauptsächlich was die Comedie profane betrifft, wie sie selbige zum Unterschied ihrer geistlichen Comödien nennen, die die Troubadours spielten. Etienne Jodelle verfertigte ein Stück, das er Rencontre nannte, und welches Heinrich dem Zweyten sehr wohl gefiel. Cleopatra und Dido waren zwey Trauerspiele von ihm, die zuerst an die Stelle der geistlichen Comödien gespielet wurden.

In einem uralten Manuscripte von Comödien habe ich eine Nachricht gefunden, daß Reichlinus im Jahr 1497 in Deutschland die erste Comödie geschrieben habe. Ein gewisser Conrad von Höveln, sonst Candorin genannt, soll in einem Buche, das er Helden Lust üben nennt, und welches 1663 gedruckt ist, diese Anekdote haben. Der Herr von Bielefeld hat vielleicht in seinem Progrés des Allemands diese Nachricht daher, weil er eben dasselbe Jahr anführt,

und

und auch eines gewissen Reichlin erwähnt, der dem Bischof zu Worms Johann von Dalberg zu Ehren die erste Comödie gemacht habe. Allein, **Bielfeld** ist in diesem Stücke wol nicht zuverläßig; und vielleicht ist es ganz umsonst, die erste wahre Spur der deutschen Comödie zu finden. So viel ist gewiß, daß längst vor **Reichlin** den Deutschen diese Art des Zeitvertreibs, so rauh und barbarisch er auch gewesen seyn mag, müsse bekannt gewesen seyn. Die sogenannten Fastnachtsspiele sind gewiß weit älter; und diese vermummten Gaukler, die um die Fastnachtszeit in den öffentlichen Gasthäusern erschienen, und daselbst ihre satyrischen Possen trieben, haben wol unstreitig zu unsrer Comödie den ersten Grund geleget. Wenn man überdem bedenkt, daß das angeführte Reichlinische Stück gewiß lateinisch gewesen; und daß schon im Jahr 1450 der bekannte nürnbergische Meistersänger Hans Rosenblütt Fastnachtsspiele entworfen; ja, daß sogar 1486 der Eunuchus des Terenz schon übersetzt war, und 1499 der ganze Terenz in Folio erschien, so behalten die Fastnachtsspiele dieses Sängers und seiner Nachfolger, eines Hans Sachsens, und andrer, die man in dem Gottschedischen Verzeichnisse findet, ohnstreitig den ersten Rang. Carl der Grosse war, wie bekannt, ein großer Verehrer der deutschen Sprache und Dichtkunst. Man erzählet, daß man ihm eine Comödie in friesischer oder niedersächsischer Sprache vorgestellet habe. Und wenn es wahr ist, daß bereits in dem zehnten Seculo, als wol in allen europäischen Landen kein einziges Volk an die theatralische Dichtkunst dachte, im Stifte zu Gandersheim, eine adeliche Jungfer Rhoswita nach dem Muster des Terenz sechs Comödien verfertiget hat; so ist gewiß der Ursprung unsrer Comödie sehr alt, und älter noch, als selbst bey unsern Nachbarn den Franzosen. Ob aber dieses Alterthum, wenn wir einen Blick auf die gegenwärtige

Situation beyder Nationen in Absicht der Bühne werfen, uns Deutschen zur Ehre gereiche, läßt sich sehr leicht entscheiden.

Die Einrichtung der sogenannten Fastnachtsspiele und ihrer Akteurs hat sich sehr lange erhalten. Fünf bis sieben, auch wol noch mehr verkleidete Personen, führten dergleichen Stücke um die Carnevalszeit in Privathäusern, auch wol in öffentlichen Gasthöfen auf. Die ersten rohen Comödianten sahen ihr Geschäffte mit der Zeit als ein Handwerk an, und daher kam es auch, daß sie ihre Gilden und ihre Herbergierkrüge, ihre Altgesellen und sogar ihren Gruß, wie andre Zünfte, hatten. Vielleicht waren sie unter solchen Umständen geehrter, als da sie nachgehends in den Schutz der Minerva aufgenommen wurden, und man ihr Geschäffte zu einer freyen Kunst machte. Augspurg und Nürnberg waren ehemals vortrefliche Oerter für diese Leute; und noch in weit neuern Zeiten hat sich in Danzig ein gewisser Goldschmidt, Namens Diederich, als ein theatralischer Mäcen bekannt gemacht. Die Comödien, welche von diesen Leuten gespielt wurden, waren anfangs moralisch und satyrisch. Nachmals flochten sie geistliche Geschichte; und was zugleich höchst ärgerlich war, die größten Zoten und Burlesken in dergleichen Stücke. In Frankreich war es um eben diese Zeit nicht besser. Man spielte das Geheimniß des alten Testaments; und Franciscus der Erste fand sehr großen Geschmack daran. Endlich wurden dergleichen Stücke mit Bouffonnerie und Burlesken verbrämt: aber man sahe diese Gräuel bald ein; und seit dem Jahre 1545 ließ man es nicht zu, daß die Comödianten geistliche Comödien mit burleskischen Zwischenmengereyen spielen durften. Bey uns hingegen, wo man noch nicht die geringste Spur vom Geschmack entdeckte; und die ganze Absicht der Schauspieler

nur

nur in der Belustigung des Pöbels von allerley Art bestand, war diese theatralische Policey eine unbekannte Sache. Es eiferte niemand als die Geistlichen, die den Kirchenvätern nachbeteten, deren * einige sich doch selbst mit dem Theater abgaben. Es ist wahr, der Zustand unsers Theaters vor einigen hundert Jahren hätte mit der Zeit immer blühender werden können; zumal es ihm nicht an Unterstützung fehlte; und man nach gerade anfieng, die Geschichte der Religion, der Fabel oder sonst einer wahren Begebenheit freylich immer noch nach einem grotesken Plan in ein Schauspiel zu bringen. Wenn man bedenkt, daß schon im Jahr 1546 ein gewisser **Valentin Bolzius** zu Basel auf Befehl des Raths ein rührendes Lustspiel von des Apostels Pauli Bekehrung aufgeführet, und drucken lassen, und 1550 noch ein anderes Lustspiel, den Spiegel der Welt; so muß man sich wundern, wie die Deutschen in einer Kunst, dazu sie schon so frühe einige Neigung blicken ließen, so gar weit zurück geblieben sind, so, daß wir in Absicht des Theaters noch immer in den Jahren der Kindheit wandeln. Allein, mußte dieser Zustand sich nicht natürlich ereignen? Was war der damalige Geschmack unsers Publici? Was ist er noch erst vor dreyßig Jahren, und kaum so lange gewesen? Und was ist er leider an manchen Orten noch? Ich habe vorhin gesagt, daß unsre Comödianten, gleich den Franzosen, aus biblischen Geschichten den Stoff zu ihren Stücken nahmen, und selbige durchgehends mit Zoten und albernen Possen anfülleten. Diese lächerliche, und zugleich ärgerliche Gewohnheit ist so gar lange noch nicht bey uns abgeschafft: und wenn man freylich den König Salomo mit Hannswursts Intriguen nicht mehr spielet; so giebt es doch noch Gesellschaften, die Al-

* Der Kirchenlehrer **Georg Nazianzen** schrieb ein Trauerspiel de Christo patiente.

zire oder * Barnewell mit Hannswurstslustbarkeiten spielen. Um den Lesern, die sich um den Wust der alten Comödien eben nicht bekümmert haben, einen Abriß zu machen, wie dergleichen Stücke aussehen, will ich nur eine einzige Scene aus einem alten ungedruckten Lustspiele hersetzen, das in den ältern Zeiten eine Zierde der deutschen Bühne gewesen ist. Der Titel heißt: Die große Weißheit des Königs Salomonis, und dieß ist der funfzehnte Auftritt des ersten Aufzuges. Das Theater stellt Lauberhütten vor, und die Personen sind Salomo, Bacima, seine Gemahlinn, Naema, Mahelad, Rehabeam, Jerobeam, Josaphat, der Reichskanzler, Abar der Hofmeister, Salomons Kebsweiber und Hannswurst, Salomons lustiger Diener.

Salom. Ein jeder setze sich. Aber was machst du bey der Tafel?

Hannsw. Was werd ich machen? Fressen will ich.

Salom. Weißt du wol, wer du bist, und wer wir sind?

Hannsw. Ihr seyd Halt! der König Salomo, und ich bin Hannswurst, euer Schwager.

Salom. Bestie, was redest du?

Hannsw. Das ist mein Name nicht.

Salom. Fort mit dem Hund zum Galgen!

Hannsw. Das wäre eine theure Mahlzeit. Dafür bedanke ich mich. Ich will lieber nichts fressen.

Salom. Daphne bekleidet unsre linke Seite, und lasse sich keiner heute etwas abgehen.

Hannsw.

* Wie z. E. ein ehemaliger Principal vor ohngefähr eilf Jahren in Braunschweig.

Hannsw. Ich habe mich auch wollen lustig machen, damit ihr desto aufgeräumter werdet: so heißt es aber gleich zum Galgen! du Hund!

Salom. Deinesgleichen gehören nicht an die königliche Tafel.

Hannsw. Und warum nicht?

Salom. Weil du unser Knecht und Aufwärter bist.

Hannsw. Es ist doch eine Schande, wenn leibliche Schwäger sich vor einander schämen. Wenn nur ein Lümmel herkömmt, der etwa ein paar Pferde hat, und etwa ein paar Laquaien: so heißt es gleich, laßt ihn mit uns speisen: und ein ehrlicher Cavalier, als ich, muß aufwarten. Es ist nicht recht, Herr König Salus, da ich eurem Vater so lange Zeit habe die Strümpfe müssen ausziehen, und manchen falschen Ton dabey gehöret. Euer Herr Vater ist mein Scholar gewesen, denn ich lehrte ihn das Harfenspielen.

Salom. Nun sey zufrieden, hier hast du was auf dem Teller.

Hannsw. Ich bedanke mich, Herr Salus! Es schadet nicht, wenn man einem ein wenig die Wahrheit saget. Nachdem ich ihm in das Gewissen geredet, gab er mir gleich für das übrige Stillschweigen ein wenig zu fressen, sonst hätte ich ihm alle seine Caffeeschwestern vorgeworfen.

Jerobeam. Man trinke des Königs von Jerusalem Gesundheit!

Rehab. Es lebe der König von Judäa Nestors Jahre!

Hannsw. So geht es recht zu. Das ist der ärgste Saufjäkel: und wann der Kerl sich nicht bey Zeiten ein Clystier durch Schornsteinfeger wird setzen lassen,

so werden die Hosen große Noth leiden. Da wird sich hernach das Frauenzimmer verwundern, daß der Kerl so geschwinde ein Materialist geworden ist; u. s. w. (denn der Schmutz und die Zoten steigen immer höher) Sind das nicht allerliebste Sächelchen!

Vielleicht ist es hier der rechte Ort, etwas von derjenigen lustigen Person zu gedenken, die seit so vielen Jahren das Händeklatschen des deutschen Pöbels in Logen und Parterre gewesen ist. Die ersten deutschen Comödianten nannten vorzeiten denjenigen in ihrer Gesellschaft, der die lustige Person vorstellte, außer dem Theater Courtisan. Der Ursprung dieser Benennung ist in den aus dem Spanischen entlehnten, Haupt- und Staatsaktionen zu suchen, wo die Courtisane gemeiniglich lustiger Rath bey Hofe genannt wurden.

Die Comödianten waren gewohnt, nach dem Charakter, welchen sie vorstellten, auch die Namen anzunehmen, als z. E. Courtisan, Königsagent, Tyrannenagent, Pantalon, u. s. w. Diese Titel gaben ihnen durchgehends einen Vorzug vor den jüngern Akteurs, als von welchen sie fast eine übertriebene Hochachtung erpreßten, und auch wirklich erhielten. Wen man ehemals Courtisan nannte, der hieß nachgehends **Pickelhering**, und in den neuern Zeiten **Hannswurst**. Ein gewisser **Stranitzky**, von dem unten mehr vorkommen wird, führte zuerst den Hannswurst ein: und **Denner** spielte zuerst die lustige Person nach dem Beyspiele des italienischen und französischen Theaters unter dem Namen **Harlekin**.

Da Deutschland an keinem einzigen Orte einen gegründeten und immerwährenden Schauplatz gehabt hat: und das deutsche Theater mit allem Rechte das heißen kann, was die Engelländer ein extempore Theatre nennen; so ist es kein Wunder, wenn man von der Beschaffenheit desselben,

und

und von den Personen die sich damit abgegeben, nicht die geringste zuverläßige Nachricht, bis ohngefehr in das vorige Seculum hat.

Ein gewisser Magister **Velthem** soll, nach allen mündlichen Nachrichten, der Erste gewesen seyn, der eine ordentliche Gesellschaft deutscher Schauspieler geführet hat. Inzwischen habe ich doch in einer alten Schrift noch eine ältere ordentliche Comödiantengesellschaft entdeckt, die aus einer wichtigen Ursache angemerkt zu werden verdienet. Sie nannte sich die **Treuische** Gesellschaft; und es ist merkwürdig, daß der nachmalige große Gottesgelehrte, **Johann Lassenius**, der heiligen Schrift Doktor und königl. dänischer Oberhofprediger, bey dieser Gesellschaft einer der vorzüglichsten Akteurs gewesen ist.

Velthem war ein Mann, der die französische, italienische und spanische Sprache vollkommen verstand, und sich die fremden Schaubühnen bekannt gemacht hatte. Er verband sich mit einigen Studenten, und errichtete eine ordentliche Gesellschaft, die nichts ähnliches mehr mit den Handwerksmäßigen Gilden der alten deutschen Schauspieler hatte, sondern so beschaffen war, wie alle übrige nach ihm entstandene Gesellschaften bis auf den heutigen Tag aussehen. Die guten Comödien, welche **Velthem** zuerst auf die Bühne brachte, waren die Molierischen, und die erste Nürnberger deutsche Ausgabe ist von ihm besorgt worden. Schon um das Jahr 1669 wurde der **Polyeukt** mit Vermehrungen und Veränderungen von einigen Studenten in Leipzig aufgeführt. **Velthem**, der nachher in Leipzig studirte, spielte in diesem und in andern Stücken eine Rolle, und legte hierdurch den Grund zu seinem nachmaligen Theater. Nürnberg und Breslau waren die Städte, wo er zuerst seine Bühne eröffnete. An beyden Orten genossen diese Comödianten vor-

vorzügliche Achtung. Man empfieng sie bey ihrer Ankunft auf den Grenzen des Stadtgebietes; und der Magistrat pflegte sie alsdann vor der Stadt zu bewirthen. Auch zu Hamburg erhielten sie bey ihrer Abreise jedesmal von dem Magistrat Geschenke. Seine Burlesken nahm er theils aus dem Italienischen, theils aus dem alten Theater des **Gherardi**; und die meisten wurden von ihm selbst, wenigstens dem Plane nach entworfen, und aus dem Stegereif aufgeführet. Diese Gewohnheit der sogenannten extemporirten Comödien wurde bald der herrschende Geschmack des deutschen Theaters. Er war auch für das Gedächtniß der Schauspieler sehr bequem; und eben diese Begemlichkeit verursachte, daß man fast gar keinen Gebrauch mehr von französischen Uebersetzungen machte, bis die Neuhergsche Bühne diese Gewohnheit erst wieder einführte. Die ernsthaften Stücke, welche **Velthem** spielte, waren * spanische geradebrechte Uebersetzungen, die unter dem lächerlichen Titel der Haupt- und Staatsaktionen die Stelle des Trauerspiels vertraten. Die Folgen sind bekannt, die sich daher über die Dichtkunst der Deutschen, und über ihre ganze

* Die spanischen Stücke sind wohl ohnstreitig, wenn man den ältesten Nachrichten, die ich nur habe auftreiben können, und dem Hrn. Professor **Gottsched**, in seinem mit vieler Genauigkeit entworfenen Register der dramatischen Dichtkunst, glauben kann, zuerst auf unserm Theater übersetzt, und als tragische Stücke gespielet worden. Freylich war es keine wörtliche Uebersetzung: man flickte gemeiniglich eine lustige Person mit ein: und je mehr listige Streiche diese Person spielen konnte, desto vorzüglicher war das Stück. Wie alt die Gewohnheit aus dem Spanischen zu übersetzen sey, kann man aus einem 1520 zu Augspurg gedruckten Stücke sehen. Dieß ist der Titel: Ain hipsche Tragedia von zwaien liebhabenden menrschen, ainem Ritter Calixtus und einer edlen Jungfrawen Melibia genannt, deren Anfang müesam was, das Mittel sieß, mit dem allerbittersten jr bayder sterben beschlossen.

ze Schreibart verbreitet haben. Der Lohensteinische Schwulst und alle die in dem Geschmack der Asiatischen Banise geschriebene Bücher, sind die Früchte davon gewesen. Ein gewisser albern-hochtrabender Styl, mit falschen und schiefen Witz untermischt, war die einzige Schönheit, auf die man sich damals befliß; und man wird keine Haupt- und Staatsaktion lesen, wo nicht dieser Bombast auf die lächerlichste Art angebracht ist. Die damaligen Comödianten spielten ein Stück: **Prinz Pickelhering**, das vermuthlich auch aus dem Spanischen entlehnet ist. In diesem Pickelhering scheinet der Verfasser alle andere schwülstigen Stücke geplündert zu haben, und es ist ein reiches Magazin des abgeschmackten Hochtrabenden.

Wann eher **Velthem** seine Gesellschaft eigentlich errichtet, ist ziemlich unbekannt. So viel ist gewiß, daß er im Jahr 1692 zu Hamburg gespielet hat. Es beweiset dieß eine geschriebene Anekdote, die ich hier wörtlich einrücken will. „Im Jahr 1692 wurde der berühmte Comödiant Magister **Velthem** in Hamburg krank, welchem die „Priester das heilige Abendmahl nicht reichen wollten, er sollte denn versprechen, wenn er gesund würde, nicht mehr zu „agiren, welches er aber, weil es seine Profeßion, nicht „thun wollte, sondern schickte nach dem Priester auf dem Hamburger Berg, der ihm das Abendmahl gereichet, dergleichen ist auch seinem gewesenen Courtisan **Schernitzky** in „Leipzig begegnet.“

Ein gewisser Licentiat **Rademin** gieng um diese Zeit nach Wien, und hat daselbst das noch itzt blühende deutsche Theater wo nicht gegründet, doch gewiß in eine bessere Ordnung gebracht. Die vorzüglichsten Akteurs bey der Velthemischen Gesellschaft waren: **Salzhüter**, **Geisler**, **Judenbart**, **Stranitzky**, **Hubert** und **Elendsohn**,

der

der den Pantalon spielte. Die meisten dieser Leute waren verheyrathet; allein **Elendsohn** ist unter allen der merkwürdigste. Er heyrathete die Tochter eines Handwerkers in Hamburg, die schön, aber arm war; die aus Liebe zu ihm catholisch wurde, aber niemals als Aktrice das Theater betreten hat. Dieser **Elendsohn** wurde nachmals selbst Principal; und ich werde seiner bald erwehnen.

Nach dem Tode des M. **Velthem** setzte seine Witwe, die das polnische Privilegium erhielt, die Gesellschaft noch einige Zeit fort, bis sie endlich durch den Principalgeist verschiedener Akteurs genöthiget ward, ob zwar noch in ziemlich guten Umständen, die Gesellschaft aufzugeben. Sie hatte vorzüglich in Gothland erstaunliche Summen gewonnen: aber die Verschwendung, der diese üppige Frau nachhieng, war die Ursache ihres künftigen Mangels. Sie war willens, mit ihrer Gesellschaft nach der Schweiz zu gehen, wurde aber durch Sturm verschlagen, und kam nach Gothland. Aus der Einfalt, die in dieser rauhen Insel damals herrschte, kann man sich leicht von der theatralischen Einsicht der Einwohner einen Begriff machen. Allein, eben hiedurch machte die Velthemen ihr Glück. Die Gothländer waren noch halbe Heyden; und man kann sich leicht vorstellen, was diese Barbaren von Leuten müssen gedacht haben, die in einer fremden Tracht, mit Reiherbüschen auf dem Haupte, mit flimmernden Steifröcken, und mit römischen Stiefeln in einer unbekannten Sprache dem Volke ihre Gaukeleyen zeigten. Die Dummheit dieser Insulaner gieng so weit, daß verschiedene abergläubische Gothländer vor den Comödianten niederfielen, und sie für römische Götter hielten. Darf man sich wol wundern, daß die Velthemen sich dieser frommen Einfalt zu ihrem Vortheile bedienet habe? Sie that es mit so gutem Erfolg, daß sie, wiewol nicht an Gelde, doch

an

an andern Kostbarkeiten und Sachen über 70000 Thaler mit nach Deutschland brachte. Sie hatte zwo Töchter: die älteste war an einen Grafen bey Pillau verheyrathet, und die jüngste heyrathete nachhero gleichfalls außer dem Theater. Sie selbst gieng nach Wien, und starb daselbst in einem hohen und dürftigen Alter. Ehe ich diese Frau verlasse, muß ich eines gelehrten Streites gedenken, den sie führte, der damals Aufsehen machte, und der zu ihrem Vortheil ausgeschlagen ist. Ein Prediger in Magdeburg, **Johann Joseph Winkler**, hatte von der Unzuläßigkeit der Comödien eine beißende Schrift herausgegeben. Die Velthemen fand sich und die gute Sache des Theaters dadurch beleidiget, und schrieb eine sehr wohlgerathene * Vertheidigung der Schauspieler wider diesen eifernden Gottesgelehrten.

Nach dem Tode dieser Frau zerstreute sich die ganze Gesellschaft. **Hubert** gieng nach Wien, wo seine Familie noch itzt sich dem Theater gewidmet hat; **Geißler** gieng ebenfalls dahin: aber **Elendsohn**, zu dem sich die andern schlugen, errichtete eine besondere Gesellschaft. Dieß war also die zwote ordentliche Truppe in Deutschland.

Julius Elendsohn, der Vorsteher derselben, lebte nicht lange, und hinterließ einen Sohn, der ihm in der Rolle

* Dieß ist der Titel nach der neuesten Ausgabe: Zeugniß der Wahrheit vor die Schauspiele oder Comödien, wider Herrn Johann Joseph Winklers, Diaconi der hohen Stiftskirche in Magdeburg herausgegebene Schrift, worinnen er dieselbe heftig angegriffen, und verhaßt zu machen sich vergeblich bemühet, aus vieler Theologorum Zeugniß zusammen getragen und aufgesetzt von Frau C. E. Velthemin, Principalinn der Königl. Polnischen und Churfürstl. Sächsischen Hofcomödianten. Jtzt aber auf Begehren guter Freunde zum andern mal zum Druck befördert von den Hochfürstlichen Mecklenburgischen Hofcomödianten. Gedruckt Anno 1711.

Rolle des Pantalon folgte: und zwo Töchter, wovon die älteste einen Akteur, Namens **Müller**, heyrathete, die jüngste eine Zeitlang ins Kloster gieng, nachmals aber sich dem Theater widmete, und einen Comödianten, Namens **Sack**, zur Ehe nahm. Der damalige Churfürst von Cölln ließ dem **Elendsohn** auf dem katholischen Kirchhofe zu Schwalbach ein Epitaphium in schwarzem Marmor setzen. Die Wittwe, ohngeachtet sie keine Aktrice war, führte dennoch die Gesellschaft fort, und bediente sich des Raths eines jungen Akteurs **Haack**, der ein geschickter und belesener Mann war. Sie nahm ihn kurz darauf zu ihrem zweeten Mann, und nun wurde die Gesellschaft die **Haackische**.

Haack, der aus Dresden gebürtig, lutherischer Religion, ein Barbier seiner Profeßion und für den damaligen Geschmack ein ganz guter Harlekin war, zeugte mit seiner Frau einen Sohn und eine Tochter. Er hatte den Ruhm eines stillen und friedliebenden Mannes. Seine schwächliche Natur, die täglichen Arbeiten, der Verdruß mit seinen Stiefkindern in Ansehung der verschiedenen Religionen, und die Verdrießlichkeiten mit den alten Akteurs, ein Name, worauf diese Leute damals pochten, und worinnen doch oft ihr ganzes Verdienst bestand, alles dieses verkürzte ihm sein Leben. Er hatte das polnische und sächsische Privilegium; und seine Wittwe setzte die Gesellschaft fort. Als Kayser Carl der Sechste zu Frankfurt am Mayn 1711 gekrönt wurde, schlug sie daselbst ihre Bühne mit Beyfall auf. Ein gewisser Frankfurter Bürger ließ selbige auf seine Kosten für 2200 Gulden prächtig bauen. Man rechnet ihr über 14000 Rthlr. nach, welche sie allein in Frankfurt soll erworben haben. Um eben diese Zeit wurden auch schon in Copenhagen deutsche Comödien von einem gewissen von **Quodren** gespielt. Bey der **Haackinn** waren **Hofmann, Lorenz,**

Kohl-

Kohlhardt, die berühmtesten Schauspieler. Von dem letzten will ich bey der Neuberischen Truppe umständlicher reden. Der dritte Mann, den sie heyrathete, war ihr Akteur **Hofmann**, der verschiedene Jahre in Hamburg agiret, und auch daselbst im Jahr 1722 die ehmalige Velthemische Vertheidigung unter dem Titel: Curieuse und wohl erörterte Frage, ob Comödien unter den Christen geduldet, und ohne Verletzung ihres Gewissens von denselben besucht werden können per Namfoh, unter diesem verkehrten Namen wieder auflegen lassen. Ein guter einfältiger Eiferer widerlegte diese Schrift, die unter einem langen Titel, und mit einer ungeheuren Menge Noten zu Augspurg bey Paul Kühzens Wittwe 1724 gedruckt war. Im Jahre 1728 starb die **Hofmanninn**. Doch ehe wir so weit gehen, müssen wir noch einige Gesellschaften betrachten.

Stranitzky, der ehemals Akteur bey **Velthem** gewesen, hatte nachher eine eigene Gesellschaft angenommen: allein, er gerieth bald in schlechte Umstände, und aus dieser entsprang die **Denner**- und **Spiegelbergische** Gesellschaft. Diese beyden Truppen agirten theils gemeinschaftlich, theils getrennet, unter verschiedenen Glücksumständen. Die Spiegelbergische hielt sich am längsten. Ihr Vorsteher, **Johann Spiegelberg** starb 1732 in Norwegen. Seine Wittwe, Denners Schwester, setzte die Gesellschaft bis 1739 fort, und gab sie alsdann auf. Den eben gemeldeten Denner muß man nicht mit dem Vater verwechseln, der Hamburger Bothe war, und aus Liebe für das Theater nach Wien zu einem dortigen Principal, dem schwarzen **Müller**, wie man ihn nannte, gieng, und bald darauf von der Velthemischen Truppe verschrieben ward. Der junge **Denner** war ein Meister im Harlekin. Er spielte sehr oft vor dem

König von Großbritannien, Georg dem Ersten, zur Görde: aber alles in dem damaligen Geschmacke, lauter Haupt- und Staatsaktionen, und verstümmelte italienische Uebersetzungen.

Hierauf folgte die **Beckische** Gesellschaft. Er selbst war ein Zahnarzt, und für den Pöbel ein ziemlich schmutziger Hannswurst. Auf ihn folgte **Haßcarl**, der um das Jahr 1720 eine Gesellschaft führte, und in Pyrmont viel Geld erwarb. Er hatte einen Akteur Namens **Margraf**, der weder schreiben noch lesen konnte: und gleichwol mußte Margraf den Crösus spielen. Fünf und zwanzig mal ließen die Comödianten bey diesem Stücke die Gardine fallen, weil Crösus auf dem Thron mit seiner Rede nicht fertig werden konnte. So oft der ängstliche Monarch die Worte ausgesprochen:

Ihr edlen Lydier, und Stützen unsers Reichs;

so verstummte die Majestät: und alsdann ließ **Haßcarl**, als Harlekin und Diener von dem Prinzen Atys, die Gardine fallen, damit sich der König wieder besinnen konnte, und das Publikum verlohr weder Lust noch Aufmerksamkeit. Hätte man es ihm verdenken können, wenn es den Crösus trotz aller seiner Reichthümer vom Thron gepfiffen hätte? Es sahe damals um den äußerlichen Glanz der Bühne noch erbärmlicher aus. Die Comödianten erschufen sich Manschetten von Pappier: und die Gallakleider ihrer Prinzen waren eben so wohlfeil. Einige Buch Goldpapier konnten eine ganze Garderobe aufstutzen. Die Prinzeßinnen waren so schmutzig in ihrem Witz, als in ihrer Kleidung. Sie hatten keine Strümpfe in ihren Schuhen, und keinen Funken Schaamröthe in ihrem Gesichte, außer die der Carmin ihnen gab. Wie wenig gesittet diese verächtliche Sorte von Comödianten gewesen, und welche schlechte Achtung sie für das Publikum gehabt, kann man aus dem einzigen Stücke

sen, welches das Lieblingsstück von **Haßcarln** war: der betrunkene Bauer. Der Bauer, welchen der saubere Principal als Hannswurst spielte, war, nach dem Inhalte des Stücks, von den Hofleuten des Prinzen betrunkener weise in die fürstliche Zimmer gebracht. Nach ausgeschlafenem Rausch erblickt er die Prinzeßinn; und indem er nach ihrem Busen schielt, ruft er mit seinem Pöbelwitz: Ich sehe wohl, das ist eine Marketenderhure. Was sie da für ein paar Branntweinsflaschen hängen hat!

Konnte man es dem feinern Theil des Publici wol verdenken, wenn es nach gerade den deutschen Zotenreißern, die sich Comödianten nannten, eine gänzliche Verachtung erwieß; und wenn Prediger die Comödien Narrentheidungen nannten, die den Christen nicht geziemen? Es ist sogar lange nicht, daß diese Unflätereyen von dem deutschen Theater verbannet sind (denn die Afterbühne, wo noch die circumforaneous wits, wie sie der englische Zuschauer nennt, die Hauptpersonen sind, verdienen nicht, daß man ihrer gedenkt) Aber aus eben dieser Ursache muß man dem theologischen Eifer unsrer Geistlichen nachsehen, weil diese Männer die gegenwärtige Bühne noch immer nach dem Unsinn beurtheilen, der zu den Zeiten unserer Väter Comödie hieß.

Haßcarl heyrathete endlich in Rostock eines Ballmeisters Tochter, und ward daselbst, nachdem seine Gesellschaft auseinander gieng, Notarius.

Nach dieser elenden Truppe machte sich ein **David Holzward** bekannt. Er war aus Memmingen gebürtig, und wurde Hofcomödiant in Hildburghausen. Nachgehends berief ihn der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, wo er das Direktorium der Bühne führen, aber selbst, nebst allen seinen Akteurs, Livereyen tragen mußte. Ohngefähr gegen das Jahr 1726 blühete diese Bühne zu Strelitz, die aber 1731

gänzlich eingieng, und nachher niemals ist wieder eingerichtet worden.

Der Nächste, der nunmehr bemerkt zu werden verdient, hieß **Förster**, und war eines Predigers Sohn ohnweit Zwickau. Vorher stand er bey der Spiegelbergischen Truppe als Akteur, und 1725 trat er selbst die Principalschaft an. Dieser Mann liebte die Veränderung, denn bald war er Vorsteher einer Gesellschaft von lebendigen Akteurs; bald aber gefielen ihm die hölzernen besser; und ökonomisch zu urtheilen, hatte er vielleicht Recht. Man muß gestehen, daß er beynahe der erste gewesen, der, wenigstens für die damaligen Zeiten, die geschicktesten Schauspieler auf seinem Theater gehabt hat. Die Vorzüglichsten waren diese: **Knaut**, Risch und dessen Frau, **Lambert**, **Ludovici**, ein Gelehrter, der ein Wochenblatt unter dem Titel, die lustige Fama der närrischen Welt, geschrieben hatte. Dieser **Ludovici** verfertigte selbst viele Stücke für das Theater, als z. E. den König Carl den Zwölften von Schweden, die Belagerung von Belgrad u. d. gl. **Schönemann**, von dem nachgehends bey einer glänzendern Aussicht der deutschen Bühne mehr vorkommt, gieng zuerst 1725 bey Förstern als Akteur auf das Theater. **Wolka** und **Wezell** waren ebenfalls noch ein paar geschickte Schauspieler. Der letztere erwarb sich zu der Zeit mit seinem Tamerlan vielen Beyfall. Er war ein ziemlich geschwinder Autor, und so handfest, daß er in zwo Nächten eine Comödie machen konnte. Die Ehefrau von **Förstern**, die aus Kiel gebürtig war, und Bremern hieß, fand wegen ihrer Schönheit vielen Beyfall; und ihre Schwester war damals eine sehr gute Aktrice. Nachdem **Förster** seine Gesellschaft aufgab, so nahm ihn der Herzog von Hildburghausen als Canzellist und Bauschreiber in Dienste.

Mit

Mit der **Neuberischen** Gesellschaft, von der nunmehro geredet werden soll, fieng sich die würdigere Epoche für die deutsche Bühne an: denn wenn man einige kleine Gesellschaften ausnimmt, die neben der **Neuberischen**, der **Schönemannischen**, **Kochischen** und **Ackermannischen** Gesellschaft von je her aufgeflattert sind, und zu dem Pöbel der Schauspieler gerechnet werden, so verdienen diese eben genannte nur allein, gleichwol aber mit vieler Einschränkung, den Namen deutscher Comödianten. Die **Neuberinn**, welche die Tochter eines Doktoris der Rechte aus Zwickau war, und **Friederika Carolina Weissenborninn** hieß, war eigentlich bey der Spiegelbergischen Gesellschaft, zu der sie sich mit ihrem Mann gewandt, eine Schauspielerinn geworden. Sie trennte sich aber von ihr, und brachte die beyden Kinder des **Haack**, welche keine Lust zum Theater bezeigten, nach Weißenfels. Der damalige Herzog nahm sich der Kinder als Pathe an, und versorgte sie außer dem Theater. Sie machte sich die Abwesenheit der Hofmannischen Truppe, die nach Braunschweig gegangen, wo ein Caffeeschenker **Wegener** der Entrepreneur der Comödie war, zu Nutze, und suchte verschiedene Akteurs an sich zu ziehen, unter denen **Lorenz** und seine Frau, **Kohlhardt**, die **Grindlerinn** aus Wien, nebst ihrer Tochter, und der itzige Principal **Koch**, der sich damals als Student in Leipzig aufhielte, die Vorzüglichsten waren. Sie bat sich die beym Herzog von Weißenfels engagirte Spiegelbergische Familie auf eine Messe aus, und eröffnete mit ihrer Gesellschaft zuerst in Leipzig die Bühne. Sie erhielt von dem sächsischen Hofe statt des ehemaligen Haackischen Privilegii, eines für ihren Mann: und daher entstand in der Folge der große Lerm zwischen ihr und **Müllern**, der vermöge seiner Frau ein Erbe dieses Privilegii zu seyn glaubte. Ihr erstes Theater zu Leip-

zig erbauete sie in dem Fleischhause. Wegen des im Jahr 1733 erfolgten Absterbens des damaligen Königs von Polen mußte sie ihr Theater schließen. Sie gieng desfalls nach Hamburg, und von da nach Braunschweig, wo sie von dem Herzoge geschützt und privilegirt ward. **Müller** nahm den Zeitpunkt der neuen Regierung in Acht, gieng nach Leipzig, supplicirte um das Privilegium, das sein Schwiegervater gehabt hatte, und erhielt die Erlaubniß, in dem Fleischhause spielen zu dürfen. Die **Neuberinn** kam auch, und fand ihr Theater usurpirt. Sie nahm ihre Zuflucht zu ihrer Muse, und verfertigte eine poetische Bittschrift über die andre; bald an die Königinn, bald an den Grafen von Brühl, bald auch an die Herzoginn von Braunschweig, und sie drang durch. Der Proceß mit **Müllern** daurete inzwischen fort: und das Urtheil fiel endlich dahin aus, daß beyde Gesellschaften das Privilegium erhielten. **Müller** bekam das Theater in dem Fleischhaus, und die Erlaubniß, auch in Dresden zu spielen. Die **Neuberinn** durfte auch außer der Meßzeit in Leipzig agiren, mußte aber einen andern Platz für ihr Theater suchen: und sie erbaute daher das kleine Theater in der Nikolaistraße, wo zehn Jahre nachher **Quandt** das itzige errichtet hat, und woselbst sie bis zu ihrem völligen Ruin mit abwechselndem Beyfall spielte.

Das erste Stück, welches die Neuberische Gesellschaft aufführte, war der **Regulus**. Inzwischen war man doch theils aus Mangel besserer Stücke, theils den Pöbel zu vergnügen, den man als einen guten theatralischen Zugvogel nicht verscheuchen mußte, gezwungen, sehr oft zu Haupt- und Staatsaktionen seine Zuflucht zu nehmen. In das Jahr 1728 und gewiß früher nicht, kann man die Epoche der erträglichen Stücke für die deutsche Bühne setzen. Freylich immer noch Uebersetzungen; aber doch keine verunstaltete spani-

sche

sche oder italienische Stücke mehr. **Gottsched** war zu der Zeit noch Magister in Leipzig, und machte sich zuerst mit der Neuberischen Gesellschaft bekannt. Sein Hauptverdienst um die Schaubühne, worauf seine Schüler so stolz sind, ist kein anderes, als die Anpreisung der französischen Stücke, die man aber, zumal was die Trauerspiele betrifft, in der erbärmlichst gereimten Prosa auf die Bühne brachte. Die besten Stücke, die man damals übersetzt hatte und spielte, waren ausser dem schon angeführten **Regulus**, der **Cinna**, den die **Pegnitzische** Blumengesellschaft übersetzt hatte, und der in dem zu Nürnberg herausgekommenen Buche, christliche Vesta, und irdische Flora eingerückt war; **Cid**, den ein Bürgermeister **Lange** übersetzt, **Alexander** und **Porus**, nach der Uebersetzung einer gewissen Fräulein aus Stre-liz; und **Sancio** und **Senilde**, eine Tragödie, welche **Koch** aus einer Oper gezogen, die der bekannte **König** verfertigt hatte. Gottscheds sterbender Cato, der im Jahr 1730 in Leipzig zuerst von dieser Gesellschaft aufgeführet war, fand erstaunlichen Beyfall. Das war kein Wunder: man kannte den Addisonischen noch nicht. Es ist fast kein berühmter Ort in Deutschland, wo nicht die neuberische Bühne ihre Stücke aufgeführet hat. Zu Hamburg, Hannover und Dresden spielte sie oft. Zu Merseburg fand sie an dem Herzog Moritz, und zu Weißenfels an dem Herzog Christian grosse Beschützer. Im Jahr 1731 gieng sie nach Nürnberg, und 1736 nach Frankfurt am Mayn und Straßburg. In eben diesem Jahre erhielt ihre Gesellschaft von dem Herzog Carl Friederich zu Kiel, den Titel der Schleswigholsteinischen Schauspieler. Sie bekamen in dieser Bestallung eine gewisse Rangordnung, und wurden der fürstlichen Capelle gleich gesetzt, auch von allen städtischen und andern Abgaben frey gesprochen. Die **Neuberinn** erhielt auf jedem Umschlag

von dem Herzoge allein 1000 Rthlr. Als sie 1739 in Hamburg agirte, bekam sie einen vortheilhaften Ruf nach Rußland. Die unverschämte Abdankung, die sie bey dieser Gelegenheit in Hamburg hielt, und die ihr den Zutritt in diese Stadt auf ewig verschloß, ist ein Beweis ihres Stolzes, ihrer Undankbarkeit und ihrer Schwäche. Ich würde sie bekannt machen, wenn die Ehrfurcht mir es nicht verböte, die ich gegen die Einwohner dieser berühmten Stadt hege, die zu allen Zeiten die schönen Künste ausnehmend beschützet haben. Im Jahr 1741 kam sie wieder aus Petersburg nach Leipzig zurück: und von der Zeit an verminderte sich ihr Ansehen und ihr Glück. Die Critiken, der Bau in Leipzig, und die Verzweiflung hatten sie verdrießlich, faul und arm gemacht. Einer von ihren ärgsten Fehlern war der Hochmuth. Dieser sowol, als die ausschweifende Lebensart, der sie nachhing, machten endlich ihrer Principalschaft und ihrem guten Ruf ein Ende. Ohngefähr zehn Jahre ist ihr Ansehen gestiegen; zehn Jahre hat es abgenommen; und die letzten zehn Jahre hat sie im Elend zugebracht. Sie beklagte sich bey aller Gelegenheit über Ungerechtigkeit; und schimpfte auf die Menge ihrer Feinde, ohne daß sie Mitleid fand. Sie gieng hierauf eine kurze Zeit nach Wien, und brachte ihre übrige Lebenszeit in Dresden zu. Sie hat immer ihre Lebensgeschichte selbst aufsetzen, und, wie sie sich ausdrückte, alle ihre Feinde nahmhaft machen und beschämen wollen: allein, die Sorgen der Nahrung haben sie daran gehindert. Sie machte selbst Verse. Verschiedene Prologe, die auf ihrer Bühne aufgeführet sind, und wovon einer, wie ich glaube, in der Gottschedischen Schaubühne stehet, zeugen von ihrem Genie, das freylich dem damaligen Geschmack ziemlich anpassend war. Zwey Stücke haben sie in der theatralischen Welt vorzüglich berühmt gemacht: einmal, ihr ewiger Streit mit dem Herrn Pro-

fessor Gottsched; und dann ihre öffentliche Verbannung des Harlekins. Ich will von beyden etwas anführen.

Also zuerst: die Neuberinn und Gottsched. Da diese Frau im Jahr 1728 ihre Gesellschaft errichtete, war Herr Magister Gottsched ein sehr großer Liebhaber des Theaters: er machte Freundschaft mit ihr, und that ihr allerley Vorschläge, die deutsche Bühne in Flor zu bringen. Das sagt er selbst von sich in seinem Vorrathe zur dramatischen Dichtkunst, daß nämlich sein Zureden in der Neuberinn zuerst den Vorsatz, gute Stücke aufzuführen erregt, und sein Beystand ihr denselben erleichtert habe; Für diese Mühe, und für die Belohnung, die er als Kenner zu verdienen glaubte, hatte er in der Folge verlangt, daß lediglich alles von ihm und seiner Einrichtung abhängen sollte. Ich könnte hier viele Anekdoten anführen, die man hievon erzählet, und die zum Theil wahr seyn können; zum Theil aber auch wol offenbare Verleumdungen sind. Dieß ist wenigstens gewiß, daß die Freundschaft der Neuberinn gegen ihren damaligen Akteur Koch, und nachmals gegen einen andern Akteur, Namens Suppig; und vorzüglich des ersteren angemaßte Direktion in theatralischen Sachen, den Grund zur Kaltsinnigkeit zwischen Gottsched und der Neuberinn geleget hat. Gesetzt aber auch, dieß sey nicht der wahre Grund, so ist doch der folgende Umstand unstreitig. Herr von Stüven hatte der Neuberinn verschiedene Trauerspiele übersetzt, die ihr sehr gute Dienste gethan. Im Jahr 1739 kam sie nach Hamburg; er gab ihr seine Alzire; sie wurde aufgeführt und gedruckt. Zum Unglück war Madam Gottsched auch mit ihrer Uebersetzung fertig. Vielleicht hat es die Neuberinn gewußt; und alsdann mußte ihr Vergehen in Gottscheds Augen um so viel größer seyn. In der Michaelis Messe, als die Neuberinn in Leipzig spielte, verlangte folglich natürlicher weise der

Mä-

Mäcen ihrer Bühne, daß man die Stüvensche Uebersetzung vergessen, und dagegen die von seiner Freundinn aufführen sollte. Die **Neuberinn** mochte einwenden, was sie konnte, daß man sich einer gedoppelten Uebersetzung bey einem einzigen Stücke unmöglich unterziehen könne; ja sie mochte sogar die Wahrheit behaupten, daß **Stüven** besser als Madame **Gottsched** übersetzt hätte; es half nichts; **Gottsched** kündigte ihr seine Freundschaft auf, und sie schimpften sich nachher mündlich und schriftlich. Nunmehr genoß die **Schönemannische** Gesellschaft, die ohngefehr um diese Zeit ihren Anfang nahm, den Schutz, den **Gottsched** vorher der **Neuberinn** geschenkt hatte. Inzwischen mußte sich **Schönemann** diesen Schutz durch die Bereitwilligkeit erkaufen, Madam **Gottsched** ihre **Alzire** aufzuführen. Aber diese Uebersetzung ward auch von ihm nur 1741 zu Leipzig gespielt, und nach der Zeit gleichfalls die Stüvensche gewählt, und die **Gottschedsche** vergessen.

Zum andern: die **Neuberinn** und der Harlekin. **Gottsched** war gewaltig wider diesen Unschuldigen eingenommen; und er demonstrirte der **Neuberinn** aus allen Regeln des guten Geschmacks, daß auf einer wohl eingerichteten und gesitteteten Bühne kein Harlekin auszustehen sey. Er rieth ihr also, diesen Missethäter feyerlich vom Theater zu eruliren. Die **Neuberinn** gab nach und versprach dem Herrn **Gottsched**, den Harlekin nicht nur zu verbannen, sondern ihn gar zu begraben. Welche Freude für den Geschmack, und für den Herrn **Gottsched**! Der Executionstag ward angesetzt: das 1737ste Jahr war das schreckliche Jahr, und eine Bude bey Bosens Garten in Leipzig war das Schavot, wo **Gottscheds** strenges Urtheil an den Inquisiten Harlekin sollte vollzogen werden. Madam **Neuberinn** verfertigte selbst das Auto da fe, in einem Vorspiel,

wovon

wovon sich vielleicht niemand als Herr **Gottsched** die besten Folgen versprach. Allein, die **Neuberinn** that ein noch größer Wunder. Sie gieng bald darauf nach Kiel; hier weckte sie den zu Leipzig getödteten Harlekin in ihrer eigenen Person wieder auf: denn sie machte hier selbst diese Rolle. Das Vorspiel, dessen ich eben erwähnet habe, ist nie gedruckt worden. Sie war überhaupt wider das Comödiendrucken. Dieser Widerwille war im Grunde nichts anders, als ein Neid, ihre Stücke bey andern Gesellschaften nicht bekannt werden zu lassen. Sie hatte diesen Neid von ihren Vorwesern angenommen: und er findet sich noch itzt bey manchen Theaterprincipalen. Da die **Neuberinn** sehr schlecht, und ihr **Koch** sehr schwer memorirte, so legte man ihr dieß Widerstreben als eine Furchtsamkeit aus, ihre Blöße den Zuschauern zu zeigen.

Diese aus vielen Ursachen für das deutsche Theater berühmte Frau starb vor einigen Jahren auf der Reise ohnweit Dresden. Es sind auf ihrer Bühne viele geschickte Schauspieler gewesen. **Schönemann** kam 1730 zu ihr. **Lorenz** war ein unvergleichlicher Akteur in komischen Rollen: **Koch** und **Suppig** fanden vielen Beyfall. **Fabricius**, der nachmals auf der **Schönemannischen** Bühne in den Rollen der grämlichen und polternden Alten und der komischen Bedienten im Lustspiel vorzüglich war, und **Kohlhardt**, den selbst unser **Rabener** einen vortrefflichen Akteur nennet, waren die Zierden dieses Theaters. Auch hatte sie verschiedene gute Schauspielerinnen. Sie selbst spielte vorzüglich gut, und eine **Gründlern** und **Klefeldern** waren zu der Zeit nicht ungeschickte Aktricen. Es ist hier vielleicht der Ort, einen gewissen Irrthum zu widerlegen, der in die theatralische Chronik einschlägt. Er betrifft das Ende des berühm-

rühmten Kohlhardts. Rabener * sagt von ihm: „Dieser vortrefliche Kohlhardt ward bey zunehmendem Al„ter durch seine kränklichen Umstände sehr gehindert. Zu „manchen Zeiten konnte er gar nicht reden: er erschien nur „selten auf der Schaubühne. — Nur wenig Tage vor sei„nem Tode habe ich ihn noch auf der Schaubühne gesehen. „Seine Brustbeschwerung verhinderte ihn, zu reden; er hatte „also nur die Rolle einer stummen Person, und mußte in der „Kleidung eines Bedienten den Stuhl einem tragischen Helden „zu rechte setzen, welcher wegen seiner Ungeschicklichkeit „kaum verdiente, auf der Reibhandschen Bühne eine stum„me Person vorzustellen. — So bald er den Stuhl hinge„setzt hatte, trat er ab. Ich sahe ihm mitleidig nach, und „in dem ganzen Trauerspiele schien mir dieser Auftritt der trau„rigste zu seyn. Wenig Tage darauf starb er.„ Herr Rabener irrt. Einen Statisten hat Kohlhardt nie vorgestellt, am allerwenigsten in den letzten Tagen. Seine letzte Rolle war der König oder der Befehlshaber im Schlaraffenland. Er konnte vor Schmerzen kaum mehr reden und dieß waren seine letzten Worte, als er Kochen, der die Rolle des Peter machte, den Mantel umhieng, und den Regimentsstab übergab: „So wünsche ich dir denn zu deiner Würde viel „Glück: ich aber will gehen, und mir richtigen Verstand „und reife Ueberlegung wünschen.„ Er wurde hierauf in einer Portechaise nach Hause gebracht, und starb wenige Tage hernach an der Hektik. Er war ein vortrefflicher Akteur, der aber nur 4 bis 5 Gulden wöchentlich Gehalt bekam.

Ehe ich von dieser vorzüglichen Bühne auf diejenigen drey Gesellschaften komme, die in Deutschland die berühmtesten geworden sind, und wovon noch zwo Deutschland Ehre machen, will ich ihrer Zwischentruppen gedenken, die sich gerne

* Man sehe den 2ten Theil von seinen Satyren.

gerne haben hervorthun wollen: aber sogleich wieder verschwunden sind. Die Namen aller und jeder sogenannten Principale anzuführen, von denen einige kaum vier Wochen ihre Principalschaft behaupten können, würde eine weitläuftige, und höchst unnütze Sache seyn. Mit den neuesten will ich die Liebhaber der theatralischen Geschichte bekannt machen.

Ein gewisser **Scheller**, der Trompeter am Weißenfelsischen Hofe war, errichtete daselbst 1734 eine Truppe. Er hatte zwo Töchter, die musikalisch waren, und auf dem ehmaligen Hamburgischen Operntheater bey der bekannten **Kayserinn** ihre Stimmen erschallen ließen.

Lorenz, und der berüchtigte **Reibehand**, ein Schneider von Profeßion. Diese beyden Aftercomödianten machten anfangs gemeine Sache, spielten erst mit hölzernen Marionetten, und giengen nachgehends zu den lebendigen Marionetten über. Die Verdienste des **Reibehand** um das Theater haben durchgehends eine burleske Seite: und sein Name ist ein für die Haupt- und Staatsaktionen geheiligter Name geworden.

Eine **Kreuzerinn**, und eine **Lambert**, die mit einem Namens **Brettinger** das Land durchzogen, auch diese hießen Principalinnen: kamen aber vorzüglich in Ansehung der Art ihrer Aufnahme, und des Orts, wo sie spielten, den ersten Fastnachtsspielern gleich. Ein Goldschmidt in Danzig, Namens **Diederich**, war der Mäcen dieser Leute. Er verschrieb dergleichen herumziehende Truppen, die vom August bis zum Advent daselbst spielen mußten. Sie kamen gemeiniglich um Fasten, und erhielten ordentliche Wartegelder. Die **Kreuzerinn** spielte sehr oft in und um **Danzig**, gieng auch nach Pohlen, und ihre Gesellschaft bestand bald aus zwölf, bald aus vier Personen.

Carl von Eckenberg, der unter dem Namen des starken Mannes in Deutschland bekannt geworden ist, gehört zum Theil auch zu dieser Gattung Leute. Er war eines Sattlers Sohn aus dem Bernburgischen und von Profeßion ebenfalls ein Sattler. Seine Frau war eine Seiltänzerinn und eine Engländerinn von Geburt. Der König von Dännemark schenkte ihm nachhero den Adel. Seine Künste, die alle ihren natürlichen Grund in der Mechanik hatten, waren das dumme Erstaunen des Pöbels: und dieß Erstaunen verstand er so gut zu nutzen, daß er mit 48000 Thalern nach Berlin kam, die er mit seinen Künsten erworben hatte. Hier baute er ein Haus von 15000 Thalern. Der König verlangte, er sollte sich Comödianten anschaffen. **Eckenberg** schrieb nach Wien; und **Scolary, Rademin** und **Hilferding**, der zuletzt selbst Principal wurde, waren seine besten Leute, die man aber nicht mit den Schauspielern eines wahren Theaters verwechseln muß. Auch ein gewisser **Hummel** ist auf dieser elenden Schaubühne merkwürdig, weil er aus einem Comödianten ein Eremit geworden ist, und nachgehends immer **Bruder Hummel** hieß.

Körver, Darmstädter, ein Taschenspieler und getaufter Jude, der sogenannte österreichische **Müller, Felix**, u. s. w. lauter saubere Burleskenprincipale; nnd die zusammengenommen, dem Staate und dem guten Geschmack nicht so viel Nutzen gestiftet haben, als der ärmste Schuhflicker.

Hierauf folgt ein anderer Principal, der sich etwas mehr über diesen Pöbel erhoben, aber doch immer noch Pöbel war, und der wahre Pendant von der **Reibehandtischen** Bühne, der große **Kuniger.** Er spielte zwar, als er noch lebte, (denn er ist, dem Himmel sey Dank, seit verschiedenen Jahren schon todt) außer seinen gewöhnlichen Haupt- und

Staats-

Staatsactionen, auch regelmäßige übersetzte, auch gute deutsche Stücke; aber **Zaire**, und alle andere Stücke wurden immer, wiewol ohne Vorsatz, als Burlesken aufgeführet. So wie alle Thoren ihre Bewunderer finden, so hat auch diese Bühne nicht selten in Hamburg, aber mehr noch in dem benachbarten Altona, die ihrigen gehabt. **Amberg**, der bey dieser Truppe erst Acteur war, warf sich hernach selbst zum Principal auf; und mich deucht, daß er sogar ein preußisches Privilegium erhalten hat. Allein derjenige, der dieses Privilegium auf seinen Sohn fortgepflanzet, ist der in allen brandenburgischen Zeitungen so sehr ausposaunte **Schuch**. Seine Sitten waren so zweydeutig, wie seine Theaterwissenschaft: denn wenn man nach seiner Bühne den theatralischen Geschmack der Deutschen, und ihre Comödien überhaupt beurtheilen will, so werden beyde sehr verlieren. **Schuch**, der Student gewesen seyn wollte, fieng 1741 seine Theaterregierung an. Er hatte sich mit einer Person, Namens **Rademin**, verheyrathet, von der er sich aber in Wien trennte, woselbst sie von einem gewissen Grafen unterhalten ward. **Schuch** schwermte hierauf he um, kam nach Zwickau, entführte eine Rectorstochter, gieng durch Leipzig nach Schlesien, erhielt ein preußisches Privilegium, und stoppelte eine Truppe zusammen. In der Rangordnung verdient sie neben **Reibehand** und **Kuniger** zu stehen. Ein gewisser **Döblin**, der bey dieser Truppe Acteur war, wurde nachgehends Hofcomödiant bey dem letzten Herzoge von Weimar; verdient aber nicht, daß man seiner gedenkt. **Schuch** der Sohn, führt itzt die Truppe seines verstorbenen Vaters unter demselbigen Schutz, und, wie mir aus Berlin, wo **Schuch** sehr oft spielt, Kenner berichten, mit nicht einem Funken mehr theatralischer Kenntniß als sein Vater. Es ist für das deutsche Theater betrübt, daß in der größten deut-

schen Residenzstadt, wo die vortrefflichsten deutschen Genies, ein **Sulzer**, **Moses**, **Ramler**, **Leßing** und **Nicolai** sich aufhalten, gerade mit die schlechteste Truppe, und zwar mit hoher obrigkeitlichen Erlaubniß ihre Bühne hat.

Ich komme nun auf die drey berühmtesten Bühnen, die wir jemals in Ansehung des wahren theatralischen Geschmacks in Deutschland gehabt, und zum Theil noch haben. Die **Schönemannische** Bühne verdient es, daß ich ihrer mit dem Beyfall gedenke, den ihr die Kenner schenkten. Von ihrer Vorzüglichkeit ist schon dieses ein starker Beweis, daß diejenigen Schauspieler, die nach dem Beschluß dieser Bühne zu **Koch** und **Ackermann** giengen, gerade die vorzüglichsten und besten auf dem **Kochischen** und **Ackermannischen** Theater sind.

Johann Friedrich Schönemann, der bereits bey der **Neuberinn** mit Beyfall agirt hatte, fand an dem würdigen Landschaftsdirector **Grote** zu Lüneburg seinen ersten Beschützer. Am 15ten Januar 1740 sahe er sich im Stande, mit Leuten, die schon zu der Zeit die schönste Hoffnung von sich gaben, sein Theater mit dem **Mithridates** zu eröffnen, den der Professor **Witter** in Straßburg übersetzt hat. **Heiderich**, **Ackermann** und **Eckhof** waren seine ersten Acteurs. **Uhlig**, der bey ihm zuerst Comödiant geworden, muß deswegen hier gemerkt werden, weil er selbst einige deutsche Originalstücke für das Theater geschrieben hat, die aber nicht weit über das Mittelmäßige sind. Er war aus Belgern gebürtig, wohl gewachsen und spielte die Alten sehr gut. Im Jahr 1741 gieng er zu Madam **Schrödern**, die jetzt an **Ackermann** verheyrathet ist, und damals eine eigne Truppe führte. Hier verheyrathete er sich mit einer **Rudolphi** aus Leipzig, die in unschuldigen Rollen nicht ihres gleichen hatte, ohngeachtet sie

selbst sehr coquett war. Er kam wieder zu **Schönemann**, verwechselte darauf diesen Principal 1745 mit dem **Schuch**; und gieng endlich nach Frankfurt am Mayn, wo er Zeitungsschreiber ward, und vor einigen Jahren gestorben seyn soll.

Schönemann gieng bald nach dem Anfang seines Theaters nach Mecklenburg, wohin ihn der Herzog Christian Ludwig, als damaliger kaiserlicher Administrator, verschrieben hatte: mußte aber wegen des Todes Kaiser Carl des Sechsten seine Bühne schließen. Nachdem er hierauf in Leipzig gespielet, so gieng er nach Hamburg, wo er in dem damaligen alten Opernhause 1741 mit dem **Cid** seine Bühne eröffnete. Hier ward ihm ein Lustspiel von einem besondern Schlage präsentirt, der **Boocksbeutel**, den ein Buchhalter in Hamburg, Namens **Borkenstein**, verfertiget hat. Es ist besonders, daß dieses Stück, welches die lächerlichen Gewohnheiten verschiedener hamburgischen Einwohner auf eine comische Weise vorstellt, so vielen Beyfall fand, und noch jetzt in Hamburg nicht ganz mit Widerwillen gesehen wird. Der **Boocksbeutel** ist allerdings ein deutsches Characterstück, über deren Mangel unsre Kunstrichter so sehr klagen. Allein, es hat doch den wichtigen Fehler, daß es keine Charactere schildert, die der ganzen deutschen Nation, sondern nur einer einzigen Stadt in Niedersachsen, und in dieser berühmten Stadt nur wenigen unpolirten Familien anpassend sind. **Schönemann** machte inzwischen mit diesem Stücke eine gute Erndte. Es ward den 16ten August 1741 zum erstenmal, und sechszehnmal kurz hintereinander vorgestellt. Das jetzige kleine, aber ziemlich bequeme Comödienhaus in Leipzig ward durch seine Vermittelung und Vorsorge angelegt, und den 6ten October 1749 mit dem **Cinna** eingeweihet. Im Jahr 1750 berief ihn der verstorbene Herzog Christian Ludewig von Mecklenburg,

der die Künste aufzumuntern wußte. Hier ward er als Hofcomödiant in Bestallung genommen, und mußte die Wintermonate an dem Hoflager dieses Fürsten agiren. Zu Rostock ließ der Herzog in demselbigen Jahre ein kleines Comödienhaus bauen, worinn **Schönemann** den 11ten May die erste Comödie spielen konnte, und diesen Tempel der Musen mit dem **Geheimnißvollen** von **Schlegeln**, und der **gelernten Liebe** von **Rosten** einweihete. Nach dem Tode dieses nicht genug zu bedaurenden Fürsten hatte **Schönemann** seinen beständigen Aufenthalt in Hamburg, wo er endlich im Jahr 1757 bey der Versammlung einer unbeschreiblichen Menge Zuschauer sein Theater völlig aufgab. Diese Gesellschaft, die die vortheilhaftesten Privilegia von Preußen, Hannover, Braunschweig und Schleswig hatte, war in ganz Deutschland berühmt. **Schönemann** selbst war als Lusignan im Trauerspiel, und als Bedienter in den Stücken des **Destouches** vorzüglich gut. Die meisten seiner Akteurs und Aktricen sind zum Theil noch die Zierde der **Kochischen** und **Ackermannischen** Bühnen. Wie vollkommen, Miß Sara, Hermann, die zärtlichen Schwestern, das Loos in der Lotterie, der Triumph der guten Frauen, die kranke Frau, Alzire, Zaire, die feinen Stücke des **Marivaux**, und alle unsere besten Stücke von dieser Gesellschaft aufgeführet wurden, das können diejenigen bezeugen, die diese Bühne in ihrer wahren Gestalt gekannt haben. Die große Aufmerksamkeit der damaligen Durchl. Erbprinzeßinn, jetztregierenden Herzoginn von Mecklenburg, dieser vorzüglichen Kennerinn des Theaters, trug ein Großes zu der innerlichen Vollkommenheit dieser Bühne bey. Auch die äußerliche Pracht wurde von **Schönemann** nicht versäumt. Seine Decorationen waren freylich nicht so mannigfaltig und kostbar, als sie bey

Ackermann sind: der Ballette nicht einmal zu gedenken, auf die Schönemann, vielleicht aus guten Ursachen, wenig oder gar nichts verwandte: aber seine Garderobe war vorzüglich ansehnlich und reich. Das Ende dieser Gesellschaft ist noch immer für das deutsche Theater ein unersetzlicher Verlust. Wenigstens hätte das nicht der Lohn dieses Mannes für seine viele Arbeiten seyn müssen, daß, da er Deutschland zu Ehren, allen Verdienst auf das Theater wieder verwandte, er noch in seinem Alter, bey sehr eingeschränkten Glücksumständen erfahren muß, daß Deutschland zu kalt ist, die Bemühungen dererjenigen zu belohnen, die zu dem allgemeinen Vergnügen mit beygetragen haben. Von dem Verdruß und dem Undank, dem er bey seiner Principalschaft mehr als gewöhnlich ausgesetzt war, könnte ich eine in das Jahr 1750, wegen des sächsischen Privilegii einschlagende Anekdote anführen, die ich aber, ohngeachtet sie für Schönemann ein Verlust von Tausenden geworden ist, mit Stillschweigen übergehen will. Inzwischen haben wir dieser Anekdote den Anfang des Kochischen Theaters zu danken gehabt.

Gottfried Heinrich Koch eröffnete seine Bühne in demjenigen Schauspielhause zu Leipzig, das Schönemann zu seinem künftigen Gebrauch hatte meubliren lassen. Die Kochische Bühne hat verschiedene gute Akteurs. Er selbst ist im Niedrigcomischen vorzüglich; und nur Ackermann kann ihm den Vorzug streitig machen. Ob der Hr. von Bielefeld in seinem Progres des Allemands als Kunstrichter, oder als Freund von Koch geurtheilet habe, will ich hier nicht untersuchen. Madam Stark und ihr Mann, die schon dem Schönemannischen Theater zur Zierde gereichten, sind bey Kochen die Hauptakteurs: aber an Ekhof hat er alles verloren. Er unterhält auch Tän-

zer: aber seine Ballette sind mittelmäßig, und haben lange nicht das Erfindungsreiche und Brillante der **Ackermanischen.** Während des letzten betrübten Krieges hatte **Koch** einen mehr als fünfjährigen Aufenthalt in Hamburg; und itzt scheint er Leipzig zu seinem beständigen Sitz, gewählt zu haben. Durch den Tod des Acteurs **Bruck,** der die verdrießlichen und zankſüchtigen Alten, und die Bedienten recht gut, aber nicht so gut wie **Fabricius** machte, hat das **Kochische** Theater viel verloren.

Die **Ackermannische** Gesellschaft ist gegenwärtig so wol in Ansehung ihrer Schauspieler, als auch der äußerlichen Pracht, gewiß die vorzüglichste in Deutschland. **Conrad Ackermann** eröffnete sein Theater, nachdem er sich mit Madam **Schrödern,** die vorher, wiewol nur kurze Zeit Principalinn gewesen, verheyrathet hatte, um das Jahr 1751. **Ackermann** scheint wirklich zur Aufnahme des deutschen Theaters geboren zu seyn. Er wagt, scheut keine Kosten, und ist bis itzt noch glücklich gewesen. Auf seinen ehmaligen Reisen mit seiner Gesellschaft nach Rußland und in die Schweiz hat er viele Summen erworben: aber allen Verdienst wieder auf die Pracht seines Theaters verwandt: mit welchem Eifer er dem Vergnügen des deutschen Publici zu dienen gesucht hat, davon sind seine beyden Comödienhäuser, die er auf seine Kosten in Königsberg und Hamburg bauen ließ, ein Beweis. Wegen des letztern verdient **Ackermann** in der theatralischen Geschichte besonders gemerkt zu werden; weil außer Wien, Hamburg der einzige Ort in Deutschland ist, wo das Theater Gönner und Beschützer findet, und unter andern Umständen das vielleicht werden könnte, was die Kenner von einem wahren Theater verlangen. **Ackermann,** der einiger kleinen Chicanen ohngeachtet, die ihm vielleicht der Neid zu machen suchte, innerhalb fünf

Monaten, und mit den schwersten Kosten das itzige Comödienhaus in Hamburg zu Stande brachte, eröffnete sein neues Theater am 31sten Julii 1765 mit einem auf diese Feyer verfertigten Vorspiele: Die Comödie in dem Tempel der Tugend, mit dem Trauerspiele Zelmire von de Belloy, und einem pantomimischen Ballette, die Kornerndte. Seine Ballette sind vorzüglich gut, und er verwendet erstaunliche Summen auf die Pracht derselben.

Ich muß hier ein paar Schreiben gedenken, die zur Geschichte des deutschen Theaters und des Ackermannischen insonderheit gehören. Noch in diesem Jahre erschien eine Piece unter dem Titel: Schreiben an einen Freund über die Ackermannische Schaubühne zu Hamburg. Hier wird man die Namen und das Verdienst der meisten Schauspieler dieser Gesellschaft finden. Ackermann und alle seine Leute fanden sich durch diese Critik beleidiget: sie vergaßen sich dabey so sehr, daß sie wider den Verfasser derselben in ehrenrührigen Ausdrücken loszogen. Es war natürlich, daß die öffentlichen Schmähreden dieser Leute gegen den muthmaßlichen Scribenten, dem wahren Verfasser nicht verborgen bleiben konnten: und diese unfreundliche Aufnahme einer billigen Critik gab Gelegenheit zu der zwoten Brochüre, die wenige Tage nachhero unter dem Titel, vermuthlich von demselbigen Verfasser, herauskam: Schreiben an einen Marionettenspieler, als eine Abfertigung des Schreibens an einen Freund über die Ackermannische Schaubühne. Im Namen des Ackermannischen Lichterputzers. Wenn man einige Particulairumstände aus diesem Schreiben weggelassen hätte, und minder beißend gewesen wäre; so würde dieser Brief ein kleines Meisterstück der Ironie seyn. Im Vorbeygehen muß ich anmerken, daß das erstere Schreiben der Ackermannischen Gesellschaft ehe zur Aufmun-

terung, als zum Nachtheil gereichet. Oder, ist das deutsche Theater schon so vollkommen, daß es gar keiner Verbesserung bedarf? So bald es aber diese nöthig hat, so bald — ja selbst da noch, wenn es sich der Vollkommenheit der Ausländer nähert, bedarf es noch immer der Critik. Diese ist die Fackel, die allen Wissenschaften und Künsten leuchten muß; und wie sehr ist zu wünschen, daß unsere Kenner sich mit dieser theatralischen Critik mehr beschäftigen, und unsre Schauspieler sich mehr nach ihr richten mögen. Genug hiervon.

Von den übrigen Aftergesellschaften, von einem **Schütze**, einem **Säuerling**, der den Sidney in ledernen Beinkleidern spielt, einem **Josephi**, der aus dem Barnevell mit Hannswurstslustbarkeiten ein schmackhaftes theatralisches Ragout zu machen verstand, und sein Glück in dem letzten Kriege besser als der rechtschaffenste Comödiant gemacht hat, von einem **Sebastiani**, **Wittmann**, u. a. dgl. Leuten, die auch Comödianten heißen wollen, verlohnt es sich der Mühe nicht, umständlicher zu reden. In Mecklenburg und Pommern spielt gegenwärtig einer Namens **Leppert**, von dem verschiedentlich geurtheilet wird. Kenner der Tanzkunst versichern mich, daß die Ballette, die sein Balletmeister **Curioni** besorgt, gut seyn sollen. Ich kenne diese Gesellschaft nur dem Namen nach; und kann also ihren Wehrt nicht bestimmen.

So ist unser Theater beschaffen. Noch immer in den Jahren der Kindheit; und es ist schwer zu entscheiden, ob man die schlechte Aufnahme der deutschen Bühne den zu wenigen Genies für dieselbe, oder diesen Mangel der Genies der schlechten Beschaffenheit des Theaters zuzuschreiben habe. Die Ursachen könnten vielleicht auf beyden Seiten seyn: aber es giebt gewiß noch andere wichtige Hinderniße, die dem Flor der deutschen Bühne von je her im Wege gewesen

sind,

sind, und ich werde ihrer bald gedenken. Itzt will ich das kurze Register der wenigen deutschen Dichter anführen, die wir mit Recht und allein die Zierden unserer Bühnen nennen können. Herr **Gottsched** wird mir hiebey vielleicht zweyerley übel nehmen. Einmal, daß ich die Anzahl derselben so sehr enge einschränke; und dann zweitens, daß er unter diesem kleinen Häuflein nicht seinen Namen an der Spitze erblicket, da er doch ganze Bände von übersetzten, und selbst verfertigten Schauspielen herausgegeben, und in allen Winkeln von Deutschland, die Dichter zur dramatischen Poesie ermuntert hat. Allein, ich kann auf beydes antworten. Würde man mir es Dank gewußt haben, wenn ich ein Namenregister aller derer angeführt, die für die deutsche Bühne Unsinn und Verstand geschrieben? Ich hatte dieß um so weniger nöthig, da Herr **Gottsched** in seinem Vorrathe zur dramatischen Dichtkunst uns bereits mit allen möglichen dramatischen Dichtern bekannt gemacht hat. Daß ich aber den Hrn. Professor **Gottsched** selbst übergehe, hat keine andere Ursache, als weil die Kunstrichter glauben, daß Herr **Gottsched** zur dramatischen Dichtkunst eben diejenigen Talente habe, die er zur Dichtkunst überhaupt besitzt. Er hat allerdings Verdienste um das Theater: aber Verdienste, die man bloß in das Fach eines Direkteurs, nicht eines Dichters setzen muß. Die Abschaffung der schlechten Burlesken, die er mit sehr mittelmäßigen Uebersetzungen seiner Schüler ersetzt hat; und die freylich wol den ersten Grund zu dem gegenwärtigen Stand des Theaters gelegt haben, dieses und noch verschiedene Kleinigkeiten, die mehr die Policey des Theaters, als seine magische Kunst betreffen, sind die nicht zu leugnenden Verdienste dieses Mannes; und wenn die **Neuberinn**, und nach ihr **Koch** sehr oft Cabalen wider ihn geschmiedet, so haben sie immer Unrecht gethan;

denn sie waren wenigstens die Leute nicht, die sich gegen ihn hätten empören sollen. Ihre Brodwissenschaft hatte diesem Mann immer noch viel zu verdanken. Es mag vielleicht einigen Lesern dieser kleine theatralische Krieg bekannt seyn. Es verlohnt sich aber nicht der Mühe, diejenigen damit bekannt zu machen, die sich um diese Händel nicht bekümmert haben.

Diejenigen, welche allein Aufmerksamkeit und Achtung als theatralische Dichter verdienen, sind: **Schlegel, Gellert, Leßing, Krüger, Cronegk, Weiße.**

Den Liebhabern des Theaters ist dadurch ein besonderer Dienst erzeiget, daß man in den Werken des ersten Dichters, die sein Bruder in Copenhagen besorgt, alle seine theatralischen Arbeiten beysammen haben kann. **Schlegel** war für das Trauerspiel geboren. Seine beyden würdigsten Stücke sind die **Trojanerinnen** und **Hermann.** Ohngeachtet das letztere ein wahres Nationalstück ist, vortreffliche Sentiments, und unvergleichliche Verse enthält, so glaube ich doch, daß die Kenner mehr für die **Trojanerinnen** seyn werden, weil der Geist der Action in jenen stärker herrscht; und im **Hermann** bisweilen der Dichter zu sehr hervorschimmert. Inzwischen verdient **Hermann,** daß ihn eine jede wohl eingerichtete Bühne oft vorstellt; und er thut auch auf dem Theater, des Declamatorischen ungeachtet, gute Wirkung. Die Verfasser der Briefe der neuesten Litteratur * zweifeln zwar, ob dieses Stück in Deutschland jemals sey aufgeführet worden; allein die ehmalige **Schönemannische** Gesellschaft hat selbiges sehr oft, und mit dem größten Beyfall vorgestellet. Es gereichte dieser, Bühne und in ihr dem seligen **Schlegel** zum Ruhm, daß man an dem letzten Abend, bey der gänzlichen Aufgabe dieses woleingerichteten Theaters mit dem **Hermann** schloß. Als comischen Schriftsteller haben die Litte-

ratur-

* Im 21sten Theil S. 113.

raturbriefe **Schlegeln** ebenfalls beurtheilet. Es ist wahr, was sie bey Gelegenheit des **Triumphs der guten Frauen** anmerken, daß die Deutschen allezeit fremde Sitten leihen, wenn sie im Comischen glücklich seyn wollen. — Aber woher kömmt es? Wir Deutsche kennen unsern Nationalcharacter noch nicht recht: oder besser, wir Deutsche haben in der That einen nicht genau zu bestimmenden Character. Bald neigen wir uns mehr auf die Seite der Engelländer, bald der Franzosen; und selbst unsre Sitten verrathen ein Gemisch von fremden Artigkeiten — und Lastern. Was soll ein comischer Schriftsteller dabey anfangen? Er zeichnet seine Characktere wirklich nach dem Leben; und wenn er bey der Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, die er als comischer Schriftsteller, im höchsten Grade besitzen muß, wenn er bey dieser Kenntniß auch glücklich gewesen ist, so heißt es dennoch von ihm, er copiret. „Man macht uns so flatterhaft, so „frech, so scheinverliebt, als die französischen Marquis, oder „so offenherzig und so launisch, als man die Engelländer vorzustellen pflegt,„ sagen die Verfasser der Litteratur: Briefe. * — Aber sind wir denn im Grunde auch anders? Wer nur einigermaßen Umgang in der großen Welt, und unter den Vornehmen bürgerlichen Standes hat, wovon man doch allein das hohe Comische copiren muß, der wird diese Vermischung unserer Charactere, sie mögen nun affectirt oder natürlich seyn, zur Genüge wahrnehmen.

Gellerts Lustspiele sind besonders gedruckt und bekannt. Sie haben alle die sanfte, comische und satyrische Miene, die durchgehends in seinen Fabeln herrscht, und die ihn als Schriftsteller vorzüglich characterisiret. Schade nur, daß die **zärtlichen Schwestern** und **das Loos in der Lotterie** zu lang

* Im 21sten Theil, S. 131.

lang für das Theater sind, und die Comödianten dadurch gemüßiget werden, ganze Seiten ins Kurze zu ziehen. Hier erblickt man lauter deutsche Familiengemählde, wovon die Anlagen und Auszeichnungen vortrefflich gerathen sind. Seiner **Betschwester** haben die Heuchler Einwürfe gemacht; und es ist zu bedauren, daß Herr **Gellert** sich an diese Secte gekehrt zu haben scheinet. Wenigstens muß man es daraus schließen, weil er selbst verschiedne Stellen in dem Munde der Frau Richardinn zu mildern gesuchet hat, und vielleicht in einer neuen Herausgabe seiner Schriften die Pinselstriche dieser Heuchlerinn noch sanfter machen wird. Für das Theater ist ohnstreitig die **kranke Frau** sein schönstes Stück; ohne die unerheblichen Critiken zu gedenken, die man vielleicht bey dem alten Wahrmund machen könnte. Dieses Stück sowol, als die **zärtlichen Schwestern** und das **Loos in der Lotterie** haben das Glück gehabt, daß sie auf dem ehemaligen **Schönemannischen** Theater ausnehmend gut besetzt waren. Einen solchen Orgon, als ihn **Starke** spielt, sollte man gewiß auf dem pariser Theater vergebens suchen; und mit der Actrice, die die **kranke Frau** bey dieser Gesellschaft vorstellte, war Herr **Gellert** selbst ausnehmend zufrieden. Dieß beweist das Andenken, das er noch lange nachher in einem Briefe geäußert, wenn er schreibt: „Ich „wünschte, ich könnte sie noch heute als die kranke Frau sehen, „vielleicht würde ich auf einige Stunden durch ihre Action ge„sund, oder doch heiterer als ich bin, da ich dieses schreibe.“

Leßing, dieser vortreffliche Schriftsteller, hat in seinen Schriften diejenigen theatralischen Stücke abdrucken lassen, die er selbst für die seinigen erkennt. Ein jedes seiner Lustspiele führt das Gepräge des wahren Comischen. Man sieht es, daß er die Alten nicht wie ein Wortgelehrter, sondern wie ein Mann von Geschmack und Genie studiret hat. Da er

selbst

selbst in der griechischen und römischen Litteratur vorzüglich ist, so konnte es nicht fehlen, alle seine Stücke mußten diese feine Kenntniß verrathen. Denn es ist ganz was anders, wenn ein Leßing, oder ein Burmann die Alten liest. Es wäre überflüßig, alle seine Stücke, die insgesammt der Schaubühne Ehre machen, hier anzuführen. Inzwischen verdienen sein Freygeist und der Schatz, ersterer wegen der vortrefflichen Situationen, und letzterer wegen des wahren Comischen vorzüglich bemerkt zu werden. Aus dem Schatz kann man die wahre, meisterhafte Nachahmung des Plautus deutlich wahrnehmen. Und die Schreibart des Dialogs — Kurz, Leßings Comödien haben alle Terenzens Zierlichkeit des Styls, und Plautus Lustigkeit im Ausdruck. Aber Leßing ist auch der Erste, der uns im Deutschen eine neue Gattung Schauspiele geschenkt hat. Ich meyne hier sein bürgerliches Trauerspiel Miß Sara Sampson. Es ist auf allen guten und schlechten Bühnen aufgeführet worden; am schönsten aber wol auf der ehemaligen Schönemannischen. Welche Kenntniß, mit der eine Starkinn die Sara vorstellt. Auch nicht die geringsten Nüancen des Characters, und der Situationen, in der sie sich befinden muß, entwischen ihr. Die Angst, die Unruhe, das Zittern, und die halbe Verzweiflung, unter der sie arbeitet, da Marwood sich ihr entdecket; wen rührt es nicht bis in das Innerste der Seele! Auch die Marwood ward in der Person der ehemaligen Demoiselle Schulz bey Schönemann und itzigen Madam Beck bey Ackermann mit vieler Geschicklichkeit vorgestellet. Madam Koch spielt diese Rolle auf ihrem Theater selbst; aber — sie ist nicht Marwood. Die Comödianten beschweren sich, daß die letzten Scenen im letzten Aufzuge zu lang sind, und sie haben vielleicht nicht ganz unrecht. Inzwischen sind sie doch nicht langweilig und ermüdend.

Krügers Lustspiele findet man sämmtlich in seinen von mir herausgegebenen poetischen und theatralischen Schriften, wo man auch von seinen Lebensumständen einige Nachricht lesen kann. Sein blinder Ehemann und die Candidaten sind die beyden vorzüglichsten Stücke, die ihn als theatralischen Dichter bekannt gemacht haben. Er hatte alle Anlagen, ein deutscher Moliere zu werden; aber er starb zu frühe, und sein Verlust war für die deutsche Bühne groß; eben so empfindlich, als der frühe Tod eines

Cronegk, dem schon als Jüngling der Cothurn anpassend war. Sein Codrus, und sein unvollendetes Trauerspiel Olint und Sophronia sind ein Beweis seiner Fähigkeit. Codrus wird auf allen Bühnen aufgeführt; und das letztere Trauerspiel soll von einem Dichter in Wien vollends zu Stande gebracht seyn. Dem Codrus hat man schon lange vorgeworfen, daß er zu Sentenzenreich sey. Es ist wahr, Cronegk sagt diese Sentenzen allemal schön; aber nur Schade, am unrechten Ort. Diese Art zu schreiben ist verführerisch, und blendet sehr. Man kann daher junge Dichter, die sich mit der tragischen Muse bekannt machen wollen, nicht genug warnen, vor diesen schimmernden Schönheiten eines Trauerspiels sich sorgfältig zu hüten. Cronegk hatte auch für die Comödie nicht unglückliche Talente. Sein Mißtrauischer verdient noch immer, unsern besten Originallustspielen an der Seite zu stehen. Wer weiß auch, womit er unsre Bühne würde bereichert haben, wenn er ihr nicht so früh entrissen wäre.

Weissens Beytrag zum deutschen Theater, ist gewiß in den Händen aller Kenner und Liebhaber der Litteratur. Sein Richard der Dritte ist sein vorzüglichstes, und mein Lieblingstrauerspiel. Es ist der Mühe werth, diesen Richard von einem Ekhof vorstellen zu sehen. Auch dem Lustspiel

hat

hat Weisse einige vortreffliche Stücke geschenkt, unter welchen der Naturaliensammler von einer allerliebsten Erfindung ist.

Geßners Eraſt in einem Aufzuge gehöret allerdings zu den guten Stücken, die Deutschland Ehre machen. Auch muß ich des vortrefflichen Trauerspiels Philotas nicht vergessen, welches Herrn Leßing zum Verfasser haben soll, und von dem berühmten Dichter der preußischen Kriegslieder in Verse gebracht ist. Der Styl in diesem prosaischen Trauerspiel ist unvergleichlich, und ich wundre mich, daß unsre Comödianten statt so vieler elenden Nachspiele nicht dieses vortreffliche Stück aufführen. Auch Herr Wieland hat für unser Theater geschrieben, und sich vornehmlich durch seine Johanna Gray und sein bürgerliches Trauerspiel Clementina bekannt gemacht. Allein, ich glaube nicht, daß der Ruhm dieses vortrefflichen Dichters nach seinen theatralischen Arbeiten abzumessen sey. Ueberdem haben auch seine Schauspiele die Probe einer guten Vorstellung noch nicht ausgehalten; und folglich habe ich sie bloß anzeigen wollen.

Allen diesen guten Verfassern kann man einen jungen Dichter an die Seite setzen, der ebenfalls zu früh für die Ehre der Bühne gestorben ist: einen Freyherrn von Brawe, von dessen Stücke, der Freygeist, die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften umständlich geurtheilet haben. Auch verdient der unbekannte Verfasser derjenigen Schauspiele, die unter dem Titel Comödien, und mit dem Motto: Et celebrare domestica facta, zu Dresden und Warschau herausgekommen sind, den guten theatralischen Dichtern mit beygezählt zu werden. Die Briefe der neuesten Litteratur haben den Werth dieser Stücke hinlänglich bestimmt; und es ist gewiß, daß Crispin als Vater

immer

immer noch eins von unsern guten comischen Stücken bleiben wird.

Vor einigen zwanzig Jahren fieng man an, unser Theater mit einer neuen Gattung von Schauspielen zu bereichern. Es waren Idyllen in Dialoge gebracht, und man nennte sie Schäferspiele. Außer den theatralischen Regeln müssen dergleichen Stücke alle Eigenschaften haben, die man von einem Schäfergedicht fodert. Da die Natur, die ruhige Unschuld, die stillen Freuden des Landlebens, und die Liebe, als die Folge dieser Freuden, der Vorwurf dieser Stücke sind, so glaubten viele, nichts wäre leichter, als das; und daher sind wir mit einer Sündfluth von Schäferspielen überschwemmt worden. Allein die guten, und die auf unserm Theater beybehalten zu werden verdienen, sind nur diese sechse: die gelernte Liebe, oder der versteckte Hammel von Rost. Dieses allererste deutsche Schäferspiel, welches Schönemann auf die Bühne brachte, ward, seiner Neuheit wegen, sechszehenmal kurz hinter einander aufgeführt. Der blöde Schäfer von Gleim. Sylvia und das Band von Gellert. Die geprüfte Treue vom Professor Gärtner. Der Schatz von dem Syndicus Pfeffel in Straßburg, und Evander und Alcimna von Geßner.

Aus diesem kurzen Register unserer besten theatralischen Dichter kann man schon abnehmen, daß es um unsre deutsche Bühne noch schlecht aussieht. Wenig gute Schriftsteller für dieselben, noch weniger gute Acteurs, und gar keine Aufmunterung! Drey wichtige Hindernisse, die den Flor unsers Theaters beständig gehemmet haben. Allein, das möchte zu allgemein gesagt seyn. Ich will daher einige von den Hindernissen zergliedern, und näher beleuchten. Möchte nur auch mancher Principal, der ohne Aufhören über Mangel der Unterstützung klagt, dabey in seinen Busen greifen, und

zuvör-

zuvörderst die Hinderung von seiner Seite abzuschaffen suchen. Hier ist gleich ein Hinderniß, welches ihn selbst angeht, und zwar das erste, nämlich: die schlechte Kenntniß der Principale zu allen Zeiten. Da die Schauspielkunst eine Wissenschaft ist; jede Wissenschaft aber auf Gründen beruhet, und die theatralischen Regeln von einem weiten Umfange sind, die man in der Beredsamkeit im allerweitesten Verstande, vornehmlich aber in der körperlichen suchen muß, so ist leicht zu sehen, wie viel er schon als bloßer Akteur zu lernen hat. Allein er soll auch überdem eine Kenntniß von der Geschicklichkeit aller seiner Schauspieler besitzen; er soll alle Stücke aus dem Grunde kennen, die er auf die Bühne bringt, und nach dem Genie und der Fähigkeit seiner Akteurs die Rollen austheilen. Er hat es außerdem mit vielen Nebensachen zu thun. Er muß von der theatralischen Baukunst und Mahlerey wenigstens allgemeine Begriffe haben. Er muß außer der Mythologie und der alten Geschichte aller Völker, die ihm zur Kleidung der Helden im Trauerspiel nothwendig ist, auch ein Mann nach der Welt und nach der Mode seyn, und für seinen Schneider einen Geschmack mit haben. Das Studium der Moral und der Politik, um sich und sein Theater in Ansehen zu erhalten, nebst der unermüdeten ökonomischen Sorgfalt, ist zugleich eine von seinen nothwendigsten Pflichten. Nun untersuche man nach diesen Eigenschaften, denen man noch sehr viele hinzuthun könnte, die Beschaffenheit unserer Principale. Die meisten waren anfangs Schneider, Barbier, oder sonst ehrliche Leute; wurden Akteur; wagten es, selbst etwas zu unternehmen; waren glücklich, wurden unerträglich; und — das deutsche Theater wurde nicht besser. Der einzige **Velthem** war ein Mann, der Sprachen, Gelehrsamkeit und Welt hatte: allein die damaligen Zeiten, und der herrschende schlechte Geschmack waren Schuld, daß seine

Bühne das nicht war, was sie unter andern Umständen hätte werden können. Eben so schlecht als die Kenntniß des Theaters bey den meisten Principalen ist, so elend ist sie auch fast durchgehends bey den Akteurs. Sie sehen ihren Stand als ein maschinenmäßiges Handwerk an; und bedenken nicht, daß im Grunde sehr vieles vorausgesetzt, und gelernt werden müsse, ehe man Akteur werden kann. Der selige **Krüger** war beynahe der einzige, der alle die Wissenschaften kannte, und mit seinem Stande verband, die man von dem Stande eines Akteurs nothwendig fodert. Ohngeachtet die Natur ihn nicht vortheilhaft gebildet hatte; seine Sprache auch in gewissen Fällen nicht die angenehmste war, so sahe man doch immer, daß er mit Verstand agirte. Unter den Neueren kömmt ihm keiner als **Ekhof** gleich. Er besitzt zwar keine eigentlich sogenannte Studia: aber sein unermüdeter Fleiß, sein beständiges Lesen, sein vortreffliches Genie, und die, beynahe bis zum Uebertreiben ausschweifende Aufmerksamkeit, auch in den kleinsten Stücken, die nur die geringste Verwandschaft mit dem Theater haben, alles dieses hat ihn zu unserm besten deutschen Schauspieler gebildet. Nun halte man gegen ihn die Menge von elenden Geschöpfen, die sich Akteurs nennen, und sage, ob ihre Unerfahrenheit nicht ein wichtiger Theil des Hindernisses der Aufnahme unsrer Bühne sey?

Aber auch zweytens, die schlechte Lebensart einiger dieser Leute ist ein vorzügliches Hinderniß. Es fehlt ihnen gemeiniglich an Welt und Sitten: und beyde Stücke sollten doch einem Comödianten am wenigsten fehlen. Kann man es daher unsern Großen, und dem feinern Theil des Publici verdenken, wenn sie den Umgang mit Leuten nicht sehr achten, den in Frankreich und England die Angesehensten gleichsam mit Eifer suchen. Allein in beyden Ländern sind auch die Comödianten (von den Sitten will ich nicht sagen) was die

Delicatesse des Umgangs, und alle die vorzüglichen Annehmlichkeiten und Kenntnisse betrifft, die man unter dem Namen Welt verstehet, die Muster, die nicht selten die Herren in der Stadt und am Hofe copiren. Aber wo herrscht unter unsern deutschen Comödianten diese Delicatesse des Umgangs; diese Kenntniß, auch außer dem Theater mit Beyfall zu glänzen? War das wol Welt, wie sich die ehemalige **Haaken** an dem Hofe des Herzogs Wilhelm von Braunschweig betrug? Die Herzoginn von Blankenburg, als Mutter der Gemahlinn Kaisers Carl des Sechsten, hatte viel Gnade für diese Frau. Einsmals, als die **Haaken** hinter dem Stuhle der Fürstinn stand und seufzte, fragte die Prinzeßinn, was ihr fehle? Es geht mir schlecht, Ew. Durchl. Es wird wohl besser werden, erwiederte die Fürstinn. Aber nun höre man die unverschämte Replique, die von der sehr wenigen Lebensart der **Haaken** den deutlichsten Beweis giebt: Ach möchte ich nur noch eine Kaiserkrönung wieder kriegen! War das Erziehung, wenn **Denner**, der oft vor dem Könige von England zur Görde spielte, einem Landprediger, der gern die Comödie sehen wollte, und aus Mangel der Gelegenheit, sich an **Dennern** des Platzes wegen wandte, einen Stuhl mitten auf dem Theater anwies, und diesen braven Mann, sobald die Gardine aufgezogen ward, dem Gelächter der Hofleute bloß stellte. Das war nicht einmal ein Harlekinswitz. Er hätte die Person bedenken sollen, der er diesen Possen spielen wollte. Das hieß wider alle Klugheit handeln, und es mit Leuten ganz verderben, die ohnehin schon mit einem Haß gegen das Theater angefüllet sind. Auch die **Neuberinn**, die sich sonst mit ihrer Kenntniß so viel wußte, begieng an dem Hofe des Herzogs Ludewig Rudolph zu Braunschweig einen eben so unbesonnenen Streich, als die **Haaken**. Wenn zu dieser wenigen Kenntniß der Welt auch

noch ein Mangel der Sitten, und eine ausschweifende Lebensart kömmt, so kann es nicht fehlen, das Hinderniß zur Aufnahme der Bühne muß immer größer werden. Vor einigen vierzig Jahren standen unsre Comödianten ihrer Sitten wegen in einem schlechten Ruf. Die Franzosen und Italiener, ob sie ihrer Ausschweifung gleich einen feinern Namen gegeben, sind in diesem Stücke freylich nicht zum Muster zu nehmen. Ich muß es aber auch zur Ehre unsers Theaters hier öffentlich bekennen, daß die guten und strengen Sitten auf den drey berühmtesten deutschen Bühnen, der **Schönemannischen Koch- und Ackermannischen,** nichts von ihrer Würde verloren haben.

Drittens, daß unsre Comödienprincipale manchesmal zu geizig; — oft auch am unrechten Orte verschwenderisch sind, ist auch keins von den geringsten Hindernissen. Darinn besteht freylich nicht ihr Geiz, daß sie zu wenig auf das Theater verwenden, und, wie die ersten Schauspieler, zum Goldpapier ihre Zuflucht nehmen. Allein, daß sie junge Akteurs auf ihre Kosten ziehen, die Besten, ohne Summen zu schonen, erhalten; und, da wir nicht genug deutsche Originale, und wenig gute Uebersetzungen haben, sich Uebersetzer von Geschmack wählen könnten, und es nicht thun, darinn besteht er vorzüglich. Die meisten glauben, wenn sie nur viele Schauspieler, und fein viele Stücke im Gange haben, so sey es schon gut. Aber das Publikum glaubt anders. Denenjenigen unter uns, die auswärtige Bühnen gesehen, und die aufzuführende Stücke im Original kennen, kann man es aus dieser Ursache nicht verdenken, wenn sie wegen des schülerhaften Deklamirens der meisten Akteurs, und der elenden Uebersetzungen, womit unser Theater angefüllet ist, den Schauplatz wenig oder gar nicht besuchen. Am unrechten Orte kann ein Principal verschwenderisch seyn, wenn er

einmal zu viel auf Nebendinge verwendet, z. E. wenn er mehr auf die Pracht und die Vortrefflichkeit der Ballette, als des wirklichen Schauspiels denkt. Auch das ist Verschwendung für ihn, wenn er keine Summen achtet, um nur in dem Rufe zu stehen, die zahlreichste deutsche Truppe zu haben. Man rechne die ungeheuren Ausgaben, die ein Principal auf Leute verwendet, wofür er tüchtige und geschickte Schauspieler besolden könnte, wenn er sich die Mühe gäbe, solche zu ziehen, und wenn er zu ihrer Bildung auch die Geschicklichkeit hätte. Man überdenke dieß, und urtheile, ob diese Situation, in welche unsre Principale sich selbst setzen, nicht ebenmäßig den Flor der Bühne hindere.

Viertens: die Gewohnheit der eingeführten Operetten, und italienischen Intermezzen, sind auch ein Hinderniß, und zwar, weil man den Geschmack der Meisten leicht von dem wahren Schönen dadurch ableiten, und zwittermäßig machen kann. Am allerärgerlichsten ist es, wenn sogar zwischen Trauerspielen dergleichen aufgeführet wird. So habe ich z. E. zwischen der Zaire von einer angesehenen Gesellschaft Pimpinon und Vespetta ihre Streiche hersingen hören; und erfahren, daß viele Zuschauer mehr dieser comischen Schwenke wegen ins Schauspiel giengen, als einen Orosman zu bewundern, und mit Zairen zu weinen. Im Grunde muß ein Principal freylich darauf sehen, was ihm am meisten einbringt: aber wer weiß es nicht, daß auch er es mit in Händen hat, den Geschmack der Nation zu bilden, und zu dem wahren Schönen zu gewöhnen. Anfangs wird es freylich Schwierigkeit haben; aber er fahre nur muthig fort. Die Kenntniß und Liebe seiner Nation wird zunehmen, und er wird nach einigen Jahren nicht mehr nöthig haben, zu dergleichen, für das wahre Comödientheater nicht passenden Dingen, seine Zuflucht zu nehmen. Daß die vortrefflichen

Ballette, mit welchen itzt vornehmlich **Ackermann** das Theater aufstützet, dem wahren Geschmack nachtheilig seyn sollten, wie einige behaupten, kann ich nicht sehen. Ich kann es ganz wol leiden, daß man auch unsern Augen ein reizendes Vergnügen gewährt, wenn man vorher unser Herz entzückt hat: und es verlohnt sich schon der Mühe, einige von **Ackermanns** vortrefflichen Balletten, die zwar nicht alle durchgehends pantomimisch sind, zu sehen. Nur alsdann würden sie den Flor der Bühne hindern, wenn ein Principal sein vorzüglichstes Augenmerk darauf richten, und sich mehr um tüchtige Tänzer, als vortreffliche Schauspieler Mühe geben wollte.

Fünftens: der schlechte Schutz unsrer deutschen Fürsten, und der angesehensten Personen in den großen Städten, ist eins von den Haupthindernissen. Dieser Mangel des Schutzes rührt einmal von dem schlechten Begriff her, den unsre Großen sich von deutschen Comödianten machen, wozu ihre ehemalige schlechte Lebensart, und ihre Bemühung mehr durch Possen zu belustigen, als durch wahre Schönheiten zu vergnügen, sehr viel beygetragen hat. Allein vorzüglich sind die tiefen Vorurtheile unsrer deutschen Fürsten die Hauptursache. Da unsre Großen fast alle von der Sucht, fremde Länder zu sehen, angestecket sind; da sie von Jugend auf von Männern unterrichtet sind, die selbst mehr nach dem französischen Geschmack gebildet sind, und das unselige Vorurtheil mit sich herum tragen, daß Geschmack und Witz nur allein in Frankreich zu Hause sey; da unsre Fürsten ferner an allem, was ausländisch heißt, ein Vergnügen finden, und einer Tänzerinn und Sängerinn lieber Tausende geben, wenn sie nur aus Verona, und nicht aus ihren deutschen Landen ist; da endlich noch andre Fürsten ganz und gar keinen Geschmack an den schönen Künsten haben, nur ihre eignen Leidenschaften befriedi-

friedigen, und es nicht wie **Titus** machen, der das allgemeine Vergnügen des Volks seinem Privatvergnügen vorzog; da sie folglich nicht zu der Classe des **Wohlwollens** gehören, welches der berühmte **Abbt** in seiner Schrift vom Verdienste schildert, (ein Buch, welches unsere durchlauchtigste Herren nicht lesen werden und nicht lesen können) da es also nicht von ihnen heißen kann, was eben dieser Verfasser vom **Titus** dem Svetonius nachschreibt: „Seinem Volke verschafft er nicht nur „Lustbarkeiten, Schauspiele mit einem Aufwand, dagegen „wir uns mit unserm kleinen Flitterstaate der neuern Reiche „schämen müssen: sogar nach ihrem Gefallen richtet er die „Lustbarkeiten ein, damit sie ja sehen mögen, daß sie ihrentwegen und nicht seinetwegen angestellet sind.„ Da alles dieses, und wenn es erlaubt wäre, noch mehr hinzuzusetzen, seine gute Richtigkeit hat, so kann man leicht den Schluß machen, daß die Klage eines unserer besten Dichter gegründet ist:

— noch sieht es schlecht um unsre deutsche Bühnen;
Kein Ludwig unterstützet sie.

Wollte ein Advocat unsrer Fürsten den Aufwand vorschützen, zu dem man durch den Schutz der Bühne gezwungen wäre, so könnte man vielerley erwiedern, das ich aber lieber von einem andern möchte beantwortet sehen. Inzwischen ist dabey nicht nöthig, daß unsere Großen es wie Heinrich der Dritte machen müssen, der, wie **Ernst** in seinem Bilderhaus schreibt, im Jahr 1584 allein sechs Millionen Goldes auf seine Comödianten verwandt habe. Nein, Mächtige und Große! Nur so viel Schutz, nur so viel Beystand und Aufmunterung, als ein August Wilhelm, ein Ludewig Rudolph von Braunschweig, ein Georg der Andere von England, und ein Christian Ludewig zu Mecklenburg, ehemals dem deutschen Theater schenkten, nur **diesen** nachgeahmet,

und das Hinderniß wird bald gehoben seyn. Ihr werdet die Seelen der Bürger

— erhöhn, die Herzen erweitern, die Sitten verbessern;
Und Gefühl und Geschmack wird alle Stände beleben.

Allein, wenn ein gewisser deutscher Prinz, der vor einigen Jahren gestorben ist, dem Principal unserer besten Bühne, der zu seinem Geburtstage ein besonderes Stück mit vieler Pracht, und erstaunlichen Kosten verfertigen und aufführen lassen, einen einzigen Louisd'or zur Vergeltung seiner Mühe reichen ließ; konnte man dieß auch Aufmunterung und Neigung zu seiner Nation nennen?

Auch unsere angesehensten Städte, die die Mittel in Händen haben, eine Bühne zu unterstützen, sind aus Mangel der Einsicht, des Geschmacks, oder vieler Vorurtheile wegen, ein wichtiges Hinderniß. Daher kam es, daß vor einigen zwanzig Jahren der präsidirende Bürgermeister einer gewissen berühmten Stadt den Puppenspielern und Kunstpferden, aber nicht der wohleingerichteten **Schönemannischen** Gesellschaft, die Freyheit zu spielen ertheilte. Der selige **Krüger** zielte auf diese Begebenheit in einem sehr schönen Vorspiele, * vorzüglich in der Stelle, worinn er die Fama von der Schauspielkunst sagen läßt:

— — „Da wo die Weichsel fließt,
„Die sich an Schiffen reich, durch freye Fluren gießt,
„Da sah ich jüngst ein Weib an dem Gestade sitzen;
„Die Schönheit konnte sie nicht vor den Feinden schützen.
„Die Unschuld mehrte nur der Frevler Raserey:
„Die

* Man sehe in Krügers poetischen und theatralischen Schriften das Vorspiel: Die mit den freyen Künsten verschwisterte Schauspielkunst.

„Die Großmuth stand umsonst der schönen Unschuld bey;
„Die Feinde, die ihr auch den mindsten Platz nicht gönnten,
„Versuchten, ob sie sie vom Ufer jagen könnten.
„Sie bat, kein Bitten galt: sie wandte sich zum Flehn,
„Daß sie das Plätzchen sich zum Lager ausersehn,
„Um von der Noth zu ruhn, die sie bisher erlitten.
„Die Feinde hörten nicht ihr ehrfurchtvolles Bitten;
„Ihr schlechtes Herz blieb hart; doch mich hat sie gerührt.
„Ich habe sie mit mir, Göttinnen, hergeführt.
„Der Feinde toller Schwarm schließt sich um ihre Seiten;
„Man sieht ihn Rachgier, Neid und Eigensinn begleiten.„

Sechstens; auch selbst das geistliche Vorurtheil ist der Aufnahme der Bühne hinderlich. Wenigstens hindert es, daß einmal mehr angesehene Leute sich einem Stande widmen, der seiner Natur nach der ehrwürdigste unter den Menschen seyn müßte; und hernach, daß dem Theater eine Menge Zuschauer entzogen werden, die ihre Sitten zu beflecken glauben, wenn sie die Gemählde der Thorheit auf der Bühne betrachten. Es wäre überflüßig, hier die gerechten Klagen zu wiederholen, die die ehrwürdigen Väter der ersten Kirche mit Recht über die Schauspieler führten, und zu beweisen, daß diese Klagen zu unsern Zeiten ganz wegfallen. Selbst die berühmtesten Gottesgelehrten aller Nationen haben sich für die Bühne, wie sie gegenwärtig eingerichtet ist, erkläret; ja einige haben sie sogar öffentlich besucht. Der Grund, warum verschiedene dieser Männer wider das Theater eifern, ist ohnstreitig in einem falschen moralischen Begriff zu suchen. Der unnütze und betrübte Streit, zu welchem bekannte geistliche Meinungen vor vielen Jahren Anlaß gaben,

ben, und der die theologischen Facultäten von zwo unserer berühmtesten Akademien in Flammen setzte, drückte auf diesen Eifer noch das letzte Siegel. Wem ist die Streitfrage über die Mitteldinge unbekannt geblieben? Es war zwar kein neuer Streit: er wurde schon lange vor der Reformation getrieben. Allein, da bekannte Geistliche Unruhen anfingen, so suchte man ihn wieder hervor. Man warf die Frage auf: Ob Comödienspielen oder Besuchen Sünde wäre? Man theilte sich bey der Antwort. Viele Theologen sagten, daß sie Mitteldinge und erlaubt wären, wenn nur kein böser Zweck dabey sey. Die andern behaupteten, daß es gar keine Mitteldinge gäbe. Alle Handlungen würden durch die Umstände gut oder böse: und sie setzten das unbewiesene Machtwort hinzu, daß Comödiensehen, Tanzen u. d. gl. allemal mit einem bösen Zwecke verbunden wären. Der Rektor zu Gotha, **Gottfried Vockerrodt**, vertheidigte dieß in einer besondern Schrift, und ihm traten die Theologen der einen Akademie bey: aber die andern behaupteten, nebst vielen einsichtsvollen Gottesgelehrten, daß es wirklich Mitteldinge gäbe.

Man erlaube mir diese kleine Ausschweifung, die vielen bekannt; aber auch für viele nicht geschrieben ist. Inzwischen wird dieß theatralische Hinderniß vielleicht nie gehoben werden. Es trifft dabey ein, was der Herr von **Hagedorn** in seinen Betrachtungen über die Mahlerey * sagt: „Wie „kömmt es, daß so viele wackere Eiferer, die doch schwerlich „wie **Moliere** die Sitten bessern, oder als **Racine** ** „durch

* Im zweeten Theil des dritten Buchs, welches von dem Aufnehmen der Zeichnungskünste, und von der Zeichnung überhaupt handelt. S. 500.

** Man weiß, daß Ludewig der Vierzehnte von einer Stelle im Britannicus (im vierten Auftritt des vierten Aufzuges) so gerührt worden, daß er seitdem nicht mehr öffentlich getanzt hat.

„durch einen einzigen Zug die Denkungsart der Könige ändern werden, immer die schönen Künste selbst nennen, wenn „sie vermuthlich nur den Misbrauch in Gedanken führen? „Es muß an der unbestimmten Streitfrage liegen. Nach „einem gereinigten Geschmacke frage ich nicht: denn „so bald man diesen hat, kämpft man nicht mehr wider „die Künste.„ Freylich, lediglich an ihm, der Grundlinie in allen Wissenschaften und Künsten, liegt es. Ein solcher nicht gereinigter Geschmack war es, durch den im Jahr 1742 eine berühmte Akademie sich zwey heftige königliche Rescripte zuzog, weil man durchaus auf die Wegschaffung der besten damaligen deutschen Comödianten bestand; die aber aus eben dieser Ursache mächtig geschützt wurden. Ich besitze die Abschrift von diesen Mandaten; und sie sind ein Beweis von der Menschlichkeit ihres Gesetzgebers, und von seiner Liebe gegen die schönen Künste.

Endlich ist der Mangel der thatralischen Schriftsteller und die Schwierigkeit, ein guter dramatischer Dichter zu heißen, eins von den Haupthindernissen. Allein, ist es bey uns Deutschen Mangel am Genie? an Lust? an Aufmunterung und Belohnung? Alle diese Fragen ließen sich beantworten. Und wenn es auf eine Untersuchung ankäme, so würde man sehen, daß bey den deutschen guten Schriftstellern Aufmunterung und Belohnungen gar nicht in Anschlag kommen. Der Mangel am Genie zu diesem Zweige der schönen Wissenschaften mag freylich wol; aber doch nicht so sehr, als die Schwierigkeit, für eine Nation zu schreiben, die wenig hervorstechende Charaktere, und eine Vermischung fremder Sitten hat, eine von den Hauptursachen seyn. Ein Freund und Kenner des Theaters schreibt mir, daß in unserer deutschen Sprache die Quelle des Mangels an guten deutschen Originallustspielen zu suchen sey. Allein,

lein, ich kann ihm nicht durchgehends beypflichten. Ich will seine Worte hersetzen, und mich darüber erklären: „Unsere „Sprache ist zu rauh; sie hat nicht das Naïve, die feinen und „doch ungekünstelten Töne des mit Empfindung und Witz „vereinten Scherzes. Unser Scherz ist entweder zu platt, „oder wir hüllen ihn in schwere gelehrte Ausdrücke ein, die „die Natur und Moliere nicht haben. Ein schönes Lust„spiel muß tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens in dem „Ton der großen Welt, nicht im Ton des Catheders, schil„dern. Ein steifer Ausdruck, der die Grazien verscheucht, „Harlekin mit einer Präsidentenmiene, lange Perioden „voll Vernunftschlüsse, die den Schauspieler außer Athem „setzen, übel gewählte Töne der Wörter, die oft Empfindun„gen ausdrücken, wenn sie den leichten Fortgang einer co„mischen Intrigue zeigen sollten, ersetzen bey uns die Stelle „der ungezwungenen, leichten, jeder Sache gemäßen „Schreibart der Griechen und Franzosen. Unsere Genies „werden oft bey der Arbeit die Feder niedergelegt, und voll „Unmuth den Ausdruck, den Ton gesucht haben, der den „Griechen und Franzosen so natürlich ist. Die Regeln des „Schauspiels haben wir Deutsche vollkommen im Kopf: „aber die Regeln sind es eben, die uns den Fortgang in „Wissenschaften und Künsten vor allen Nationen so schwer „machen. Was die Engländer zu wenig, und besonders im „Geschmack beobachten, beobachten wir zu viel. Homer „schrieb, ehe Regeln waren. Wir kennen die glückliche Kühn„heit des Genies nicht, das bey tausend Fehlern erhaben ist. „Wir werden niemals einen Shakespear unter uns auf„weisen können. — Das Trauerspiel ist unser Fach. „Für Empfindungen, für Leidenschaften, die die Seele er„schüttern, für die mächtige Kunst, durch den Ausdruck das „Herz zu rühren, ist unsere Sprache gemacht.„ In den meisten

meisten Stücken hat mein Freund recht. Aber, daß die Schuld in unserer Sprache liegen soll, das widerspreche ich ihm durchaus. **Ein Gellert, Weisse, Leßing, von Gerstenberg, von Thümmel,** und alle unsere guten Schriftsteller haben durch ihr Exempel bewiesen, daß wir eben so schön und ungekünstelt, als die Franzosen und Italiener schreiben können: und so naïv, wie **Gellert** und **Gerstenberg** unter uns sind, werden wir wenig Ausländer finden. In dem Munde und unter der Bearbeitung eines Genies ist auch unsre Sprache gewiß nicht rauh. Sie hat freylich die allzuweichliche Delicatesse der italienischen nicht: aber sie hat doch gewiß mehr Anmuth und Harmonie, als die englische: und wenn man sie recht versteht und schreibt, einen musikalischern Numerum, als die französische, eben so viel Delicatesse, und einen noch feyerlichern Pomp. — Nur muß die schlechte Bearbeitung, und die magre Kenntniß derselben bey den meisten unter uns; auch sogar bey einigen, die für die Bühne schreiben wollen, nicht auf Rechnung der Sprache überhaupt gesetzt werden. Die erste Ursache des Mangels guter deutscher Lustspiele, die mein Freund nur von weiten berührt, liegt in der schlechten Kenntniß der Sitten und der großen Welt. Schriftsteller, die außer ihrer Studierstube und ihren Freunden, keine Gelegenheit haben, die Thorheiten und das Lächerliche der menschlichen Handlungen auszuspähen, die Schlupfwinkel des menschlichen Herzens zu durchsuchen, und durch eigne Erfahrung sich von diesem moralischen Räthsel zu überzeugen, werden freylich für das Lustspiel nie mit Beyfall, selbst bey allen ihren Regeln schreiben. Aber, daß unsre Sprache, vorzüglich für die comische Bühne nicht untauglich sey, das haben einige wenige Schriftsteller bisher gewiesen: und sind sie nicht durchgehends so glücklich gewesen, als man von ihnen gefodert hat,

so muß man es der Schwierigkeit zuschreiben, deutsche Familienstücke auf die Bühne zu bringen; weil sie entweder zu kalt, nicht interessant genug, und höchstens immer französische oder englische Copien sind. — Aber die Nation, nicht der Dichter sind daran Schuld. Daß wir in Deutschland keine einzige Hauptstadt wie Paris haben, nach deren Sitten, Denkungsart, Mode, und Sprache sich das übrige Theil von Deutschland richtet, dieß ist die vorzüglichste Ursache, warum unsre Charactere nicht bestimmt genug sind, und warum es unsern Dichtern so schwer fällt, deutsche Sitten für das Theater zu schildern. Und so mag es denn auch wahr seyn, daß das Trauerspiel, wie mein Freund, und die Verfasser der Briefe der neuesten Litteratur angemerkt haben, vorzüglich unser Fach seyn. Nur sage man nicht, daß unser Scherz zu platt, unser Witz zu steif, unsre Dialoge zu rednerisch, unsre Handlungen zu unbeseelt, kurz, daß wir ganz unfähig für die comische Bühne wären. Man zeige dem jungen dramatischen Dichter Nachsicht und Unterweisung, führe ihn in die große Welt, lege seinem Genie keine Fesseln an, ermuntre seine Absicht, und — (was er vielleicht nie zu hoffen hat) belohne ihn spät.

Es ist unstreitig, daß der Flor unsrer deutschen Bühne sich erheben, und eine allgemeine Hochachtung diejenigen begleiten würde, die ihr dienen, wenn diese Hindernisse könnten gehoben werden. Allein, wenn werden so glückliche Tage kommen? Unsere Großen denken zu schläfrig für das Vergnügen ihrer Nation; dem Patrioten in den großen Städten fehlt es zum Theil an Mitteln, und dem Bemittelten an Geschmack, Lust und Eifer. Unsere Dichter haben größtentheils für die Bühne kein Genie; und die es noch haben, werden durch Ursachen zurückgehalten. Unsere Kunstrichter verfahren mit den aufblühenden Genies entweder zu scharf;

oder sie haben auch aus Galanterie für schöne Schauspielerinnen Nachsicht. Unsere Comödianten ärgern sich an einer wolmeinenden Critik, und halten sich schon für vollkommen. Nur erst hierinnen eine Aenderung; und die übrigen Hindernisse werden von wenigem Gewichte seyn.

So gewiß dieses ist, so giebt es auch noch einige Vorschläge, die zur Aufnahme der Bühne viel beytragen können; und ich will sie nahmhaft machen, ohngeachtet man sie vielleicht nicht in Ausübung bringen wird. Es würde demnach die Aufnahme unsrer Bühne sehr befördern, wenn man erstlich die Principalschaft ganz aufheben wollte; und wenn der Fürst, oder die Republik, die die Schauspiele schützen, selbst das Direktorium führen, das heißt, einen Mann wählen wollten, dem, da er selbst eine feine Kenntniß der schönen Künste und Wissenschaften besäße, die Annahme der Schauspieler, die Wahl der Stücke, und die ganze Policey des Theaters, ohne daß er selbst Schauspieler wäre, müßte überlassen werden. Welcher Fürst, und welche große Stadt wird aber auf die Art für den Geschmack und das Vergnügen ihres Volks sorgen. Wenn der König von Preußen die Aufmerksamkeit auf die deutsche Litteratur in den Jahren hätte wenden können, da wir freylich noch abgeschmackte Schriftsteller hatten, so wäre er es vorzüglich. Ich glaube immer, daß die Neigung dieses Monarchen nicht ganz für die französische Litteratur seyn würde, wenn in seinen Erziehungsjahren ein Gellert, Uz, Leßing, Ramler, Weisse und überhaupt unsre itzigen guten Schriftsteller geblühet hätten. Allein, wie finster sah es damals um den deutschen Geschmack, um unsre Dichtkunst, und um unser Theater aus! Welche große Stadt könnte demnach das Ihrige zur Aufnahme der Bühne beytragen? — Wien gewiß nicht obgleich die Gnade des Kaisers eine beständige

deutsche

deutsche Bühne daselbst unterhält. Oesterreich hat uns noch zu wenig gute Schriftsteller geliefert. **Hamburg** vielleicht — aber es könnte diese Unterstützung nur, und wie zu vermuthen, ganz allein in dem äußerlichen Aufwande bestehen, der aber, aus mancherley Ursachen, nicht die allgemeine Sorgfalt des Staats seyn wird. So vortreffliche Männer **Hamburg** auch in allen Arten der Wissenschaften aufzuweisen gehabt hat, so ist doch bey den meisten bloße Neigung, viel Geschmack, nie aber selbst wahres Genie für das Theater gewesen. Wir kommen also immer wieder auf **Berlin** zurück. Ein mächtiger König, ein Fürst, der selbst Geschmack und Neigung hat, sein Volk glücklich und vergnügt zu sehen, eine republikanische Freyheit zu denken und zu schreiben, ein Zusammenfluß von Männern, die entweder als Critici, oder als Schriftsteller bewiesen, daß sie die würdigsten zur Aufnahme der deutschen Litteratur, und der Bühne insonderheit wären. Man zeige uns in einer einzigen deutschen Stadt **solche** Genies bey einander, die mit vereinten Kräften das Ihrige dazu beytragen könnten. Möchten doch die Tage nicht ferne seyn, da man wenigstens Hoffnung zu einem Unternehmen schöpfen könnte, das für die glücklichen Zeiten eines deutschen Ludewig des Vierzehnten aufbehalten ist.

Der zweete Vorschlag zur Aufnahme unsers Theaters mag dieser seyn: Da nicht nur die wenigsten Zuschauer einen wahren Begriff von einem Schauspiel, und einer geschickten Vorstellung haben, sondern auch die wenigsten Akteurs, sobald sie sich dem Theater widmen, wissen, welchem wichtigen und schweren Geschäfte sie sich unterziehen: da nämlich die meisten in der Kunst zu declamiren, und um so viel mehr in der Kunst zu agiren Fremdlinge sind, und die wenigsten sich mit den sehr weitläuftigen Regeln des Schau-

spie-

spielers bekannt zu machen Gelegenheit gehabt haben; so müßte man eine ordentliche theatralische Akademie anlegen. Eine solche Akademie würde gewiß von größerm Nutzen, als unsre sogenannte deutsche Gesellschaften seyn. Es wäre hiebey nothwendig, gewisse Regeln zum Grunde zu legen, worüber man dem jungen Schauspieler einen kurzen und deutlichen Unterricht geben könte. Ich bin Willens, dergleichē Grundsätze der körperlichen Beredsamkeit, die ich längst entworfē, zu verbessern u. zu erweitern; und ich hoffe, daß sie manchem Schauspieler viel Nutzen bringen sollen.

Drittens, man müste den Stand der Comödianten vorzüglich ehrwürdig zu machen suchen. Der Vorwurf ihrer Kunst erfodert diesen Vorzug durchaus. Wer meinen Thorheiten einen Spiegel vorhält, wer meine Laster zu tilgen, und meine Sitten zu verfeinern sucht, verdient meine ganze Hochachtung. Allein, was selbst da, wo die Liebe des Fürsten und der Nation für die schönen Künste stärker als bey uns ist, vielleicht nie geschehen wird, dazu haben wir noch weniger Hoffnung. Es bleibt dabey, was Voltaire sagt: das Monolog wird das Dialog niemals dulden. Verachtung und Unterdrückung ist das gemeine Antheil dieser armen Leute. Sie müssen sehr oft erfahren, was der Commendant einer gewissen Festung zu einem Direkteur der Comödie sagte: —* „Mein Freund! „ich hatte Ihnen zwar erlaubt, hier Comödie zu spielen: aber ihre „Cameraden, die Mißionarii widersetzen sich. Es thut mir leid, „daß sie einen solchen Handwerksneid äußern.

Je ehrwürdiger aber der Stand der Comödianten in den Augen der Welt gemacht würde; je strenger müßten auch die allerkleinsten Vergehungen unter ihnen gestraft werden. Es wäre vielleicht für die Reinigkeit der Sitten auf dem Theater, und unter denen, die ihm dienen, gut, wenn das Amt der römischen Censoren, denen die Aufsicht über das Theater anvertrauet war, bey uns wieder könnte hergestellet werden. Ich würde zur fernern Aufnahme auch noch den Vorschlag hinzusetzen, daß man junge Dichter, die Genie für das Theater äussern, ermuntern sollte. Allein, eines Theils haben, wie ich vorhin erwehnt, unsre besten Schriftsteller bereits gezeigt, daß sie auch ohne

* Je Vous avais permis, mon ami, de jouer ici la Comedie: Vos camerades, les Missionnaires s'y opposent. Je suis faché qu'il y ait jalousie de metier. *Tableau du Siecle. a Geneve, MDCCLIX. p. 193.*

ohne Aufmunterung von dem Reiz der comischen Muse begeistert werden: und andern Theils, haben es schon die Verfasser der **Bibliothek der schönen Wissenschaften** bewiesen, daß man selbst durch ausgesetzte Preise diesen Zweck nicht erreichen kann. Wenn man alles zusammen nimmt, was bey der Aufnahme des Theaters vorzüglich die Schauspieler angehet, so mag es kürzlich dieses seyn: Nimmt sich die Nation der Schauspielkunst an; bildet sie ihre Lieblinge von früher Jugend, auf Unkosten des Staates, zu der edlen Kunst, die das Herz erweicht, indem sie die Sitten bessert; belohnt sie solche mit Beyfall, mit Ruhm, mit Unterhalt, in den Jahren der Thätigkeit; in den wenigen Jahren, die nach dem männlichen Alter wieder verschwinden; sind sie eines ruhigen Glücks gewiß in dem Alter, wo die Seelenkräfte abnehmen, wo sie andern aufblühenden Genies Platz machen müssen; dann werden wir nicht mehr Leute finden, die aus Verzweifelung einen Stand ergreifen, den die Nation, mit Vorurtheilen des Alterthums, mit gerechter Verachtung gegen einige von seinen Mitgliedern zur Erniedrigung verdammt; die für den Gewinnst **Corneille** mit dem Hanswurst verbinden; die ohne alle Kenntniß ihrer Sprache, der Sittlichkeit, der Bewegungskunst rühren wollen; dann gewöhnt sich die Nation von sich selbst zum Theater, und die ruhmwürdigen Denkmale unserer deutschen Genies werden den Schauspielern Unterhalt, und den Zuschauern Vergnügen verschaffen.

Ich kann meine Geschichte des deutschen Theaters nicht besser, als mit den Worten des **Diderot**, eines der liebenswürdigsten Philosophen unsrer Zeiten schließen: „Ein jedes Volk hat Vor„urtheile zu bestreiten, Laster zu verfolgen, Lächerlichkeiten ver„ächtlich zu machen. Ein jedes Volk muß also Schauspiele, aber „seine eigenen Schauspiele haben. Welch ein vortreffliches Hülfs„mittel könnten sie der Regierung seyn, wenn es darauf ankäme, „die Veränderung eines Gesetzes, oder die Abschaffung eines „Gebrauchs vorzubereiten! Die Comödianten wegen ihrer per„sönlichen Sitten angreifen, heißt allen Ständen zu Leibe wollen. „Das Schauspiel wegen seiner Mißbräuche angreifen, heißt „sich wider alle Arten des öffentlichen Unterrichts auflehnen; und „alles, was man bisher darüber gesagt hat, ist so ungerecht als „falsch, weil man nur immer die Dinge so, wie sie sind, oder gewe„sen sind, u. nicht so wie sie seyn könnten, in Betrachtung gezogen.

Auszug

aus

einem Briefe

eines

Freundes.

Difficile

Auszug

aus

einem Briefe eines Freundes.

— — — In Dresden mußte ich den Tag meiner Ankunft einen Burgeois Gentilhomme von einer französischen Truppe aushalten, welche die Hölle zusammen brachte, den elenden Geschmack bey unsern guten Deutschen zu vereinigen. Meine Wünsche wurden endlich erfüllt; ich sahe von der Kochischen Gesellschaft das gerettete Venedig, und die zärtlichen Schwestern. Unsre Starken hat sich, ich muß es zur Ehre der Kunst gestehen, noch gebessert. Sie hat von den Obersachsen die Anmuth des Ausdrucks angenommen, die uns in diesen Gegenden so schwer wird: sie stehet gerade, sie spricht nicht zu fein. Die Steinbrechern giebt die beste Hoffnung, eine sehr gute Aktrice im

Niedrigcomischen zu werden. Von Madam **Koch** sage ich nichts. Sie kennen mich, ich bin schwach; ich vergesse die Regeln des **Aubignac**, sobald mich die Schönheit entzückt. Ich war eben im Begriff, meinem Nachbar mein Urtheil von ihr zu sagen, da sie mit einem Blicke, dem nichts widersteht, mich bemerkte; mich mit den großen schwarzen Augen, die in Sachsen noch neue verführerische Künste angenommen hatten, ansahe, und mir meinen Beyfall auf die Weise entriß, mit welcher **Boileau** den **Quinault** im Tempel des Geschmacks umarmete. Nun starb der Kaiser, und Dank sey es dem gütigen Himmel! die Theater im Reiche, in Prag und Wien wurden geschlossen. Ich tröstete mich mit Paris; besorgte meine Geschäffte, und erreichte endlich den Sitz des falschen Geschmacks, das undeutsche **Wien**, wo Herr von **Sonnenfels**, mein wahrer Freund, ein feiner Kenner des Schönen, und ein Verehrer Ihrer Schriften, noch immer gegen Vorurtheile streiten muß; wo die Schauspieler sich über **Garrik**, **le Kain**, **Preville** und **Brizart** setzen, und wo eine **Huberinn** den Rang über unsre liebenswürdige **Henseln** nimmt. Von **Wien** gieng ich nach **Salzburg**: hier fand ich eine deutsche Truppe von Linz, die der Tod des Kaisers dergestalt in Unordnung gesetzet hatte, daß sie die größesten Meisterstücke des Theaters des lieben Brodtes wegen spielte. Ich will nichts von diesen Possenreissern sagen, sie sind unter der Critik. Nur muß ich das anführen, daß verschiedene kleine Aebte, ungeschickte Copien der Pariser, mit vier Hofdamen, und mit drittehalb geheimen Räthen mit Ordensbändern, über einige Unflätereyen, die **Bernardon** sagte, aus vollem Halse lachten. Bey dem großen Basse saß ein Domherr, der eine der besten Pfründen hat: er konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Ein wahrer Beweis, wie weit der Geschmack in die-

sen Theilen von Deutschland gekommen ist. Und diese Leute haben gleichwol die größesten Meisterstücke der Kunst vor ihren Augen: eine wohlgewählte Gallerie, öffentliche Gebäude, die Geschmack und Ueberfluß zeigen, ein Amphitheater in Felsen gehauen, das die Römer, und kaum die Griechen, in den Zeiten, die noch itzt Bewunderung und Nachahmung verdienen, nicht schöner haben konnten. Ich gieng hierauf durch **München**, den Sitz liebenswürdiger Künste, und **Augspurg**, den Aufenthalt vieler akademischen Stümper, nach **Mannheim**. Sie kennen diesen schönen Ort. Der Churfürst, der gnädigste Herr von der Welt, ist ein Beförderer und Kenner aller Arten der Künste. Seine Oper ist vortrefflich, und sein Orchester eins der besten in Europa. In **Straßburg** sah ich von einer sehr guten französischen Truppe den *Etourdi*, und die **Tochter des Aristides**; und von einer deutschen, dem wahren Ebenbilde der salzburger Gesellschafft, **Simson und Delila**, ein Trauerspiel. Sie können leicht denken, daß die Entwickelung des Knotens nicht anders als auf die Abschneidung der Haare des Simsons gehen mußte; dieß machte die **Delila** so rührend, daß die Gallerie Thränen vergoß. Die Philister wurden mit Simson in den Trümmern des Tempels begraben: und kaum hatte Simson Zeit unter den Säulen von gemahltem Papier hervorzukriechen, so verkündigte er schon dem erstaunenden Parterr das Stück des folgenden Tages. Ich hatte nicht Herz genug dieses abzuwarten, sondern reiste noch in der Nacht nach **Lüneville**, wo ich den König Stanislaus sahe. Es ist mir unmöglich, Ihnen die Ehrfurcht und die Liebe hinlänglich zu beschreiben, die ich bey dem Anblick dieses rührenden Greises empfand. Ich blieb eine halbe Stunde in der Capelle, wo er der Messe beywohnte, unbemerkt vor ihm stehen. Ich konnte mich nicht satt an ihm sehen. Endlich

kam ich über **Nancy** durch die Weinlese von **Champagne**, einen Freytag Nachmittag nach **Paris**, wo ich sogleich in die Oper gieng, die wirklich recht schön gewesen wäre, wenn das verwöhnte Ohr die französischen Töne den italienischen hätte vorziehen können. Sie werden sich leicht vorstellen, daß ich die französische Comödie mit Ungedult erwartete. Man kündigte zu meiner größten Freude **Rhadamist und Zenobie** für den Sonnabend an: aber ich war den folgenden Morgen so krank, daß ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht hoffen konnte, meinen langen sehnlichen Wunsch zu erfullen. Ich trank ganze Schalen voll Bouillon, und nahm Pulver über Pulver, und befand mich gegen fünf Uhr so leidlich, daß ich ins Schauspiel lief. Stellen Sie sich die naife Verwirrung eines Dorfjunkers vor, der nichts als ländlichsittsame Schönen bisher gewohnt war, und mit einemmale eine Stadtcoquette mit den verführerischen Künsten der Liebe gewahr wird, und sein Herz fühlet; und dann urtheilen Sie von meiner Freude, und von meinem Erstaunen, als ich den **le Kain**, den **Molé**, den **Brizard** sahe. Alles, was die Schauspielkunst Rührendes und Erhabenes hat, trifft man bey diesen Meistern des Schönen an. **Le Kain** hat die vortheilhaftste Bildung, sein Ausdruck ist edel, obgleich ein wenig wider die Natur; seine Aktion ist mahlerisch schön. **Brizard** ist ein vortrefflicher Schauspieler: er kennet die Nuancen des menschlichen Herzens: sein ehrwürdiges Anse-

hen setzt den Zuschauer in die Zeiten zurück, in welchen Brutus die Römer befreyte, und die Griechen das gesitteste liebenswürdigste Volk von der Welt waren. Er hat keinen Fehler, und übertrifft in Zusammenhaltung den **le Kain.** **Molé** ist der angenehmste junge Mensch: er hat die feinen Manieren, die die Künste des Stutzers verkennen, und das Herz einnehmen. **Preville**, der Nestor dieser Bühne, ist ganz unnachahmlich in seinem Spiel. Mademoiselle **Clairon** war nach Genev zu dem Herrn von Voltaire gereist. Sie kam zurück, und ich hatte das Vergnügen, sie zu sprechen. Man weiß noch nicht, ob sie die Bühne wieder betreten wird. Itzt komme ich auf meine Heldinn, die Mademoiselle **Dumenil.** Stellen Sie sich eine erhabene Physionomie vor, mit römischen Zügen, mit dem ganzen Blute eines jungen Officiers, der zum erstenmal aus den Armen seiner Mutter ins Feld eilet. Sie ist zwischen vierzig und funfzig: dennoch spielt sie Liebhaberinnen, und man hört ihr mit der Gefälligkeit zu, die man für eine **Ninon** noch in ihrem achtzigsten Jahre hatte. Sobald sie sich sehen läßt, fliegt ihr lauter Beyfall entgegen: aber er ist keine Cabale des Parterrs; er ist das übereinstimmende Lob des Kenners und des Liebhabers. Es ist mir unmöglich, die ganze Vortrefflichkeit ihres Spiels zu schildern; und bin ich nicht zu enthusiastisch, so glaube ich, es ist unmöglich, daß die **Clairon** sie übertreffen könne. Sie wissen, es ist eine gewisse Vollkommenheit des Schönen: das Herz fühlt es, wenn sie er-

reicht ist; und dieß habe ich wirklich bey der **Dumenil** empfunden. Sie tritt in der **Zenobie** ohne die mindeste ängstliche Verwirrung auf die Bühne: sie scheint nicht zu deklamiren, sondern zu reden, bis die Leidenschaft ihr Herz ergreift; dann dringt ihr beredtes Gefühl in die Seele des glücklichen Zuschauers, der solche Schönheiten zu empfinden weiß; dann schlägt sie alles, gleich dem Donner darnieder, und Schrecken erfüllen das Parterr. Verzeihen Sie mir diese Beschreibung, die mehr den Dichter als die Natur zu verrathen scheint: aber ich berufe mich auf das Zeugniß eines jeden Liebhabers, der sie gesehen hat. Es sind Tage, wo die französischen Comödianten, so wie der gute **Homer**, schlafen; dann eilte ich zu dem Lieblingsschauspiele der Nation, zur comischen Oper, und sahe dort die liebenswürdige **Favart**, die **la Ruette** und den **Clailleau**. Von den andern Schauspielerinnen des französischen Theaters sage ich nichts, sie sind mittelmäßig, seitdem die **Gaussin** und die **Dangeville**, und mit ihnen die Grazien das Theater verlassen haben. Eine **du Bois** spielte für Mademoiselle **Clairon Zaire**, eine **Doligny** Junie im **Brittanicus**. Die erstere ist, nach meinem Urtheil, eine andere Demoiselle **Schulz**: die zwote kann Madam **Starken** erreichen, aber sie niemals übertreffen. So arm das Theater an Schauspielerinnen ist, so arm ist es auch an regelmäßigen neuen Stücken. Man führte zu meiner Zeit ein neues oder vielmehr ein verbessertes Trauerspiel des Hrn. von Voltaire, **Adelaide** auf. Es erhielt großen Beyfall: ein

Cano:

Canonenschuß ist in diesem Stücke gewagt, und mit Nachsicht angenommen worden. Es hat viel Aehnlichkeit mit dem *Duc de Foix*, und schmeichelt der Nation, so wie **die Belagerung von Calais.** Die Franzosen wollen von nun an lauter Nationaltrauerspiele haben: aber sie überlegen nicht, wie arm ihre Geschichte an großen Handlungen ist, die nur der Geist des Republikaners hervorbringt. — — Die neue Comödie des Hrn. **Saurin**, *L'Orpheline leguée*, erhielt Beyfall, sie verdient ihn auch, aber nur einzeln genommen; denn das Ganze ist mittelmäßig, und in dem Geschmack der Zeiten, die sich von der Natur, von **Moliere** und **Regnard** zu sehr entfernen. — — Sie verlangen noch einige Nachricht von Madam **Henseln.** Hier haben Sie eine kurze Beschreibung von ihr. Sie hat die gefälligste, die edelste Bildung; ihre Miene ist erhaben, so bald sie nur will: sie hat eine von den römischen Nasen, die wir so gerne bey unsern Theaterheldinnen und bey der Garde des Königs von Preußen sehen. Ihre Sprache ist durch den Wiener Dialekt nicht verderbt; sie redet schön, vernehmlich, sie deklamirt meisterhaft; der Reim wird Prosa bey ihrem Ausdruck. Sie kennt den ganzen Sinn einer Rolle; sie glaubt, daß es nöthig sey, das ganze Stück und nicht eine einzelne Stelle dem Inhalte nach zu wissen. Ihre Stellung ist schön, ihre Manieren groß und ungezwungen. Sie ist fast stärker in den sogenannten Roles de Force im Trauerspiel, als in dem hohen Comischen, ohngeachtet sie stets vortrefflich

trefflich spielt. Aber diese unvergleichliche Aktrice weiß oft die Rolle nicht; und da sie von Natur etwas phlegmatisch ist, so fehlt ihr bey den großen Scenen, die allein die Verdienste eines Schriftstellers und einer Aktrice entscheiden, das Feuer, das z. E. in der **Cleopatra**, in dem Hasse der **Emilie**, in der Reue der **Phädra**, die Seele der Handlung ist. Sie sieht den Minos in der Hölle mit der fürchterlichen Urne, die das Geschick der Menschen bestimmt; und sie ist liebenswürdig und angenehm, da sie schrecklich seyn sollte. Sie sucht inzwischen die Critik ihrer Freunde, und sie bessert sich. In der **Hypermnestra** hat sie die Aktion mit dem Feuer belebt, das die Kenner erwarten. Kurz ich bin gewiß, daß Madam **Henseln** gegenwärtig eine der besten deutschen Aktricen ist. — — — —

Hermes und Nestan,

oder

das Orakel.

Ein prosaisches Trauerspiel

in zween Aufzügen.

Personen:

Dorus, König in Lydien.

Nestan, vermeynter Prinz des Dorus.

Hermes, Vertrauter des Nestan, und der zugleich mit ihm erzogen ist.

Orxus, Vertrauter und Minister des Dorus.

Osmire, des Orxus Tochter.

Fatime, ihre Vertraute.

Der Oberpriester.

Andre Priester.

Ein Officier.

Das Gefolg des Dorus, Soldaten und die Wache.

Der Schauplatz ist in dem Pallaste des Dorus, nahe am Eingang des Tempels.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Nestan. Hermes.

Nestan.

Komm, Hermes! In deinen Busen kann ich mein ganzes Herz ausschütten. Funfzehn Jahre mit dir in der Wüsteney erzogen, um den Ausspruch eines ungünstigen Orakels zu Schanden zu machen, — und itzt — ach! —

Hermes. Und itzt, mein Prinz! sollst du an einem Hofe glänzen, den die Tugenden deines Vaters unterscheiden.

Nestan. Nein, werther Hermes! Ich war glücklich: — aber —

Hermes. Itzt ist das deine Bestimmung, andre glücklich zu machen.

Nestan. Ohnmächtiges Vermögen der Fürsten, wenn sie ihre eigne Wünsche nicht befriedigen können!

Hermes. Und die deinigen?

Nestan.

Nestan. Hör liebster Hermes! Wir haben beyde aus unsrer Einöde ein Herz mitgebracht, das der Unschuld, der edlen Einfalt, und des Reizes der Freundschaft gewohnt ist. Man zieht uns an den Hof. Ich, liebster Hermes! ich — Auf der einen Seite den Staatsmaximen eines stolzen Ministers anvertraut. Welcher schreckliche Lehrer für dies Herz, das von nichts als den Empfindungen der Menschlichkeit angefüllet ist! Und auf der andern Seite — Osmire.

Hermes. Wie?

Nestan. Ja, Freund! Osmire. Ließ hier meinen ganzen Kummer.

Hermes. (vor sich) Ihr Götter!

Nestan. Funfzehn Jahre verstrichen mir in einer glücklichen Unwissenheit. Ich fühlte nichts von der Gewalt, mit der uns ein unwiderstehlicher Trieb hinreißt. Die Freundschaft war mir bekannt — aber nicht die Liebe. Kann ich ruhig seyn, theuerster Hermes! bey einer Quaal, die mein unerfahrnes Herz foltert?

Hermes. Du liebst also, mein Prinz?

Nestan. Ob ich sie liebe? — Mehr als meine Seele!

Hermes. (vor sich) O, ich bin verlohren!

Nestan. Ach was ist sie schön! liebster Freund! Stelle dir das Uebermaaß meines Glücks vor, wenn ich geliebt werde. Aber ihr Götter! wenn sie unempfindlich wäre: wenn ihre Seele, versunken in jene Ruhe, darinn ich meine fühllose Jugend träumte, meine Flammen nicht theilt; ach dann Hermes! dann bin ich der Unglücklichste unter den Sterblichen.

Hermes. Deine Jugend und deine Hoheit —

Nestan. Schmeichle mir nicht. Sprich: Glaubst du, daß Osmire meine Neigungen billigen, und die heftigste Liebe mit Zärtlichkeit erwiedern sollte? Rede, verheele mir nichts.

Hermes. (vor sich) Himmel, was soll ich ihm sagen! (laut) Ach theuerster Prinz! Du liebst Osmiren viel zu heftig, als daß sie deine Flammen durch eine kalte Gleichgültigkeit ersticken könnte.

Nestan. Wohlan, Hermes! Laß uns zu ihr gehen. Unterstütze meine zitternde Beredsamkeit, die nur die Unschuld und Liebe zur Lehrerinn hat.

Hermes. (vor sich) Ach leider! nur allzu glückliche Wegweiser.

Nestan. Laß mich der Freundschaft ein Theil meines Glücks zu verdanken haben.

Hermes. Sie kömmt.

Zweeter Auftritt.

Die Vorigen. Osmire.

Nestan. Schöne Osmire! Ich weiß nicht, ob meine Aufmerksamkeit und meine Blicke dir alles das haben vorher muthmaßen lassen, was mein Herz nicht länger verheelen kann. Der Augenblick, da ich dich zum ersten mal sahe, war der Augenblick, da ich dich liebte.

Osmire. Du? Herr!

Nestan. Du errötheſt? — O glaube mir, Osmire! Ich habe die Liebe nur durch dich erst kennen gelernt.

Osmire. Herr! spotte den schwachen Reizungen einer Unterthanin nicht, der nichts weiter erlaubt ist, als zu schweigen und dich zu bewundern.

Nestan. (zum Hermes) O Freund! ist das die Sprache der Liebe! (zu Osmiren) Osmire! du siehst mich zu deinen Füßen: mein Schicksal ist in deinen Händen.

Osmire. Um der Götter willen! Erniedrige dich nicht durch einen so unbedachtsamen Schritt. Stehe auf, mein Prinz! und laß mich fern von dir — (sie will gehen)

Nestan. (der sie zurück hält) Osmire!

Osmire. Laß mich fern von dir in der Bewunderung deiner Tugenden, und in der Hochachtung für deine Geburt meine Pflicht finden.

Nestan. Osmire! Du mich verachten?

Osmire. Verachtet man diejenigen, deren Neigung man nicht befriedigen kann?

Nestan. Du willst also meinen Tod?

Osmire. Ich? Herr! O lebe, und nimm die ganze Größe deiner Seele wieder an.

Nestan. Diese Größe suche ich einzig in deiner Gegenliebe. Du schweigst? Du benimmst mir auch sogar die Hoffnung? — (zum Hermes) Ach Hermes! auch sogar die Hoffnung; diesen letzten, elenden Trost der Unglücklichen!

Osmire. Herr! dein Rang, deine Geburt. —

Nestan. Sind nichts, wenn du mich nur liebst.

Osmire. Der Thron ist deine Bestimmung.

Nestan. Die Tugend und Osmire können mir ihn erst annehmungswerth machen.

Osmire. Ich stehe lediglich unter den Befehlen eines Vaters.

Nestan. Die Liebe hört nur auf die Befehle des Herzens. (zum Hermes) Komm, liebster Hermes! Unterstütze mich. Osmire! Er ist mein Freund: Er kennt alle meine Wünsche.

Osmire. (vor sich) Der Verräther!

Hermes. (vor sich) Ich Unglücklicher!

Nestan. Du schweigst? Hermes! Auch du willst mein Glück nicht?

Hermes. Osmire! die Empfindungen des Prinzen sind so aufrichtig wie deine Seele. Ich kenne seine Absichten: deine Tugenden verdienen eine Krone.

Osmire. Genug! Ich mag nicht der Preis der Größe seyn; und ich weiß von keinen andern Gesetzen, als die mir die Pflicht vorschreibt. Wenn du sie kennst, Hermes! so sey bey ihrer Stimme nicht taub; und laß die Freundschaft gegen deinen Prinzen da aufhören, wo das Laster anfängt.

(Sie geht eilends ab)

Dritter Auftritt.

Nestan. Hermes.

Nestan. Sie flieht — und der Stolz und die Verachtung sitzen auf ihrer Stirne. Die Grausame! So hat denn die unbiegsame Seele ihres Vaters auch ihr Herz verhärtet. So ist es nicht Zärtlichkeit und Liebe, wodurch man die Herzen fesseln kann? O Hermes! komm! Laß uns wieder in unsre Wüsteney flüchten; und dort, fern von den verführerischen Reizungen — Ich Unbesonnener! — Bringe ich auch mein voriges Herz wieder dahin? Elender Prinz! Ach, wie unglücklich bin ich, mein Hermes!

Hermes. Du überlässest dich zu sehr deinem hinreissenden Schmerz.

Nestan. Sieh hier die Thräne, von der verzweifelnden Liebe geweint.

Hermes. Laß sie die Freundschaft, und die siegende Vernunft dir abtrocknen.

Nestan. Die Vernunft? — Ach was vermag sie gegen die Empfindungen, die **hier** sich empören. O dieses Murmeln, ich fühle es, übertäubt die ohnmächtige Stimme, mit der uns die kalte Vernunft zulispelt.

Hermes. So laß das die Freundschaft thun, was der Vernunft in dem Taumel der Leidenschaften unmöglich ist.

Nestan. Mit Freuden! Aber Hermes! ich zittre, wenn auch sie nicht die Martern der Liebe lindert.

Hermes. Edelmüthiger Prinz! Deine Leidenschaft dauert mich. Der Eindruck, den die Tochter des Orxus auf dein Herz gemacht hat, verdient Hochachtung, weil er so rein ist, wie deine Tugend. Aber er verdient auch, und ich glaube nur allzu sehr, daß ich wahr rede, er verdient das größte Mitleid, weil er vielleicht den Absichten deines Vaters, und der Politik deiner Lydier widerspricht, über die du dereinst das Scepter führen sollst. Wisse, mein Prinz! daß die Fürsten sehr selten an der Hand des Amors, zu oft nur an der Hand der tückischen Politik in den Tempel des Hymen gehen.

Nestan. Ohnmächtige Menschen! die ihr euch Götter zu seyn glaubt, wenn das reizendste Glück, das auch dem verworfensten Sclaven nicht versagt ist, euch nur geraubt wird! (zum Hermes) So ist denn kein Mittel, diese tyrannische Gewohnheit, die die Liebe von ihrem Throne stößt, und eine kalte Pflicht darauf setzt, zu verändern? Und Nestan, der Wunsch und die Hoffnung von Lydien, soll, um eine barbarische Staatsverfassung aufrecht zu erhalten, die vielleicht der Stolz und die Tyranney erdacht haben, seinem eignen Glück entsagen?

Hermes. Nein! So bald nur Dorus, dein Vater, deine Lydier und der Staat in diese Verbindung willigen.

Nestan. Aber werden sie das thun?

Hermes. Orxus ist ihr Orakel, und Osmire seine Tochter. — Mehr sage ich nicht.

Nestan. Ich verstehe dich. Ein schwacher Stral der Hoffnung erhellt diese düstre Seele. Ich könnte also glücklich seyn, wenn —

Hermes. Dorus und der Staat es wollen.

Nestan. Mein Vater ist großmüthig: er wird der Politik der griechischen Staaten nicht die tugendhafte Neigung seines Sohns aufopfern. Ich will mich zu seinen Füssen werfen: ich will ihm meine Liebe entdecken: ich will ihn bey der Süßigkeit des Vaternamens beschwören: ich werde Osmiren nennen; — und ich, ach Hermes! und ich werde meine Wünsche befriedigt sehen.

Hermes. Die Götter segnen dein Vorhaben. Gehe, mein Prinz! die Liebe leihe dir ihre Sprache.

Vierter Auftritt.

Hermes. (allein)

Und du Hermes? — Meineidiger! Verräther! Du opferst die zärtlichste Liebe dem Enthusiasmus der Freundschaft auf! Osmire, die ich anbete, die mich liebt, und die ich beschimpfe. — Wie klein muß ich in diesem Augenblick in ihren Augen seyn. Wird sie mich wofür anders, als für einen Niederträchtigen halten, der vielleicht bloß aus Gewinnsucht ihre Tugend an die Majestät verkuppeln will. — Ich Unmensch! — Doch nein! Osmire denkt viel zu edel. Sie hat gewiß in meiner Unruhe, und in diesen Blicken meine ganze Seele gelesen. Das Mißtrauen kann nur auf Herzen fallen, die dem Laster wenigstens einigen Weyrauch gestreut haben. — Allein, der Verdacht ist doch einmal durch meine Fürsprache erregt. — Wohlan, ich muß sie

aus dieser schrecklichen Ungewißheit reißen. Doch, wen sehe ich? Den König!

Fünfter Auftritt.

Dorus. Orxus. Hermes. Das Gefolg des Dorus.

Dorus. Entferne dich Hermes! und rufe den Prinzen. (Hermes geht ab) Es sind nun über funfzehn Jahre, da ich meinen Sohn, um seine Tage zu erhalten, fern von dem Geräusche des Hofes erziehen ließ. Du weißt, Orxus! mit welchem Schaudern ich den Ausspruch des Orakels durch den Mund der Priester vernahm. Ein Ungeheuer, das ich in meinem Busen ernährte, würde, wofern nicht Wachsamkeit und Klugheit es verhinderten, den Lauf seiner Tage abkürzen. Dieß war ihr grausamer Ausspruch: und meine väterliche Vorsorge hat alles zur Abkehrung seines Unglücks angewandt. Die gefährlichen Jahre der Jugend sind itzt verstrichen; und es ist Zeit, daß ich durch seine Vermählung die Glückseligkeit meiner Staaten zu befestigen suche.

Orxus. Herr! den Göttern, die dir dein Kind erhalten, sey es gedankt, daß Lydien in seinem Prinzen den Wunsch und die Hoffnung einer gesegneten Zukunft erblicken kann. Zwar die Lydier, Herr! dieß stolze, treulose Volk verdient eben so wenig, wie der übrige Theil von Griechenland, die Ehre, von einem so großmüthigen Monarchen, als du, mein König, beherrscht zu werden. Ein eisernes Zepter gehört für ein Volk, dem es gleich viel ist, ob es um den Gewinnst von einem einzigen Talente die Götter belügt, oder seinen König verräth.

Dorus. Die Strenge, Orxus! macht sclavische Seelen nur noch unbändiger.

Orxus. Zu große Güte macht übermüthig und rebellisch.

Dorus. Die Politik verlangt gleichwol eine weise Mäßigung: und auf diesen Grundsatz will ich auch, daß der Unterricht, den du meinem Prinzen in der Staatskunst giebst, gebaut sey. Sein Herz nicht zu den feinen Kunstgriffen einer ausgeklügelten Staasklugheit, sondern zu dem ungeschmückten, rechtschaffenen und wahren Patriotismo zu gewöhnen. Kurz, ihn bey Zeiten zu lehren, ein Mensch zu seyn, ehe er König wird.

Orxus. Vertraue mir, mein König! ich wage es, dich zu bitten, vertraue mir das junge Herz deines Prinzen. Ohne ihm seine sanfte Tugenden zu nehmen, wenn die Natur ihn zum Ueberfluß damit beschenkt haben sollte, will ich seine Seele zu allen den großen Eigenschaften bilden, die Prinzen von der Menge der Niedrigen unterscheiden müssen; und die zur Bezähmung eines Volks nothwendig sind, das sich in dem Geschmack und in den Künsten einer Feinheit rühmt, aber dessen unpolirte Sitten eine thrazische Wildheit verrathen.

Dorus. Bloß die Wohlfahrt meiner Staaten ist bey seiner Erziehung und bey seiner Vermählung, auf die ich itzt denke, mein Augenmerk.

Orxus. Sie soll auch das meinige seyn.

Dorus. Da kömmt er. Bleib und höre die Stimme eines zärtlichen Vaters zu dem Herzen seines Sohnes reden.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Nestan.

Dorus. Tritt näher mein Sohn! Ich habe deiner ganzen Aufmerksamkeit, deines Vertrauens, und deines Herzens nöthig. Als Freund und nicht als König will ich

mit dir reden. Höre mich mit der zuversichtlichen Liebe, welche die mächtige Natur in die Seele der Kinder gepflanzt hat, und bedenke, daß von dieser Unterredung die Glückseligkeit der Lydier, die Ruhe deines Vaters, und deine eigne Wohlfahrt abhängt. — Die neue Laufbahn, deren Schranken itzt für dich geöffnet sind, zeigen dir zwar ein weites, aber ein sichres Ziel. Der Weg ist mühsam, aber die Belohnung ist groß und gewiß. Es sind ganz andre Pflichten zu erfüllen, als in dem ruhigen Aufenthalt, darinn du erzogen wurdest. Lydien sieht in dir seinen Erben. Du bist sein ganzer Wunsch: und es hat ein Recht, große Eigenschaften von einem Prinzen zu gewarten, dem es dereinst die Macht übergeben will, so vielen klugen Köpfen Gesetze vorzuschreiben. Bedenke, mein Sohn! daß die Kunst zu regieren eine Wissenschaft ist, die dir nicht mit dem Geblüte der Könige, sondern von der Stimme der Weisheit eingeflößt wird. Orxus, mein Minister, in dessen Hände ich ein Theil der schweren Regierungslast gelegt, hat diese Sorgfalt, dich zu bilden, übernommen; und ich hoffe von seiner Treue und von deinem Charakter allen guten Fortgang. Allein, mein Sohn! es ist noch eine andre Pflicht, die du dem Staate schuldig bist. Du weißt, meine Jahre eilen mit schnellen Flügeln zur Ewigkeit. Inzwischen verlangt die Ruhe des Reichs eine schmeichelhafte Hoffnung, daß auch noch die zukünftigen Enkel das Zepter von Lydien nicht Fremden anvertrauen dürfen. Es will also Erben der Krone; und diese verlangt es von dir.

Nestan. Herr, die Götter vergelten dir deine Liebe. Dein Wunsch, und der Wohlstand von Lydien sind meine größte Pflicht. Nur, mein König, glaube ich nicht, daß der Staat einer allzu geschwinden Vorsicht einer künftigen Erbfolge bedarf. Du lebst; o lebe noch lange, mein Vater!

ter! und sey in einer unzählbaren Reihe von Jahren mein Muster.

Dorus. Deine Erkenntlichkeit rührt mich; und ich nehme sie so auf, wie dein Herz sie verdient: aber wisse, mein Sohn! daß der Staat darauf dringt, den Prinzen von Lydien zu vermählen. Und wenn es wahr ist, daß die Ruhe eben dieses Staats dein Wunsch ist; so mußt du sein Verlangen gewähren. Du schweigst, Nestan! — Wie, du antwortest mir nicht? — Rede!

Nestan. (in der größten Unruhe) Mein Vater! vergieb mir — Ich muß dich fliehen.

Dorus. Bleib! Rede! Ich befehle es dir. Was macht dich unruhig?

Nestan. Herr! Die zärtlichste Empfindung.

Dorus. Welch ein Geheimniß liegt in diesen Worten?

Nestan. Ach, das größte Geheimniß meines Herzens.

Dorus. Verheele mir nichts. Hast du — (vor sich) Ihr Götter! sollte seine unerfahrne Jugend in der kurzen Zeit, die er erst am Hofe lebt, schon gestrauchelt seyn! (laut) liebst du etwa schon?

Nestan. Ja!

Dorus. Wie? Und ohne die Freundschaft deines Vaters zum Vertrauten zu wählen?

Nestan. Tugend und Liebe waren meine Vertraute!

Dorus. Wer ist es?

Nestan. (indem er sich vor ihm nieder wirft) Osmire!

Dorus. Was höre ich?

Orxus. Meine Tochter?

Nestan. Ja! — Ach sprecht beyde nun als Väter mein Urtheil.

Dorus. Stehe auf, mein Sohn! und wisse, daß ich zwar der Ausschweifung deines Herzens als Vater verzeihe; aber wegen deines zu wenigen Vertrauens dich billig mit Verachtung bestrafen sollte.

Orxus. (vor sich) Welche Nahrung für meinen Stolz! Eine kleine Weigerung muß diesen Sieg noch kostbarer machen. (laut) Herr! ich sollte billig mit der Empfindlichkeit einiges Stolzes über die Ehre triumphiren, womit die Liebe des Prinzen meiner Familie einen besondern Glanz zu geben gedenkt. — Allein —

Nestan. Wie? Orxus! du störest selbst mein Glück?

Dorus. Und wirst du auch geliebt?

Nestan. Ich hoffe es.

Orxus. Herr! würdige mich nicht so vieler Gnade. Die Wohlfahrt des Staats verlangt —

Dorus. Sie verlangt nichts als Erben: und wenn Osmire gegen die Wünsche meines Sohns nicht gleichgültig ist; so sehe ich nicht, was dieser Wohlfahrt im Wege stünde.

Nestan. (zum Dorus) O ich sterbe für Entzückung und Dankbarkeit.

Dorus. Dir, mein Orxus! überlasse ich die Sorgfalt, das Herz deiner Tochter zu erforschen.

Orxus. Herr, ich weiß zu gehorchen. Osmire wird ohne Zweifel mit schamhafter Freude, und mit der ehrerbietigsten Liebe die Neigung erwiedern, die die Flammen eines so zärtlichen und edlen Prinzen verdienen. Sie kömmt. Erlaube mir, mein König! daß ich insgeheim sie zu ihrem Glücke vorbereite.

Dorus. Mit Freuden! Ich übergebe deinen Händen das Schicksal meines Sohnes (Er geht mit seinem Gefolge ab.)

Orxus. (zum Nestan) Mein Prinz! Entferne dich nur auf einige Augenblicke; komm dann mit Entzücken wieder,

der, um aus ihrem eignem Munde die Liebe meiner Tochter zu hören.

Siebenter Auftritt.

Orxus. Osmire, hernach Nestan.

Orxus. Komm, meine Tochter! Mache die Freude deines Vaters vollkommen. Nicht genug, daß mich der König seines Vertrauens und seines Herzens würdiget; er will sich auch noch durch die stärksten Bande, womit die Natur nur fesseln kann, mit mir vereinigen. Nestan, dieser liebenswürdige Prinz, diese Hoffnung von Lydien, dieser zärtliche Liebhaber, Osmire! ist dir bestimmt.

Osmire. Mir? mein Vater! Ach!

Orxus. Wie? du seufzest? — Osmire! — Ist es Blödigkeit deiner sanften Sitten, oder Erstaunen über den Rang, zu welchem du dich erhoben siehst? — Sprich!

Osmire. Mein Vater! —

Orxus. Rede! — Du weinst? — Osmire!

Osmire. O mein Vater! Aus diesem Schweigen, und aus diesen Thränen, die ich vor dir vergieße, lies mein ganzes Herz.

Orxus. Kann wol eine Krone der Vorwurf deiner Thränen seyn?

Osmire. Darf ich zu deinen Füßen dein ganzes väterliches Mitleid auffordern?

Orxus. Was verlangst du, mein Kind! Rede!

Osmire. Daß ich mich entfernen, und in der tiefsten Einsamkeit meinen Kummer verschließen dürfe.

Orxus. Deinen Kummer? — Welcher trübe Gram umwölkt deine Stirne? Osmire! sind das die Hoffnungen, die deine aufblühende Jugend mir so reizend versprach?

sprach? Du versinkst in quälende Unruhe, da eine Welt voll Glückseligkeit sich dir anbiethet?

Osmire. Du schlägst es mir ab?

Orxus. Meine theure Osmire! Reiß deinen Vater, der dich so zärtlich liebt, aus seinem Irrthum.

(hier erscheint Nestan unvermerkt im Hintertheil des Theaters)

Osmire. Ach, mein Vater! Glaube nicht, daß deine Tochter deiner Liebe unwürdig sey. Dein Wille wird stets mein Gesetz seyn. Ich empfinde den ganzen Vorzug, den eine solche Verbindung gewähren würde. Allein, die Hoheit hat für mich wenig Reizungen. Verzeihe, Herr! der Aufrichtigkeit eines ungekünstelten Herzens. Ein Liebhaber, wenn er noch andre Rechte über uns hat, als die ihm die Liebe giebt, wird bald ein verhaßter Tyrann. Ich kann vielleicht in den Augen der Menge fehlen; allein, die Natur, die mir diese Empfindung gegeben, und die uns nicht leicht irre zu führen gewohnt ist, gilt bey mir mehr als Rang, Ansehen und Kronen.

Orxus. Osmire!

Osmire. Mein Vater!

Orxus. Ich erstaune. — Trockne deine Thränen. Beleidige mich nicht. Laß mich dich an mein väterliches Herz drücken, und an demselbigen das deinige zur ganzen Stärke deines Gehorsams erwärmen. — O meine Tochter! (Er umarmt sie)

Osmire. Ach!

Nestan. (der sich nicht länger halten kann, auf Osmiren zu eilt, und vor ihr niederfällt) Ach Osmire!

Osmire. (die sich eilends aus den Armen ihres Vaters reißt) Wen sehe ich? ihr Götter!

Nestan. Ich sehe es, Osmire! Du spottest meiner Flammen. Ach, ich sagte es wol, daß ich auch der Freuden des niedrigsten Sclaven nicht würdig wäre. Ich Unglücklicher! das Leben ist mir ohne sie eine Last, und die Krone eine Bürde — Du hast es gehört, Orxus! welchen Ausspruch ihr Herz gethan hat. Ich verehre diesen Ausspruch — Sie will meinen Tod — Ja, Osmire! zu deinen Füssen soll ihn Nestan —

Orxus. (der ihm in die Arme fällt) Was machst du, mein Prinz! Wohin reißt dich eine blinde Wut? Vertraue mir, Nestan! — Meine väterliche Gewalt weiß schon Mittel, Osmiren zu ihrer Pflicht zurück zu führen.

Nestan. Was? Grausamer! Ich verachte dich. Ich würde in ihren Augen nur ein Abscheu seyn. Nein, Orxus! die väterliche Gewalt hat kein Vorrecht über Empfindungen, die die Liebe gebieret — Nein, Osmire! sey ruhig — Keinen Zwang, Orxus! Wenn dein Vater ja zu diesem ohnmächtigen Hülfsmittel greift, so habe ich Waffen, mich seinem Ansehn zu widersetzen — Orxus! Du verstehst mich! — (Er geht schleunig ab.)

Achter Auftritt.

Orxus. Osmire.

Orxus. Er geht? und überläßt mich meiner Verwirrung, und dich deiner Schande! — Grausame Demüthigung für meinen Stolz! Komm näher, du, der Sorgfalt deines Vaters unwürdiges Kind! — Verheele mir nichts. Bedenke, daß an diesem Augenblick die ganze Ruhe deiner künftigen Tage hängt. Sprich: woher entsteht der Abscheu, mit dem du der Neigung des Prinzen, und den Wünschen deines Vaters spottest?

Osmire.

Osmire. O mein Vater! glaube nicht, daß ein strafbarer Haß sich meiner Neigung widersetzt.

Orxus. Du liebst ihn also? — Du schweigst? —

Osmire. Kann ich über mein Herz gebiethen?

Orxus. Du mußt!

Osmire. Ist es möglich, daß mein Vater den Tod seiner Tochter begehrt?

Orxus. Deine Glückseligkeit habe ich gewollt: doch ich sehe wol, du verachtest sie. Aber hüte dich! Ich fange an, in deinem Herzen zu lesen. Unwürdige Tochter! Es ist nicht Furcht vor Hoheit, keine Verachtung einer Krone, die das Herz des Nestans ausschlägt. Du betrügst mich nicht. Fremde Flammen lodern in deinem undankbaren Busen.

Osmire. Du überhebst mich eines Geständnisses, das ich nur mit Zittern würde gewagt haben.

Orxus. Du liebst? sagst du?

Osmire. Ich umfasse dein Knie. Ach, bey allem, was der Zärtlichkeit eines Vaters nur theuer ist, bey deinem Herzen, bey der Ruhe meines Lebens beschwöre ich dich: überlaß mich nicht meiner Verzweiflung.

Orxus. Undankbare! du liebst? — Seit wie lange?

Osmire. Seit der Prinz das erstemal am Hofe erschien.

Orxus. Welche Verwirrung herrscht in ihren Reden! — Seit des Prinzen Ankunft, sagst du? Und doch ist es nicht der Prinz, der dein Herz fesselt?

Osmire. Nein! — Es ist —

Orxus. Wer?

Osmire. Hermes!

Orxus. Wer? Dieser Unbekannte?

Osmire. Mit Freuden, mein Vater! will ich meine Zärtlichkeit aufopfern: aber laß mich dieß Opfer dadurch rechtfertigen, daß ich in der Einsamkeit —

Orxus. Verlaß mich!

Osmire. Welche drohende Blicke! Ach mein Vater!

Orxus. Gehorche, und entweich!

Osmire. (im weggehn) O Schmerz!

Neunter Auftritt.

Orxus allein.

Nein Orxus! Die Schande soll dein Stolz nicht ärndten, daß Osmire für das Herz eines dunkeln unbekannten Nebenbuhlers eine Krone von Lydien verachten dürfe! Hermes! Genug! Mich an dem Verwegenen zu rächen, das muß itzt mein einziger Gedanke seyn — Aber werde ich wol Osmiren — O, wenn man nur Muth hat, so wird alles möglich. Der Ausspruch des Orakels, das dem Leben des Prinzen drohet, und dem König so fürchterlich ist, giebt mir Waffen genug wider den Hermes. Hermes soll durch meine List das Ungeheuer werden, wovor Dorus so lange gezittert hat. Er muß durch diesen Anschlag, der itzt in meiner Seele gebohren wird, in die Schlinge fallen, die mein Stolz ihm legt; und sein Tod soll den Nestan von einem Nebenbuhler, und mich von einem Unwürdigen befreyen — Doch, die Zeit ist edel. Ich muß Mitschuldige zu diesem großen Werke erkaufen. Wo die Klugheit nichts ausrichten kann, da muß die Wut an ihre Stelle treten!

Ende des ersten Aufzuges.

Zweeter Aufzug.

Erster Auftritt.

Nestan. Hermes.

Nestan.

Nein, Hermes! Du mußt fliehen — Nur noch diese letzte Umarmung. Ach! Dir allein danke ich für die Rettung meines Lebens, dem Bösewichte, dem — genug, ich zittre vor meiner Muthmaßung, dem Verräther auf eine niederträchtige Art nachstellen. Ohne deinen Beystand wäre ich ein Raub dieser verlarvten Meuchelmörder geworden. Aber — Ach! mein Freund!

Hermes. Sey ruhig, mein Prinz! Die Bosheit schmiedet ihre Waffen; aber diese standhafte Seele soll ihre Ketten ohnmächtig machen — Wer kömmt?

Zweeter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Officier.

Der Officier. Hermes! Ich vermuthe, dir nicht unerwartet zu kommen. Du kennst meine Pflicht, und die Strenge, mit der ein Kriegsmann sie vollziehen muß. Du bist mein Gefangener. Gieb deinen Degen und folge mir.

Hermes. Wer? ich?

Der Officier. Ja!

Nestan. Barbar! Wer ist so grausam? Wer gab dir den Befehl?

Der Officier. Dorus.

Nestan. Mein Vater?

Hermes. Ich folge dir. Eine Weigerung würde mich bey meiner Unschuld nur verdächtig machen.

Nestan. Ja; gehe, mein Freund! Vielleicht kömmst du im Triumph wieder zurück, wenn die Wahrheit die Schlingen auflöst, die man der Unschuld gelegt hat.

Hermes. Ja, wenn die Unschuld, die längst von den Höfen verjagt ward, noch an dem Hofe des Dorus ihre Freystadt hat.

Nestan. (der den Hermes umarmt und auf die Brust des Hermes zeigt) Hier hat sie ihre Freystadt; und dahin können kein König, kein Orxus, und keine Fessel dringen. Lebe wohl, mein theuerster Hermes!

Hermes. Die Götter gewähren dir ihren Schutz (zum Officier) So komm!

Zweeter Auftritt.

Nestan, allein.

Man führt ihn weg, und überläßt mich, mich Elenden allein dem grausamen, marternden Raub meiner quälenden Gedanken — Er, ein Verräther, und ein Meuchelmörder seines Prinzen? — seines Freundes? — Abscheulicher Gedanke! Gedanke, der nie in dieser Brust aufsteigen wird, der nur in der Brust des Orxus gebohren zu werden verdient! O Hof, gefährliche Klippe für den Rechtschaffenen! an der die Tugend, die Freundschaft und das Herz scheitern! — Doch, was verliehre ich die Zeit in ohnmächtigen Klagen? Diese Hand ist noch frey: dieses Schwert, das der Freundschaft geheiligt ist, soll das Herz desjenigen gewiß nicht verfehlen, der die Bande, die mich mit Hermes fesseln, zerreißen

Bayerische Staatsbibliothek München

reißen will. Der Betrug ist schrecklich: meine Rache soll noch schrecklicher seyn — Götter! der König!

Dritter Auftritt.

Dorus. Nestan. Oxyus. Das Gefolge.

Dorus. Komm, mein Sohn! Die Götter geben dich deinem Vater auf immer wieder. Das Orakel ist erfüllt: und der Verräther, der dich ermorden wollen, soll bald unter seinen Streichen erliegen.

Nestan. Wer?

Dorus. Ja, mein Sohn! Bey deiner Geburt drohte schon das Schicksal deinen Tagen. Du weißt den Ausspruch des Orakels. Der Zorn der Götter schien besänftigt zu seyn, und ich hörte bereits auf, für dich zu zittern. Blinde und eitle Vorsicht! Hatte ich dich darum so lange in dem Innersten einer Wüsteney verborgen gehalten, um dich den Streichen deines Freundes bloß zu stellen? Eines Unglücklichen, den ich zugleich mit dir erziehen ließ?

Nestan. Was sagst du? Höre ich recht? — Hermes —

Dorus. Ist ein Verräther, ein Königsmörder.

Nestan. Halt ein! Welche abscheuliche Namen! Wer ist der Bösewicht, der eine so falsche Erdichtung wagen darf?

Oxyus. Die Zeugen, mein Prinz! sind wider ihn.

Nestan. Und ich, und sein Herz sind für ihn.

Dorus. Die Freundschaft, Nestan! verblendet dich.

Nestan. Der Augenschein und die Gefahr, daraus er mich errettet hat, gilt mir mehr als Zeugen und Freundschaft.

Oxyus. (zum König) Herr! Du kennest sein Verbrechen nur halb.

Nestan. Ach! mein Vater! man betrügt dich.

Dorus. Nein!

Nestan. Er, Herr! er sollte mein Mörder seyn wollen? — Er, der in diesem Augenblicke, da ich von bewaffneten und vermummten Verräthern angefallen ward, mein Leben mit Gefahr des seinigen vertheidigt hat?

Dorus. Man hat die Mitschuldigen ergriffen; und alle haben wider den Hermes gesprochen — Du erschrickst? — Welche Unruhe geht in deiner Seele vor? welche wüthende Blicke richtest du gegen den Orxus? Was will dieses tödtende Schweigen, diese unterdrückte Wuth in deinen Gebärden? Antworte!

Nestan. Herr! ich kenne den Hermes. (zum Orxus) Zittre, Bösewicht! ich lerne auch dich kennen!

(er geht wütend ab.)

Vierter Auftritt.

Dorus, Orxus, das Gefolge.

Dorus. Welche Raserey!

Orxus. Herr! verzeihe seiner Freundschaft. Sie verblendet ihn.

Dorus. Eine zu hoch gespannte Tugend wird zum Laster; und dieß verdient auch an Prinzen eine Strafe. He! Wache!

Orxus. Herr! was willst du machen?

Dorus. Meiner Krone die Ehre wieder geben, die mein einziger Erbe ihr geraubt hat.

Orxus. Wie? Herr! Um eine kleine Beleidigung, die nicht dir, sondern mir wiederfahren, wolltest du an den Erben von Lydien Rache nehmen? Besinne dich, mein Kö-

nig! Nestan kann mich nicht beleidigen, so lange ich in deinen Augen rechtschaffen bin. Schreibe seine Hitze lediglich dem Feuer seiner Jugend, und der aufwallenden Bewegung einer gekränkten Freundschaft zu. Das einzige Mittel, die Ehre deines Reichs, und in ihr die Ruhe deines Prinzen zu befestigen, ist der Tod des Verräthers Hermes — Du scheinst bewegt? — Was beschließest du?

Dorus. Den Tod des Hermes.

Orxus. O gerechter Monarch! Ganz Lydien wird in der Vertilgung dieses Bösewichts den Ausspruch des Orakels erfüllt sehen.

Dorus. So gehe, und veranstalte das Opfer. Versammle die Priester: und hier in dem Tempel, laß an demjenigen Altar, wo die Götter wider den Frevler geredt haben, das Blut dieses Mörders verspritzen. (Sie gehen von verschiednen Seiten ab.)

Fünfter Auftritt.

Osmire. Fatime.

Fatime. Ach, wohin irret dein ungewisser Schritt! Osmire! Erheitre dich.

Osmire. Wie kann ich? Ist für mich Elende auch wol die Freude geschaffen? Von meinem Vater verlassen, durch meine Liebe gekränkt, — mein Hermes in Ketten — ach, Fatime! die ganze Welt vereinigt sich zu meinem Unglück.

Fatime. Vielleicht ist Hermes nicht so strafbar, als man ihn beschuldigt.

Osmire. Strafbar? — Er ist unglücklich; das ist genug! Und in den Augen der Welt ist ein jeder Unglücklicher lasterhaft.

Fatime. Aber dein Vater —

Osmire. Schweig! ich mag noch nicht bis in sein Herz einen Blick wagen.

Fatime. Bey ihm werden gewiß die Thränen einer Tochter reden.

Osmire. Bey ihm? — Ach, Fatime! Ich fürchte nur allzu sehr, daß mein Vater der Urheber dieses angesponnenen Meuchelmords ist. — Mein Vater? — Schrecklicher Gedanke! Aber, wenn er es ist? — Mich schaudert! — Dann ist er nicht Vater mehr: dann soll mich die Liebe mit ihrer schrecklichsten Rache bewafnen: dann soll man sich zu der Brust des Hermes erst einen Weg durch mein Herz schaffen. — Aber, er kömmt nicht! Hast du mir nicht gesagt daß er hier noch zum letztenmale mich sprechen wolle?

Fatime. Nachdem ich auf deinen Befehl die Wache bestochen, der er anvertraut ist, ließ man mich in das schreckliche Zimmer, wo dieß Opfer der Rache aufbewahrt wird. Mit unterstütztem Haupte und gefesselten Händen saß Hermes; und Unschuld und Betrübniß waren auf seiner Stirne zu lesen. Bist du es, Fatime! rief er mit gebrochner Stimme mir zu. Was macht Osmire? Sage ihr, daß ich mich anschicke, den Tod zu erwarten; aber sage ihr auch, daß ich ein Herz mit ins Grab nehme, das so rein ist, wie die Flammen sind, die die Liebe darinnen angezündt. — Er sprach es; und eine Thräne quoll aus seinem düstern redenden Auge.

Osmire. Ach, halt ein, Fatime! — du durchborst mir das Herz. — Er weinte, sagst du?

Fatime. Ja, Osmire! und von der Wache, die menschlicher als seine Ankläger zu seyn schien, hat er die Erlaubniß erhalten, dich an diesem Orte zum letztenmale zu sprechen. Er kömmt.

Osmire. Verlaß mich, Fatime! —

Sechster Auftritt.

Osmire, Hermes in Fesseln, die Wache.

Osmire. Ihr Götter! ach! mein Hermes!

Hermes. Laß mich zu deinen Füßen, schönste Osmire! meinen letzten Streich empfangen.

Osmire. (die ihn aufhebt.) O lebe, theuerster Hermes!

Hermes. Laß mich die wenigen Augenblicke, die mir die Wuth meiner Feinde noch zu leben vergönnt, dazu anwenden, von deinen Lippen die letzte Versicherung deiner Liebe, und dann ein ewiges Lebewohl zu hören.

Osmire. Nein! du sollst dem Ehrgeiz eines Barbaren nicht aufgeopfert werden. — Tausend schreckliche Bilder stellen sich meiner Seele dar. Ich vergesse, was ich meinem Geschlecht, dem Wohlstand, und selbst der kindlichen Pflicht schuldig bin.

Hermes. Was sagst du?

Osmire. Erkenne mich, liebster Hermes! Ich will das Laster meines Vaters wieder gut machen. Er ist dein Mörder.

Hermes. Ach, wer entdeckte dir diese schreckliche Wahrheit, die ich auf ewig mit ins Grab genommen hätte?

Osmire. Sein verfluchter Ehrgeiz! Er will dich dem Schwert überliefern, um mich auf den Thron zu heben, den ich verabscheue.

Hermes. Gut! — Es ist dir also nichts verborgen. Aber bedenke, daß dieser Grausame nichts destoweniger dein Vater bleibt. —

Osmire. Und der mich mit blutigen Händen auf dem blutigen Leichnam meines Geliebten zum Throne führen will. Nicht wahr?

Hermes. Ach, um deine eigne Glückseligkeit, um die Ruhe von Lydien, vergiß meine Liebe, die unter einem unglücklichen Gestirn gebohren ist. Herrsche mit einem liebreichen Prinzen, und der es werth ist, dein Gemahl zu heissen.

Osmire. Was höre ich? Ist es Hermes, der so reden kann? Gehe, Niederträchtiger! Du verdienst die Schande, mit der dich ein grausamer Vater überhäuft. — Ist das der edle, der standhafte Geliebte? Sind das die Schwüre, bey welchen du alle unsre Götter zu Zeugen nahmst? — O ich Unglückliche! Nein, Falscher! Um einen so schändlichen Preis mag ich dein letztes Lebewohl und einen Thron nicht erkaufen. Es ist dir leicht, der Treue zu spotten, die Geliebte ihrem Jammer zu überlassen, und dem Tode zu trotzen — Grausamer! es wird dir eben so leicht seyn, mich voran zu schicken. (indem sie vor ihm niederfällt) Siehe her! —

Hermes. Ihr Götter! ach Osmire! Welch ein schreckliches Lebewohl!

Osmire. Umsonst wirst du mich verblenden, und mit erdichteten Entschuldigungen mich trösten. Ach, liebster Hermes! Um der Götter willen! —

Hermes. Liebste Osmire!

Osmire. Ach, vergieb der Ausschweifung einer gemarterten Liebe!

Hermes. Komm, laß mich in deiner Umarmung die Bitterkeit meines Todes versüßen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Nestan, (indem er sich eilends dem Hermes in die Arme werfen will, wird er Osmiren gewahr und spricht:)

Was sehe ich? (Erst eine lange Stille von allen Seiten; nachgehends fährt Nestan mit einer Stimme, die einen bittern Schmerz ausdrückt, fort:)

Hermes! — Osmire! — Gerechte Götter! — Welcher schreckliche Verdacht! — Osmire! welche Absicht? — Hermes! warum in dieser schrecklichen Stunde, die dem Graun und dem Tode geweyht ist? — Himmel! sollte er wol strafbar seyn! Sollten sie mich beyde hintergehen? — Sie schweigen, und kehren ihr Angesicht beschämt zur Erde. — Ja, ja, ich bin verrathen, ich habe keinen Freund mehr. Ich komme hieher, entweder meinen Freund zu retten, oder mit ihm zu sterben; und ich finde ein treuloses Paar!

Hermes. Halt ein, Prinz!

Nestan. Laß mich, Falscher!

Osmire. Ihr Götter! steht mir bey.

Hermes. Ich gieng meinem Tod ohne Schaudern, ohne quälende Reue entgegen: aber itzt, itzt fühle ich erst, daß er schrecklich ist, denn ich sterbe als ein Strafbarer in deinen Augen.

Nestan. Als ein Verräther! als ein Meineidiger!

Hermes. Ja, Grausamer! Ich liebe Osmiren.

Nestan. Götter!

Hermes. Sieh hier mein ganzes Verbrechen.

Nestan. Wie?

Osmire. Ach, Herr!

Hermes. Es sind nur noch wenig Augenblicke, dann wirst du keinen verhaßten Nebenbuhler mehr zu fürchten haben, den du vielleicht in diesem Augenblick für deinen Mörder hältst. Es wird gewiß ein Tag kommen, da du dem unglücklichen Hermes Thränen schenkst. Die Wuth meiner Feinde ist dir nicht unbekannt. So lies denn in meinem Herzen das grausame Schicksal, wozu mich die Liebe verdammt. So bald wir aus unsrer Einöde am Hofe erschienen, lernte ich Osmiren kennen, und fand mein Herz durch die sympathetischen Züge der unwiderstehlichen Liebe zu ihr hingerissen. Wir liebten uns insgeheim; und wenn du je geliebt hast, Nestan! wenn du die Gewalt der Zärtlichkeit kennst; so stelle dir den grausamen Zustand vor, darein ich mich versetzt sah, als mich dein Geständniß zum Vertrauten deiner Liebe gegen Osmiren erklärte. Und was that meine Freundschaft? Sie hat dir meine Liebe aufgeopfert. Selbst bey Osmiren habe ich für dich geredt, Grausamer! und so gar diese schreckliche Minute, da ich hieher komme, von Osmiren das letzte Lebewohl zu erhalten, habe ich dazu angewandt, deiner Liebe bey ihr das Wort zu reden.

Nestan. Ist es möglich, Osmire!

Osmire. Ja, Grausamer!

Nestan. Tugendhafte Schöne! Rechtschaffner Freund! — Unglückliches Paar! Ich verabscheue mich selbst wegen dieses schrecklichen Verdachts. O lebet! — Nein, Osmire! deinen Hermes soll kein Thron und kein Mörder dir rauben! — Nein, Hermes! kein barbarischer Wüthrich soll dich seiner Wuth aufopfern! Dieser Arm —

Osmire. Ach, mein Vater!

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Orxus.

Orxus. Was sehe ich! Nestan! — und auch du, Osmire?

Nestan. Ja, Barbar! Was wirst du noch befehlen?

Orxus. Die Rache meines Königs. Man führe ihn fort.

Nestan. Nein, Soldaten! Er soll bleiben.

Orxus. Es ist der Befehl des Dorus.

Nestan. Ja, bediene dich nur der Leichtgläubigkeit des Königs, deinem niederträchtigen Ehrgeiz einen Anstrich zu geben. Verräther!

Orxus. He! Wache!

Nestan. (der den Säbel zieht) Zurück, Elende! oder —

Osmire. Ihr Götter! steht uns bey!

Hermes. Halt ein, Prinz! Wozu treibt dich deine gerechte Wuth! Verlaß mich, und hüte dich, nichts zum Nachtheil des Dorus zu unternehmen. Das ist das traurige Schicksal der Fürsten, auch die besten können betrogen werden. Aber was achte ich es, was die Welt von mir denkt, wenn du mich nur unschuldig glaubst, Osmire! und auch du, mein Nestan!

Nestan. Ich?

Hermes. Umarme mich zum letztenmal.

Nestan. Kein Lebewohl! (zum Orxus) Zittre, Tyrann! Deine Stunde ist gekommen. (er geht ab.)

Orxus. Man schleppe ihn fort! (die Wache führt den Hermes ab.)

Osmire. Ach, zu deinen Füssen laß doch dein Herz sich zur Erbarmung erweichen! — Aber umsonst! Er kehrt seine Blicke weg. Ich habe keinen Vater mehr.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, ein Officier.

Der Officier. Herr! der König ruft dich in den Tempel.

Orxus. Ich folge dir.

Zehnter Auftritt.

Osmire, hernach Fatime.

Osmire. Barbar! welche Zurüstung! Er geht, und würdigt mich in der demüthigsten Stellung nicht eines einzigen väterlichen Blicks! Nestan! Hermes! — ach! Ich zittre für euch Beyde! — Welch ein Getümmel! — Schrecklicher Tag! wie blutig wird dein Ende seyn! — Wer kömmt? Fatime! Was hast du gesehen? Sprich, was geht vor?

Fatime. Ach; alles ist verlohren. Der König, Orxus und die Priester sind im Tempel. Die Wache erfüllt das Innerste desselben, und jedermann ist der Zutritt dahin versagt. Nur von weiten sahe ich den gefesselten Hermes von einer starken Wache begleitet, sich dem Eingange des Tempels nahen.

Osmire. Ich bin des Todes! — Komm, Fatime, laß uns wenigstens versuchen, den Unglücklichen zu retten.

Fatime. Ohnmächtige Hülfe!

Eilfter Auftritt.

Nestan, (mit einer Masque in der Hand, nebst noch andern masquirten Lydiern.)

Bedenkt, was ihr mir geschworen habt! die Tugend zu retten, und das Laster, auch an den Stufen des Altars zu strafen; seht, das ist unser großer Endzweck! Wir müssen uns durch die Sklaven des Dorus einen Weg bis zu dem Herzen des Verräthers, des Orxus bahnen. Ich will euch treulich anführen. Die grausamen Götter, wie ihre gedungene Priester reden, haben Blut gefodert, — wohlan, nur Blut soll sie versöhnen! — Still! — Schon höre ich das Getümmel in dem entweyhten Tempel! — Auf, meine Freunde! das Würgen, und der Tod soll vor uns hergehen. Kommt, folget mir!

(Er nimmt die Masque vor, und geht mit seinen Lydiern wüthend ab.)

Zwölfter und letzter Auftritt.

(Man erblickt den Tempel, und in selbigem **Dorus, Orxus,** den **Oberpriester** und **andre Priester, Hermes** in Fesseln, kurz nachher den verlarvten **Nestan** mit seinen Lydiern, die **Wache** füllt das Innerste des Tempels.)

Dorus. Ihr Priester! durch deren Mund das Orakel geredet hat, seht heute den Ausspruch der unerforschlichen Götter erfüllt. Hier steht das unglückliche Opfer, das sie begehren, und durch dessen Tod Lydien, und der Erbe meines

Throns

Throns gesichert seyn können. Thut nach eurer Pflicht — Welch ein Geräusch! — Welches Geklirre der Waffen! Soldaten! Zur Hülfe! Zur Hülfe!

Nestan. (stürzt mit seinen Lydiern mit entblößtem Säbel durch die Wachen, kommt bis zum Hermes und spricht:)

Weg mit diesen Fesseln, dem Verbrechen, nicht der Tugend gehören sie.

Dorus. Man stoß ihn nieder.

Nestan. (der der nächsten Wache in die Arme fällt.) Götter! ich sterbe.

Einer von den Lydiern. Ach Unglückliche! was habt ihr gethan! Ihr seht zu euren Füßen den Sohn eures Königs.

Dorus. (der ihm die Masque abreißt.) Was sehe ich? — Grausame Götter! Ist euer Zorn nun gestillt. Ihr raubt mir meinen Sohn, und meine Hand wählt ihr, sein Herz zu durchstoßen. In ihm habt ihr mir alles genommen; nehmt mir auch mein Leben.

Orxus. Ach, mein König! gebiete deinem quälenden Schmerz; und gestatte nicht —

Dorus. (indem er sich zum Nestan wendet.) Ach, Unglücklicher! Welche blinde Wuth ließ dich in dein Verderben rennen! Zu traurige Freundschaft. Du willst deinen Mörder retten, und kömmst selbst durch meine Hände um. — Säumt wenigstens nicht, an diesem Elenden die Rache des Himmels zu vollziehen.

Der Oberpriester. Halt! — Herr! würdige mich zuvor, einen Augenblick mich anzuhören.

Dorus. Rede!

Der Oberpriester. Großer König! Trockne deine Thränen. Der Prinz von Lydien lebt noch.

Dorus. Er lebt, sagst du?

Der Oberpriester. Derjenige Unglückliche, den dein Herz beweint, ist ein Fremder, den die Götter zum Opfer erwählt haben.

Dorus. Gerechte Götter! — Sprich, betriegt man mich auch?

Der Oberpriester. (Er giebt ihm ein Schreiben) Erkenne hier die Züge deiner Gemahlinn. Wenige Minuten vor ihrem Ende vertraute sie dieß Schreiben meinen Händen; und itzt ist es Zeit, dieß Geheimniß dir zu eröfnen.

Dorus. Gieb her! Götter! was werde ich lesen!

(Er liest.) „Theuerster Gemahl! Ich nehme die „Furcht der Gefahr mit ins Grab, die meinem „Sohne droht. Es mag nun Klugheit oder Unbe„sonnenheit von mir seyn; so wisse, ich habe seine „Wärterinn vermocht, zwey Kinder zu erziehen, da„von das eine ein Unglücklicher ist, dessen Eltern „nicht bekannt sind. Sie hat diesen müssen für den „Prinzen ausgeben, indem sie deinen Prinzen als „ihr eignes Kind unter dem Namen Hermes erzogen „hat.

Hermes. Was höre ich?

Dorus. (liest weiter) „Ich habe dieß Schreiben dem „Oberpriester anvertraut, und ihm bey aller Treue, „die man den Sterbenden schuldig ist, befohlen, „dieß wichtige Geheimniß nicht ehe, als in dem „äußersten Nothfall zu entdecken.

Dorus. Welch eine außerordentliche Entdeckung, gütiger Himmel!

Der Oberpriester. Urtheile nun, mein König! ob meine Hand dies Opfer hätte schlachten können. Ich wußte, daß dein Sohn nicht straf bar war. Aber die Götter lassen

sich nicht hintergehen. Ich habe gewartet, bis sie sich selbst erklären würden. Sie haben es heute gethan; und geben dir in diesem Augenblick deinen Sohn wieder.

Dorus. Hermes! Du, mein Sohn?

Hermes. (der voll Entzückung zu ihm flieht, und vor ihm niederfällt.) Ach mein Vater!

Dorus. (der ihn in seine Arme schließt.) Ach, mein Sohn!

Der Oberpriester. Dieser Tag, den uns die Götter gewähren, müsse für Lydien ein ewiger Festtag seyn.

Hermes. Ich? dein Sohn?

Dorus. Vergieb mir die Martern, die ich deinem Herzen gemacht habe.

Hermes. O mein Vater! möchte ich dir die Dankbarkeit und Freude meines Herzens schildern können! — Ich, dein Sohn? — Ist es mir erlaubt, diesen süßen, diesen zärtlichen Namen zu führen; o, so höre deinen Sohn, der dieses Titels nicht würdig wäre, wenn auch nur der geringste Verdacht eines Verbrechens noch Statt hätte. Es ist Zeit, daß die Wahrheit ans Licht komme.

Dorus. Rede, was willst du mir entdecken?

Hermes. Den Frevel eines abscheulichen Bösewichts.

Dorus. Was höre ich!

Hermes. Ich würde bloß das Opfer eines treulosen Ministers geworden seyn. Nur seinem barbarischen Ehrgeiz sollte ich aufgeopfert werden.

Dorus. Welche schreckliche Nachricht!

Hermes. (der sich zum Dorus wendet.) Ja, Verräther! Deine Bestürzung sey die Strafe für dein Laster.

Dorus. Verheele mir nichts, mein Prinz! Sprich, woher kam dieser abscheuliche Anschlag?

Hermes. Ich liebte Osmiren; und ich ward von ihr geliebt. Sie zog mich sogar demjenigen vor, den du als deinen Sohn ansahst; und der ihr, mit deiner Einwilligung, seine Hand und einen Thron anboth. Dieser Verräther, dieser unmenschliche Vater wollte uns dafür strafen. Er beschloß mein Verderben. Er bestach Niederträchtige, die mich zum Haupt eines Meuchelmords machen mußten, womit sie den vermeinten Prinzen anfielen. Und, um seine Verbrechen voll zu machen, so hat er sogar deinen Arm leihen wollen, seiner Wuth zu dienen, und die Unschuld zu tödten. (Zum Orxus.) Rede, Bösewicht! vertheidige dich, wenn du kannst, gegen diese schreckliche Wahrheit.

Dorus. Ja, rede Verräther!

Orxus. (Er geht nach einiger Stille einige Schritte gegen den König.) Dorus! Hermes ist unschuldig! — Ich bin gestraft. (Er ersticht sich.)

Dorus. Rettet ihn! — doch umsonst! sein Schwert hat des Weges zu seiner schwarzen Seele nicht verfehlt. Verabscheut sein Gedächtniß!

Hermes. Aber meinem unglücklichen Freunde baut ein würdiges Grabmal.

Dorus. Ihr Priester! reiniget den Tempel von dem Gräuel der Erschlagenen. — Und alsdann, mein Sohn! soll das unsre erste Pflicht seyn, vor diesen Altären den Göttern für deine Erhaltung zu danken.

Ende des Trauerspiels.

Das

Mistrauen

aus

Zärtlichkeit.

Ein Lustspiel

in dreyen Aufzügen.

Personen.

Ariſt, ein Edelmann, der am Hofe gedienet hat.

Henriette, ſeine Tochter.

Die Gräfin von Meran.

Valer, Henriettens Liebhaber.

Geront, Ariſtens Bruder.

Johann, Ariſtens Bedienter.

Heinrich, Valerens Bedienter.

Cathrine, Henriettens Mädchen.

Der Schauplatz iſt in Ariſtens Wohnung, in einem Saale, an welchen ein Cabinet ſtößt.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Valer, Heinrich.

Heinrich, (der im geschwinden Hereingehen dem Valer nachfolget.)

Aber, mein Herr!

Valer. Nicht ein Wort mehr, das sage ich dir.

Heinrich. Aber was zum Teufel! wollen Sie so frühe in Reisekleidern?

Valer. Henrietten sprechen, ihren Vater fliehen und reisen. Geschwinde, mache mir keine Einwendungen. Laß aufpacken, wecke jemand im Hause, und mache, daß ich Henrietten sprechen kann. (Er wirft sich in einen Lehnstuhl.)

Heinrich. Ein Verliebter ist doch ein wunderlich Geschöpf! Es ist mit ihm eben so schlecht auszukommen, als mit einem Poeten; denn beyde gönnen ihren Bedienten gleich wenig Ruhe. Der eine, wenn er seinen Vers nicht ausfüllen kann, und sich lange nach Mitternacht die Lampe wieder anzünden läßt, und jener, wenn ihn die verliebten Träume quälen, oder die Verzweiflung ihm gar den Pilgrimstab in die Hand giebt.

Valer. Bist du noch hier?

Heinrich. Eben wollte ich gehen.

Zweyter Auftritt.

Valer, allein.

Was wird Arist sagen, wenn er hören wird, daß ich mich zur Abreise anschicke; daß ich ohne den geringsten Vorwand, ohne die mindesten Geschäfte vorzuschützen, sein Haus verlassen will, in welchem ich über anderthalb Jahre die größesten Gutthaten von einem Menschen genossen habe, der von der ganzen menschlichen Gesellschaft nichts als Undank und Widerwillen einzuerndten glaubt. Ach, wenn diese verstellte Reise so viel wirken könnte, daß doch endlich einmal Henriette die Meinige würde. (Er steht auf) Unglücklicher Valer! Du schmeichelst dir vergebens. Die Ausflüchte, die dieser Eigensinnige nun schon so lange angewandt hat, benehmen mir allen Muth und alle Hoffnung. Arist ist ein wunderlicher Kopf, ein Mann, der der ganzen Welt nicht trauet, dessen empfindliche Seele bloß darum von jedermann übels vermuthet, weil nicht alle Menschen in dem Grade empfindlich sind, wie er. Kurz, er ist einer von den sonderbaren Leuten, bey denen das Mistrauen zur halben Tugend wird, weil

es auf einen so liebenswürdigen Grund gebauet ist. Aber was habe ich für Vortheil davon, daß ich ihn entschuldige? Ich, ihn entschuldigen? Habe ich auch Antheil an seiner Zärtlichkeit? Der Verstand spricht ihn frey; aber mein Herz klagt ihn an. Der Unempfindliche! — Ach, nur bloß gegen sein Kind und mich. Was für Umschweife und Ausflüchte ersinnt er nicht, sich unserer Verbindung zu widersetzen! Mit welchem bittern Lächeln macht er sich auf meine Kosten über die Liebesbegebenheiten der Romanhelden lustig. Seit den anderthalb Jahren, die ich hier zubringe, machen dergleichen Spöttereyen sein ganzes Betragen gegen mich aus. Himmel! was würde nicht geschehen, wenn er meinen Fehltritt wüßte; den einzigen wahren Fehltritt, der mir so viel Quaal verursachet hat: meinen thörichten Liebeshandel mit der Grässinn. Nein, hievon muß ihm durchaus nichts bekannt werden. Aber, was will Geront!

Dritter Auftritt.

Valer, Geront.

Geront. Guten Morgen, Valer!

Valer. Ihr Diener, Herr Geront!

Geront. Sagen Sie mir doch, warum Sie das ganze Haus so früh schon in Othem setzen? So reisefertig, ohne jemand vorher ein Wort davon wissen zu lassen! Nehmen Sie mir es nicht übel, mein Herr! Das schmeckt eben nicht sehr nach einer guten Lebensart. Ich bin zwar nur gerade zu, wohne seit zwey Jahren erst hier bey meinem Bruder in der Stadt, und bin niemals am Hofe noch in der großen Welt gewesen; aber beym Teufel! Wenn ich so hinter der Thüre aus einem Hause Abschied nehmen wollte, wo ich, wie Sie, von der

Tochter mich hätte lieben, und von dem Vater hätte füttern lassen, ich würde meine Augen nicht wieder aufschlagen.

Valer. Haben Sie nun ausgeredet, Herr Geront!

Geront. Wollen Sie noch mehr hören? — Sie werden Henrietten nicht bekommen, denn Sie vermehren durch Ihre heimliche Wegreise das Mistrauen meines Bruders. Nun habe ich Ihnen alles gesaget. Leben Sie wohl.

Valer. Hören Sie doch, Herr Geront! (Er sucht ihn aufzuhalten).

Geront. Ich brauche gar nichts zu hören.

Valer. Sie werden doch meine Rechtfertigung anhören?

Geront. Sie sind ein Undankbarer. Das ist für mich Rechtfertigung genug. Leben Sie wohl.

Valer. Das ist ein verzweifelter Mann! Nur ein einziges Wort, Herr Geront, und dann können Sie mich verdammen.

Geront. Lassen Sie doch die schöne Vertheidigung hören.

Valer. Wer hat Ihnen einbilden können, daß ich als ein Undankbarer das Haus meines Wohlthäters verlassen würde? Ja, ich gestehe Ihnen, meine Absicht ist, noch heute von hier zu reisen; aber ich werde gewiß erst die Pflichten erfüllen, die ich Aristen, Henrietten und Ihnen, mein Herr schuldig bin.

Geront. Und die Ursache Ihrer schleunigen Abreise?

Valer. Die Ursache? Sie wissen selbst, wie lange ich um Henrietten seufze. Alles was ich von Ihrem grausamen Vater erlangen kann, sind die Wohlthaten, mit denen er mich überhäuft, und höchstens die Erlaubniß, meiner Schönen sagen zu dürfen, daß ich sie liebe. Allein, das ist auch alles. So bald ich auf eine ernsthafte Art mich

bey Aristen um die Erfüllung meiner Wünsche bewerbe, so sind Spöttereyen seine ganze Antwort; und ich sehe wol, Herr Arist will mich durch selbige auf eine höfliche Art los zu werden suchen; folglich ist es am besten, ich reise.

Geront. Sie betrügen sich, Herr Valer! Sie betrügen sich! Ja so seyd ihr jungen Herren alle. Wenn man eure Neigung nicht auf der Stelle erfüllt, so seyd ihr auffahrend, widerspänstig und hitzig. Ihr gleichet dem siedenden Wasser, das von zu vieler Hitze aufsprudelt, und so lange kochet, bis nicht ein Tropfen in dem Gefäße übrig ist. Machen Sie die Anwendung auf Ihre Liebe, mein Herr!

Valer. Ihre Vergleichung, Herr Geront, ist sehr zur Unzeit angebracht. Sagen Sie mir nur, habe ich nicht Ursache misvergnügt zu seyn?

Geront. Lange noch nicht so viel Ursache als die Helden der Romane, die mein Bruder doch so ofte zum Muster anführet. Wo sind Ihre Verdienste um Ihre Prinzeßinn? Von welchem bezauberten Schlosse haben Sie selbige erlöset, und von welchem feurigen Drachen haben Sie sie errettet.

Valer. Wie, Sie können mit meiner Zärtlichkeit noch ein Gespötte treiben? Wahrhaftig, ich würde Sie für Aristens Bruder halten, wenn ich auch nicht wüßte, daß Sie es wirklich wären.

Geront. Sie thun meinem Bruder und mir zu nahe, Herr Valer! Sie können glauben, daß Arist keinen, als Sie zum Schwiegersohn wählen wird.

Valer. Allein, was zögert er denn?

Geront. Er hat nun einmal seine Grillen, und welcher Mensch hat die nicht?

Valer. Aber zum Henker! bey einer so wichtigen Sache?

Geront. Eben bey einer wichtigen Sache stehen die Grillen an ihrer rechten Stelle.

Valer. Ich kann aber bey dem allen nicht die Ursachen einsehen, warum er mich so lange schon seufzen läßt. Herr Geront! Sie sind sein Bruder, sein Freund! Sie müssen ihn kennen; eröffnen Sie mir sein Geheimniß.

Geront. Narren und Bösewichter haben in ihrer Aufführung Geheimnisse: aber mein Bruder, so ein kluger Thor er auch manchesmal in seinen Handlungen ist, hat doch keine. Mein lieber Valer! er handelt nach Grundsätzen, wie er mir mehr als einmal gesagt hat, die eine lange Erfahrung bey ihm geltend gemacht hat. Er ist, mit einem Worte, ein Mann, der der ganzen Welt nicht trauet, weil ein Million tausendmal kleiner Theil der Welt ihn betrogen hat.

Valer. Ich kenne seinen Charakter.

Geront. O Sie kennen ihn noch lange nicht recht. Die jungen Leute sehen doch niemals bis auf den Grund. Haben Sie wol in der Zeit, die sie bey meinem Bruder zugebracht, die Gedult gehabt, seinen Charakter zu studiren. Das Aeußerliche betrügt gewaltig, mein lieber Valer. Vornehmlich bey meinem Bruder. Er scheint von einer freyen und muntern Gemüthsart zu seyn. Er scherzt und spöttelt nicht selten, und das manchesmal nicht ohne Witz; aber unter diesem Scheine der guten Laune vebirgt er sein Mistrauen. Doch, das lassen Sie sich gesagt seyn: das Mistrauen meines Bruders hat keinen Eigennutz, sondern Empfindung zum Grunde.

Valer. Alles was Sie mir da von Aristen erzählen, habe ich lange erfahren.

Geront. Und Sie können mich noch nach der Verzögerung seines Entschlusses zur Heyrath mit seiner Tochter fragen?

gen? Sein vom Hofe erlittenes Unrecht, die Wut seiner Feinde, und die Treulosigkeit seiner Anverwandten rechtfertigen sein Betragen hinlänglich. Er hat ein Mistrauen gegen alle Menschen.

Valer. Auch gegen mich?

Geront. Freylich, auch gegen Sie.

Valer. Und weswegen denn?

Geront. Weswegen? — Ey zum Henker! giebt es nicht Ursachen genug zum Mistrauen? Wir wollen einmal annehmen, daß es über ein wenig Galanterie wäre.

Valer. Hat er die jemals in meiner Aufführung merken können? Träume! mein guter Geront! Träume! Und überhaupt, sind das Ursachen zum Mistrauen? Herr Arist hat viel zu lange in der großen Welt gelebt, als daß er mir desfalls einen Streich spielen sollte. Ja, wenn ihr Herr Bruder Zeitlebens ein guter frommer Landedelmann wie Sie, mein Herr, gewesen wäre, so würde ich glauben, daß ihm ein bischen Galanterie eben so sündlich vorkommen würde, als den Betschwestern die neuen Moden. Allein, er hat am Hofe gelebt, mein Freund! das will viel sagen!

Geront. Sie betrügen sich recht sehr, Valer! Mein Bruder hat nie zu den Höflingen gehört, die Galanterie und Ausschweifung zur Hofmode Tugend machen, die öffentlich mit ihren Liebeshändeln prahlen, und wenn sie nicht Geschicklichkeit oder Reiz genug besitzen, sich in wirkliche Liebesavanturen zu verwickeln, solche erdichten, und über nicht genossene Triumphe frohlocken. Er hat die Politik der Liebe, die an so vielen Höfen herrscht, allemal verabscheuet. Er ist bey seinem Fürsten nie der Handlanger seiner Laster gewesen, die an dem Hofe, welchem mein Bruder diente, oft einen Küchenjungen zum Liebling erhoben haben. Noch mehr, mein Herr! Eben

diese Galanterie, die vielleicht Ariſt mit einem gleichgültigen Auge bey andern ſieht, kann ihn ohne Pedanterie, bey ſeinem künftigen Schwiegerſohne gewiß in Furcht ſetzen. Sein mistrauiſches Herz muß ſich in der That nichts ſchrecklichers abbilden, als eine Ehe, in der der Mann den Ausſchweifungen nachhängt. Sie zum Exempel, ſein künftiger Schwiegerſohn, dürfen nur der Galanterie ergeben ſeyn; und Ariſt ſtellet ſich nichts gewiſſer, als die Trennung der Herzen in der Ehe vor. Er ſieht den Mann in Unordnung ſeiner Geſchäfte, die Frau ins Unglück geſtürzt, und ſehr oft um ihre Tugend gebracht. Er ſieht, wie Sie nach und nach alle Ihre Pflichten hintanſetzen; er ſtellet ſich die ärgerliche Aufführung und das ſchreckliche Exempel vor, welches Sie Ihren Kindern alsdenn geben; und was das bejammernswürdigſte iſt, das ſchmerzhafte Ende, wenn Sie ſich mit ihrer Familie ruinirt haben, und nunmehro mit der öffentlichen Schande und Verachtung überhäuft werden. Sehen Sie, Valer, ein ſolches Gemählde würde ſich mein Bruder von Ausſchweifungen machen, die vielleicht in Ihren Augen nur Kleinigkeiten ſeyn mögen, deren traurige Wirkung aber Ariſten um deſto fürchterlicher ſeyn müſſen, weil er zum Theil die Folgen davon erfahren hat. Ich will Sie hierüber im Stillen nachdenken laſſen. Meine Geſchäffte rufen mich überdem. Leben Sie wohl.

Vierter Auftritt.

Valer. (allein und anfangs unbeweglich.) Welche ſchreckliche Schilderung! Ich fühle es, hier in meinem Herzen fühle ich es, daß ohngeachtet aller Strenge, ſeine Moral mehr als zu wahr iſt. Ich bin verwirrt, erſtaunt. Herz! Herz! Was für ein unbegreiflicher Widerſpruch biſt du!

Erſt

Erst bist du unser Verführer, und bald darauf wirst du unser Ankläger. Wenn ich insgeheim an meine Ausschweifung gedenke, — ich Unbesonnener! Ist auch noch eine Entschuldigung, die für mich wäre? Ich habe Henrietten, die ich anbete, so weit vergessen können, daß ich sie der Gräfinn nachgesetzt. — Aber ist die Gräfinn nicht auch liebenswürdig? Sie hat einen so edlen Charakter. Ihre Glücksumstände können überdem noch — Was sage ich? Doch zum Glück weiß Henriette nichts von diesem Liebeshandel! Es war nur eine Ausschweifung einer aufwallenden Jugendhitze, und mein Herz — Ach! eben dieß Herz fühlet, ohngeachtet meiner Liebe gegen Henrietten, doch noch immer etwas für die Gräfinn, das mehr als kalte Hochachtung verräth. (Er geht in tiefen Gedanken, ohne Heinrichen, der hereinkömmt, gewahr zu werden).

Fünfter Auftritt.

Valer. Heinrich.

(ohne Anfangs Valeren zu sehen)

Heinrich. Ich würde viel darum geben, wenn ich dem närrischen Tropf, dem Johann, der Cathrinchens Anbeter ist, ein paar erhabne Zierathen, so recht mitten auf seine Stirne pflanzen könnte. Der Laffe hat etwas von der mistrauischen Gemüthsart seines Herrn angenommen. Ach, daß doch heut zu Tage alles so gern copiren mag. Von dem Schriftsteller an, bis auf den Liebhaber. Ich lobe mir die Originale, und mit meinem Willen soll meine Frau niemals von andern copiren; sie soll sich immer an das Original von Monsieur Heinrich halten. Johann glaubt, bey einem jeden Kerl, den Cathrinchen anblicket, werde seine Ehre Schiffbruch leiden. Zum Henker! er ist noch nicht einmal ihr

Mann.

Mann. Doch ich Narre! Wenn er erst ihr Mann ist, alsdann wird er über diesen lächerlichen Punkt weit weg seyn.

Valer. Heinrich!

Heinrich. Herr Valer!

Valer. Nun?

Heinrich. Nun?

Valer. Was murmelst du vor dir?

Heinrich. Ich mache Betrachtungen über die mistrauischen Väter, und über die mistrauischen Liebhaber. Ach mein allerliebster Herr! treten Sie ja nicht in ihre Fußstapfen; denn sehen Sie, das Mistrauen ist eine Sache, wo man den Schein für das Wahre nimmt — wo man nach Grundsätzen von Erfahrung — von der Beurtheilung weniger spitzbübischer Menschen — von der Uebereilung — wo man oft keine Spitzbuben für Spitzbuben hält — und da man durch eine Miene — von der Beleuchtung des innerlichen Charakters, der so undurchscheinend — Was zum Teufel! ich vertiefe mich ganz. Kurz, mein Herr! das Mistrauen ist eine verhenkert schlechte Sache.

Valer. Das merke ich an deinem Demonstriren; denn wenn es so schlecht ist, wie deine Erklärung, so muß es abscheulich seyn. Aber bringst du mir keine Antwort?

Heinrich. Von wem?

Valer. Von wem? Nichtswürdiger!

Heinrich. Ach verzeihen Sie, mein Herr! die Liebesangelegenheiten haben mir dergestalt den Kopf verrückt, daß ich mich nicht besinnen kann, ob ich in meinen eigenen, oder in Ihren Angelegenheiten hier in den Saal gekommen bin. Lassen sie mich einen Augenblick nachdenken.

Valer. Mache nicht, daß ich dich durch einen fühlbaren Beweis daran erinnere.

Heinrich. Ach, mein Herr! So eben aus Furcht vor Ihrem fühlbaren Beweis erinnere ich mich, daß ich in Ihren Angelegenheiten in Absicht auf Fräulein Henrietten hieher gekommen bin.

Valer. Keine Narrenspossen. Nun! was hat sie gesagt?

Heinrich. Nichts, mein Herr!

Valer. Wie, Schurke! Hat sie dir nicht gesagt, wann ehe ich sie sprechen soll?

Heinrich. Wann? —

Valer. Ja, wann?

Heinrich. Wahrhaftig, mein Herr! Sie gehen auch gar zu grausam mit mir um. Sie hat mir die pünktliche Minute bey meiner Ehre nicht bestimmt. Allein, ich schließe doch aus den Zubereitungen, die sie machte: da sie ihr Kammermädchen rief, und sich sogleich anzog, um mit Ihnen, mein Herr! sprechen zu können, daß sie eben keine zweymal vier und zwanzig Stunden mehr ausbleiben wird.

Valer. Was das für Umschweife sind! Also wird sie kommen?

Heinrich. Nein, mein Herr!

Valer. Wie?

Heinrich. Nein, sage ich: denn sie ist ja schon da. Was die Verliebten für unruhige Köpfe sind.

Sechster Auftritt.

Valer. Henriette. Cathrine. Heinrich.

Cathrine. (im hereingehen zu Henrietten) Habe ich es Ihnen nicht gesagt, gnädiges Fräulein, daß Sie den Herrn Valer reisefertig antreffen würden!

Hen-

Henriette. Wie, Herr Valer! so früh schon in Reisekleidern. Was wollen Sie machen?

Valer. Mich Ihnen empfehlen, Sie ewig anbeten und reisen. Ich bin der ewigen Verzögerung Ihres Herrn Vaters endlich müde. Alle meine Seufzer, meine Wünsche rühren ihn nicht. Er setzt ein Mistrauen in mein Herz, in meine Neigung, in Sie, in mich, in alles, was ihn umgiebt. Seine bittern Spöttereyen sind mir ein Dolch, seine verstellte Zärtlichkeit Beleidigung, und seine Wohlthaten eine Last. Er ist ein grausamer Vater — ein —

Henriette. Halten sie ein, Herr Valer! Bedenken Sie auch, zu wem Sie dieß alles sagen, und fürchten Sie nicht, daß ich endlich ermüden möchte, Ihrer unbesonnenen Hitze nachzugeben?

Valer. O gnädiges Fräulein! Sie sollten eher mitleidig als gleichgültig gegen mich seyn.

Henriette. Wann habe ich Ihnen denn merken lassen, daß Sie mir gleichgültig wären?

Valer. Wann? Allemal gerade zu der Zeit, wann ich Sie ersuchte, in Ihren Herrn Vater zu dringen, uns statt seiner ewigen Spöttereyen, Proben seiner Zärtlichkeit zu geben. Allein ich sehe wohl —

Henriette. Kleiner Trotzkopf. Lassen Sie einen Verdacht fahren, der mich nothwendig beleidigen muß. Sind Sie darum heute so früh aufgestanden, um etwa recht zeitig anzufangen, mich mit ihren melancholischen Sittensprüchen zu unterhalten? Doch Sie sind nicht allein so früh in Kleidern. Mein Vater und mein Onkel sind ebenfalls schon ganz zeitig bey der Hand gewesen; aber gewiß aus sehr verschiednen Absichten. Sie, Herr Valer, um aus Verzweiflung wegzureisen, mein Onkel, um seine Interessen zu überrechnen, und mein Vater, um sich mit einem Notario einzuschließen.

Valer. Mit einem Notario?

Heinrich. Freuen Sie sich, mein Herr! wenn man die verteufelten Notarien holen läßt, so giebt es gemeiniglich zu erben oder zu kuppeln.

Catharine. Auch manchesmal den Mund zu wischen.

Valer. Ists möglich, Henriette, sollte Ihr Herr Vater — Nein, sein Charakter ist mir zu bekannt.

Henriette. Haben sie guten Muth!

Valer. Ach! Henriette, wenn heute der glückliche Tag wäre! Lassen Sie mir diese schmeichelhafte Hoffnung. (Er küßt ihr die Hand). Ich bete Sie an; ja schönste Henriette. Ich schwöre es zu Ihren Füssen: nichts soll mir kostbarer seyn, als der Vorzug, von Ihnen geliebt zu werden.

Henriette. Sie schildern bloß meine Zärtlichkeit, indem Sie mir Ihre Liebe erklären. Ach liebster Valer! ohne Sie möchte ich das Glück der ganzen Welt nicht begehren. Aber Sie auch? — Ja ich glaube es. Wie könnte man von einem Herzen, wie das Ihrige ist, wie Sie es mir wenigstens immer haben sehen lassen, wol den mindesten Verdacht hegen? Wäre es wol möglich, daß Sie mir jemals untreu werden könnten?

Valer. Halten Sie mich für leichtsinnig?

Henriette. Um des Himmels willen, Valer! glauben Sie nicht, daß mein Herz Sie anklaget. Es war nur ein flüchtiger Gedanke, den die Verzögerung meines Vaters mir eingab, und dem meine unüberlegte Zärtlichkeit die Sprache liehe.

Valer. Der Argwohn Ihres Herrn Vaters, wenn er ja einigen haben sollte, denn bey seiner Gemüthsart bin ich ihm in den unschuldigsten Dingen ausgesetzt, sein Argwohn, sage ich, ist vielleicht nur ein Kunstgriff. —

Henriette. Vielleicht um seiner Verzögerung einen desto bessern Anstrich zu geben? Nicht wahr?

Valer. Ganz gewiß!

Heinrich. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein! Die Väter sind immer argwöhnisch, zumal in dem Alter, wo man von ihrer Börse und von ihrem Herzen am mehresten zu argwöhnen Ursache hat.

Valer. Schweig! und gehe fort! Mache, daß wieder abgepackt werde. Ich will wenigstens heute noch hier bleiben.

Heinrich. Und das bloß des Mistrauens des Herrn Schwiegervaters wegen? Freue sie sich, Jungfer Cathrinchen. Ich habe also noch vier und zwanzig Stunden Zeit, ihren Schafskopf von Liebsten von seiner närrischen Nachahmungssucht zu heilen.

Cathrine. Ich fürchte nur, daß die Medicin nicht anschlagen werde.

Heinrich. Ja leider! wo uns erst einmal das Mistrauen angesteckt hat, da sind oft aller Welt Kräuter nicht vermögend uns zu heilen.

Valer. Bist du noch immer da?

Heinrich. Ich fliege schon.

Siebenter Auftritt.

Henriette. Valer. Cathrine.

Valer. Ich habe Ihnen, gnädiges Fräulein, einen Vorschlag zu thun, der bey unsern gegenwärtigen Umständen, und bey der Gemüthsart Ihres Herrn Vaters vielleicht nicht zu verwerfen ist.

Henriette. Lassen Sie hören.

Valer. Wenn auch dieser Tag, den ich noch aus Liebe zu Ihnen, in der Gesellschaft Ihres Herrn Vaters zubringen will, unsere Wünsche nicht befriedigen sollte, und wenn Ihr Herr Vater abermals durch neue Ausflüchte unsere Geduld ermüden wird, alsdann lassen Sie doch nur ein einzigesmal Ihre Vorrechte reden; Rechte, schönste Henriette, die Sie in den Jahren, darinn Sie bereits stehen, ganz füglich gebrauchen können.

Henriette. Meine Rechte? — o mein Herr, wenn Sie so reden, so geben Sie nur alle Ihre Hoffnung auf, mich jemals zur Ihrigen zu machen. Ich? Rechte gegen meinen Vater? Kann ein Kind jemals dergleichen haben? — und wenn ich sie auch hätte; so würde ich sie doch niemals gebrauchen. Ich würde allemal in den Gränzen meiner kindlichen Pflicht bleiben, und nichts als einen tiefen Gehorsam beweisen.

Valer. Das heißt den kindlichen Gehorsam zu sehr ausdehnen. Ich kenne alle Ihre Pflichten; ich fühle sie: aber hat Ihr Herr Vater nicht auch die seinigen? Ist er Ihnen denn gar nichts schuldig?

Henriette. Nein, gar nichts, mein Herr!

Valer. O gnädiges Fräulein! Sie wollen mit Fleiß nicht sehen. Grausame! heißt das mich lieben? — Liebe ich wohl auf die Art? Ihr Herz ist ein rechter Sklave Ihres Vaters.

Henriette. Sie wissen nicht, Valer, daß dieß die geringste von seinen Wohlthaten ist, daß er mir das Leben gegeben. Ach! —

Valer. Haben Sie doch die Gnade und erklären Sich!

Henriette zu Cathrinen. Laß mich allein Cathrine.

Cathrine. (im Weggehen.) Das ist das erstemal, daß ich als Cammermädchen nicht die Vertraute meiner Fräulein seyn darf.

Achter Auftritt.

Henriette, Valer.

Valer. Itzt, schönste Henriette! sind wir allein.

Henriette. Ach! wenn Sie wissen sollten — O Himmel! welche Proben seiner väterlichen Liebe! Dieses Andenken, das mein ganzes Herz rege machet, verpflichtet mich, Ihnen die grausame Nachricht von einem Verfahren zu geben — Ach, warum kann ich dieß Geheimniß nicht mit ins Grab nehmen! Nein. — Weil Sie mich doch so sehr auf meine vermeyntliche Rechte stolz machen wollen; — so hören Sie. Ich zittere.

Valer. Reden Sie. Zu ihren Füßen beschwöre ich Sie.

Henriette. Ach mein lieber Valer! Ich liebe Sie mit zu vieler Zärtlichkeit, als daß ich Ihnen länger verschweigen könnte, wie ich anfangs bloß die Frucht der übereilten Ausschweifung eines Mannes gewesen bin, den seine ansehnliche Familie gewiß würde unterstützet haben, um mir nicht die Rechte eines Kindes zu gewähren. Allein aus bloßer Liebe gegen ein Geschöpf, dem er das Leben gegeben, aus bloßem Antriebe der rechtschaffensten Ueberlegung, eine Creatur nicht ihrem Unglücke zu überlassen, die über lang oder kurz dem Urheber ihrer Tage fluchen würde, also aus bloßer Liebe zu mir, heyrathete er meine Mutter, und setzte mich in alle die Rechte, die ich schon von Natur auf sein Herz haben mußte.

Valer. Theureste Henriette! So unerwartet mir diese Nachricht auch ist, so schwöre ich Ihnen doch bey meiner Ehre, bey unserer Liebe, und bey allem was heilig ist, daß mich Ihre Erzählung äußerst rühret, und mir eine neue Pflicht auflegt, Sie, wenn es möglich wäre, noch höher zu schätzen, und feuriger zu lieben.

Henriette. Sie sehen also, daß ich meinem Vater alles schuldig bin. Aber, um mich noch mehr zu rechtfertigen: so hören Sie nur weiter. So bald er meine Mutter geheyrathet, und mich aus der Schande gerissen hatte, die sonst eine ewige Begleiterinn meiner Tage gewesen wäre, so ward er auf Anstiften einer stolzen Familie von seinem grausamen Vater enterbet.

Valer. Der Barbar! Er muß nie die Süßigkeit des Vaternamens gefühlet haben, der Grausame!

Henriette. Ganz von Mitteln entblößt, blieb ihm nichts als seine Rechtschaffenheit, und sein Muth zum Erbtheil übrig. — Er nahm Kriegsdienste, und hielt sich so wohl, daß er sich bis zu einer der höchsten Stufen am Hofe geschwungen, von der ihn zuletzt, wie sie bereits wissen, der Neid und die Bosheit seiner Feinde wieder gestürzt haben.

Valer. Die Elenden!

Henriette. Wenn also mein Vater, ehe ihm die Unterstützung seines Bruders zu Hülfe gekommen, in die äusserste Verlegenheit seiner Glücksumstände gerieth, so geschahe es aus bloßer Liebe zu mir. Seine Zärtlichkeit ist die einzige Ursache seiner Unglücksfälle. Urtheilen Sie hieraus, liebster Valer, wie weit mein Herz in seiner Erkenntlichkeit gehen müsse. Mit tiefster Hochachtung, mit der äußersten Unterwerfung, und ohne Murren, muß ich mein Glück von einem Vater erwarten, dem ich ein zwiefaches Daseyn zu danken habe.

Valer. O halten Sie ein, anbethenswürdigste Henriette! Bestes Muster für kindliche Herzen! Nein, ich kann nicht weiter in Ihre Rechte dringen. Dieser ehrwürdige Vater, dieser tugendhafte Sterbliche kann keine andere Absichten haben, als uns glücklich zu machen. Wie sehr belebt diese Nachricht, die mir Ihre Liebe gegeben, meine Hoffnung, daß

wir heute unsere Treue, Ihre Tugenden, und meine Liebe werden belohnet sehen.

Henriette. Ja liebster Valer, mein Vater denkt gewiß mich glücklich zu machen. Aber wie ich Ihnen schon oft gesagt habe: sie werden Ihre Henriette ohne das geringste Heyrathsgut bekommen.

Valer. Der Segen Ihres Vaters ist mein schönstes Heyrathsguth.

Henriette. Edelmüthiger Freund! O wie wenige Nachahmer haben Sie in dieser Denkungsart! Allein, Sie wissen wol, daß ich schon mehr als einmal wegen unserer künftigen Lebensart mit Ihnen gesprochen. Ich sehe kein Mittel, wie wir ohne den Beystand meines Onkels nur einigermaßen bequem werden leben können; und ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich den grausamen Gefälligkeiten meiner Anverwandten nicht gern meinen gänzlichen Unterhalt möchte zu verdanken haben. Es ist wahr; Herr Geront ist ein seltenes Beyspiel der brüderlichen Liebe gegen meinen Vater; allein obgleich die Art, womit er seinem Bruder Gutthaten erzeiget, weder beleidigend noch stolz ist: so hat er doch in seinem äußerlichen Betragen etwas rauhes, das denjenigen, der die Wohlthaten genießt, immer schüchtern machet, und von dem Herzen des Wohlthäters oft anders denken läßt, als man wol im Grunde Ursache haben möchte. Wissen Sie was, Herr Valer! Sie sind in Ihren besten Jahren, Sie haben Welt und Erfahrung; Sie haben in dem letzten Feldzuge mit Ehren gedient, und nicht der Mangel Ihrer Verdienste sondern Ihrer Gönner ist schuld daran, daß Sie Ihren Abschied erhalten haben —

Valer. Ach! erneuern Sie durch diese Erzählung nicht das Andenken meiner schmerzhaften Lebensumstände. Mein Vermögen ist während des langen Feldzuges zugesetzt. Ich

habe die höllischen Grundsätze nicht verstehen, vielweniger ausüben mögen, durch die sich in dem vorigen Kriege mancher Thorschreiber, den mehr das Glück, als der Muth zur ansehnlichsten Kriegsstelle erhoben, Tonnen Goldes und Rittergüter geraubet hat. Es soll keine Zähre der Unglücklichen, die in diesem Kriege elend geworden sind, einst auf meinem Todtenbette mein Gewissen ängstigen, und die Ewigkeit mir fürchterlich machen. Ich habe meinem Fürsten als ein rechtschaffener, und ich kann es ohne Prahlerey sagen, als ein tapferer Mann gedienet. Ich weiß es, daß meine Aufführung ist bemerkt worden; allein ich bin zuletzt, vielleicht aus Misgunst, oder weil ich zu arm und zu stolz zur Bestechung war, unter der Menge gesteckt worden, die mit dem Frieden ihren Abschied erhalten haben.

Henriette. Kann wol ein ungerechteres Verfahren seyn, als um Leute, die für das Vaterland ihr Leben gewagt, zu Friedenszeiten sich nicht einmal bekümmern, ob sie auch zu essen haben? Doch liebster Valer, wir werden mit allem unserm Moralisiren nichts ändern. Wie ich Ihnen schon gesagt habe. Sie sind in Ihren besten Jahren. Gehen sie an den Hof. Ich weiß zwar, daß mein Vater, der an dieser gefährlichen Klippe gescheitert ist, Ihnen diesen Rath nicht geben wird. Sie wissen aber, der Minister hat meinem Onkel aus vielen Ursachen viel zu danken; Sie haben Verdienste. Er wird gewiß Ihr Glück machen. Ich bin noch jung, und aus Neigung zu Ihnen, will ich den Genuß meiner Glückseligkeit Ihrer Ruhe noch gern einige Jahre aufopfern.

Valer. Den grausamen Vorschlag können Sie mir thun! Ich gestehe es, er ist billig, sehr ökonomisch. Aber was bekümmert sich in meinen Jahren die Liebe darum?

Henriette. Lassen Sie es einige Augenblicke die Vernunft anstatt der Liebe thun — Doch da kömmt mein Vater. Er sieht sehr vergnügt aus.

Valer. Seine heitre Miene verspricht uns sehr viel Gutes.

Neunter Auftritt.

Henriette. Valer. Arist. Johann.

Arist. Guten Morgen, meine Kinder! Ich muß mit euch von einer Sache reden, darüber ihr sehr vergnügt seyn werdet. (zum Johann, den er auf die Seite führet) Gehe und warte, wenn der Notarius kommen wird. Führe ihn in mein Schreibkabinet, und sage ihm, daß er alles bis zur Unterschrift aufsetzen möge — Da gieb ihm dieß. Er wird schon wissen, was er zu thun hat. (Er giebt ihm einen versiegelten Zettel).

Johann. Soll ich auch bey dem Notario im Cabinet bleiben? Man kann diesen Vögeln um so weniger trauen, je privilegirter und geschworner sie sind. Ich für mein Theil —

Arist. O nur keine Standrede, gehe und thue was ich dir gesagt habe. (Johann geht ab)

Zehnter Auftritt.

Henriette. Valer. Arist

Valer. Ach Henriette! alles geht nach Wunsch.

Arist. Mein lieber Valer! Es ist mir lieb, daß Sie heute früh nicht auf die Jagd gegangen sind, wie Sie sonst wol zu thun pflegen; denn ich habe ihnen Sachen von Wichtigkeit zu hinterbringen. Aber warum denn in Reisekleidern?

Valer.

Valer. Es ist nichts.

Arist. Nichts, sagen Sie, das ist poßirlich. Sie müssen doch Ihre Ursachen haben. Oder hat Ihr Diener statt des Jagdkleides Ihr Reisekleid ergriffen; und Sie haben in der verliebten Träumerey eines für das andere angezogen. Ja, ja die Verliebten sind selten mit ihren Gedanken zu Hause: und es ist gut, daß ihre Bedienten zuweilen einen Kopf für sie mit haben.

Valer. Seyn Sie versichert, Herr Arist, mein Gehirn wird von der Liebe keinen Schwindel bekommen. Weil ich heute sehr früh aufgestanden bin, so hat mir mein Bedienter in der Eile das Kleid gebracht, das er vermuthlich am ersten bey der Hand gehabt hat; und Sie wissen wol, Herr Arist, ich überlasse mich in diesem Stücke dem Geschmack meines Bedienten.

Arist. Eine schöne Entschuldigung! Nicht wahr: Ihr Vorsatz ist gewesen, von hier zu reisen? Gestehen Sie es nur. Ihr ganzes Betragen seit einiger Zeit hat mir ziemlich verdächtig geschienen. Haben Sie Sich worüber zu beklagen?

Valer. Ueber nichts.

Arist. Warum sind Sie denn so unruhig?

Valer. Soll ich es offenherzig sagen. Ihr weniges Zutrauen, Herr Arist! —

Arist. Das sollte Sie am wenigsten befremden.

Valer. Mich am wenigsten?

Arist. Ja Sie — Doch hiervon ein ander mal. Itzt will ich Ihnen nur sagen, daß die erledigte Obristenstelle für Sie ist erhandelt worden.

Valer. Was sagen Sie! Ach meine Erkenntlichkeit —
(Er küßt ihm die Hand)

Henriette. (lebhaft) Ach mein Vater!

Valer. Ach mein Herr! wie soll ich Ihnen das Entzücken —

Arist. Halten Sie ein. Eilen Sie nur diesen Augenblick zu dem Minister, sich zu bedanken.

Valer. Ja, ich eile schon. (zu Henrietten) Liebste Henriette! nun ist kein Zweifel mehr übrig, heute werden wir glücklich seyn. (zu Arist ganz außer sich) Ach meine Erkenntlichkeit! — Bey dem Uebermaße meiner Freude fehlen meinem Herzen die Worte. Ach liebster Arist! ich muß Sie umarmen.

Arist. Sie erdrücken mich ganz. Gehen Sie nur! (Valer geht mit der Eilfertigkeit eines Menschen ab, der große Freude äußert, und machet Henrietten ein zwar kurzes aber doch zärtliches Compliment).

Eilfter Auftritt.

Arist. Henriette.

Arist. (sieht Valeren voll Erstaunen nach, und spricht in einem halb scherzhaften Ton.) Was für eine entsetzlich ausschweifende Freude! Gemeiniglich ist es mit unserm Herzen nicht recht richtig, wenn uns eine Sache so außerordentlich rühren kann. Seine Erkenntlichkeit ist ganz übertrieben, und misfällt mir. Ich glaube immer, daß er sich mehr über den Obersten, als über mich freuet, der ihm zur Obristenstelle verholfen hat.

Henriette. Nein, Herr Vater! das glaube ich nicht. Der Eigennutz ist nie seine Sache gewesen. Wenn das wäre; so würde Valer gewiß nicht so arm aus dem Feldzuge gekommen seyn, in welchem Leute, die nicht halb so vielen Muth bewiesen, als er, sich Tonnen Goldes erworben haben. (mit einer heitern Miene) Haben Sie mehr Zutrauen

zu Valeren. Glauben Sie, liebster Herr Vater! seine übermäßige Freude hat bloß mein Glück zum Grunde. Er glaubt, durch diesen Vorfall unsre Heyrath beschleunigt zu sehen.

Arist. Nicht zu geschwinde, Mädchen! nicht zu geschwinde.

Henriette. Was sagen Sie?

Arist. Huy! Wie sehr man ein Mädchen in Feuer bringen kann, wenn man in dem Punkt der Liebe sich ihrem Köpfchen widersetzt. Du wirst roth? Ey nun, kleines Närrchen, fürchte nicht, daß ich etwa bey Herr Valeren dein Nebenbuhler seyn möchte. Ich will dir deinen Obristen nicht entführen; du sollst ihn für alle Väter sicher heyrathen: aber wenn du dir einbildest, schon heute mit ihm zu Bette zu gehen, so hat dir der kleine Schalk mit seinem Pfeile eine gewaltige Lüge ins Herz geschossen.

Henriette. Aber Herr Vater!

Arist. Aber Jungfer Tochter! ich habe nun meine Ursachen. Zum Henker nicht einmal! für ein wohl erzogenes Mädchen schickt es sich auch recht schön, einen Mann mit einer Heftigkeit verlangen, die mehr grobe Leidenschaft, als zärtliche Neigung verräth.

Henriette. Urtheilen Sie billiger von meinem Herzen. Ja, meine Liebe zu Valeren ist allerdings Leidenschaft; nur nicht in dem Verstande, wie Sie meynen. Noch mehr; meine Liebe würde nicht aufrichtig seyn, wenn sie das nicht wäre. Allein, glauben Sie, Herr Vater, ich weiß eine vernünftige Wahl, und eine aus der Sympathie unserer Herzen aufkeimende Zärtlichkeit von einer blinden Neigung und einer zügellosen Wollust ganz wohl zu unterscheiden. Was ich gegen Valeren fühle, ist eine Neigung, die mein Herz lange gebilligt hat, und daß mich dieß mein Herz niemals betrügt, (sie macht eine tiefe Verbeugung) das habe ich den

Grundsätzen eines Vaters zu danken, der mir in den Dingen, die meine Glückseligkeit betreffen, eine ziemlich richtige Denkungsart eingeflößt hat.

Arist. Ich sollte mich billig für ein so pathetisches Compliment bedanken. Mädchen, du könntest einen guten Roman von der Liebe schreiben. Aber du würdest deinen Ritter nicht viel Lanzen brechen lassen. Bey dem ersten zärtlichen Blick würde Prinzeßinn Henriette ihrem schönen Ritter Valer in die Arme fallen. (Henriette dreht sich um, als ob sie weggehen wollte; Arist, der es gewahr wird, fährt fort) Wo willst du hin? Sollte dir es wol schwer ankommen, deinem Vater ein paar scherzhafte Ausdrücke zu gute zu halten?

Henriette. Sie sind heute ungemein aufgelegt, Sich auf meine Kosten ein paar heitre Augenblicke zu verschaffen. Aber wieder auf Valeren zu kommen, Herr Vater — Vergeben Sie meine Dreistigkeit.

Arist. Nun mein Kind! Ich liebe ihn, er liebt mich, weil er dich liebt. Er hat Verdienste; ohne Zweifel auch ein redliches Herz. Das letztere würde ich hauptsächlich von ihm gestehen, wenn man dieß mit Grunde von einem einzigen Menschen in der Welt so gerade zu behaupten könnte.

Henriette. Was haben Sie denn für Ursachen, an der Redlichkeit meines Bräutigams zu zweifeln?

Arist. (mit einem gezwungenen Ton.) Keine! — daß er meine Freundschaft, und meine Liebe hat, daran darfst du nicht zweifeln. Würde ich ihn sonst wol zum Schwiegersohne gewählt haben. Allein du kennst auch meine Gemüthsart. Ich bin älter als du, mein Kind; und du traust mir auch folglich mehr Erfahrung zu. Freylich macht das Alter und die Erfahrung einen Menschen nicht allemal vernünftiger. Du könntest in deinem achtzehnten

Jahre,

Jahre, worinn du stehest — (scherzhaft). Nicht wahr, älter bist du doch nicht? Was verziehst du denn den Mund, kleine Närrinn! Wenn auch einige Wochen daran fehlen sollten; so hast du doch noch über zwölf Jahre hin, ehe du ins Stufenjahr der Schönheit trittst. Wie ich dir sage, du könntest in deinem achtzehnten Jahre immer klüger seyn, als dein Vater in seinem neun und vierzigsten. Inzwischen schmeichle ich mir doch, daß ich in den Dingen die zur Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens gehören, durch mein eigen Exempel so ziemlich klug geworden bin, und mehr Einsicht als du habe. Meine gehabte Bedienung, mein Aufenthalt am Hofe, die Verfolgung meiner Feinde, alles hat mich das Herz des Menschen kennen gelehrt. Ich traue keinem einzigen; aber gar nicht aus Verachtung, oder aus Neid; nein bloß aus einer zu zärtlichen Denkungsart, die ich mir von der Rechtschaffenheit mache, und die billig der natürliche Vorzug eines jeden Menschen seyn sollte. Allein, mein Kind! wo ist diese so beschriene Rechtschaffenheit zu finden? Wir sehen überall Masquen, keine Gesichter. Wie voll von ehrlichen Männern würde die Welt nicht seyn, wenn die Sprache, die die meisten reden, allemal der Dollmetscher des Herzens wäre. Wenn dich einmal das Glück, oder vielmehr das Unglück nach Hofe führen sollte; so kannst du nur sicher glauben, daß alle die Leute, die so viel von Ehrlichkeit prahlen, die einen mit ihren Freundschaftsversicherungen quälen, und mit ihrer Umarmung ersticken wollen, nichts als Betrüger, Verläumder und Heuchler sind. Ich habe die traurigste Erfahrung davon gehabt. Ich habe gefunden, daß das die ehrlichsten Männer gewesen sind, die ohne Geräusch, ohne Prahlerey, und ohne sich überall nothwendig und geschäfftig zu machen, ihre Pflichten erfüllt haben. Deinen Bräutigam, mein Kind, rechne ich zwar

nicht zu den erstern von diesen Leuten; ohngeachtet ich nicht dafür stehen kann, wie er sich in dem gefährlichen Posten des Hofes betragen würde. Ich glaube, daß er ein rechtschaffener Mann ist; allein, ich weiß nicht, ob seine Jugend, oder ob sonst einiges Vorurtheil wider ihn ist. Mit einem Worte, Henriette! ich traue ihm noch nicht recht; und aus eben diesem Grunde wünsche ich, mit der Vollziehung deiner Heyrath nicht eher zu eilen, bis einer von uns beyden sich mehr Zutrauen erworben hat.

Henriette. Aber worüber könnten Sie wol einiges Mistrauen gegen ihn hegen?

Arist. Worüber? — Sobald du nur Valeren nicht mit den Augen der Liebe, sondern der Vernunft betrachtest: sollte alsdann nicht ein kleines Mistrauen in dir rege werden?

Henriette. Das wüßte ich nicht, Papa!

Arist. Ein so hübscher, wohlgewachsener junger Mensch, könnte der nicht — kurz, Mädchen, bist du nicht ein bischen eifersüchtig?

Henriette. Eifersüchtig? Herr Vater! Ich? hätte ich dazu wol Ursache?

Arist. So bald du liebest, hast du mehr, als zu viel. Wie ich dir sage; sein Anstand, sein einnehmendes Wesen sind recht zur Galanterie gemacht.

Henriette. O Herr Vater! das sind Chimären, die sich Ihre Zärtlichkeit mir zum Besten erdichtet.

Arist. Nichts Chimären! — Ich könnte dir vielleicht einige Zweifel vorlegen, die dich ganz gewiß eifersüchtig machen würden; aber ich will dich lieber damit verschonen. Ja, ja es ist einmal der Weltlauf, und es scheint mit zu den Sitten der heutigen galanten Welt zu gehören, daß man das Wort eheliche Treue unter die veralteten Redensarten setzt. Ich behaupte aber —

Henriette. Was sagen Sie, Herr Vater! So klein werden Sie von meinem Bräutigam nicht denken. Er ist mir getreu, er liebt keine andre Person, als mich.

Arist. Ja, seinem Alter und seiner Flüchtigkeit trauet man auch wol viel Beständigkeit zu. Ich denke immer, dein Oberster wird heute Abend als Herkules mit seiner Omphale spinnen; und morgen Abend bey der Luna Endymion seyn.

Henriette. Sie machen mich unruhig. O liebster Herr Vater! Sagen Sie mir wenigstens, ob Sie aus blossem Anschein des Verdachts Valeren verdammen, oder ob Sie von seiner Untreue Proben haben?

Arist. Proben? Weiter keine, als eine Nachricht, die mir ein Freund, dem ich glauben kann, hinterbracht hat. Er soll in eine Dame von Stande und Vermögen ziemlich vernarrt seyn. Und eben weil sie vornehm und reich seyn soll; so vergebe ich es Valeren am wenigsten. Ich setze ein Mistrauen in sein Herz; und vermuthe, daß in selbigem bloß der Eigennutz Flammen der Liebe angezündet hat. Eine leichte Galanterie, auch wol eine kleine Ausschweifung, die in der Hitze der Leidenschaften begangen wird, und eben so flüchtig wieder verschwindet, als sie geboren ward, würde ich einem jungen Menschen von seinem Feuer weit eher vergeben. Aber der anhaltende Geschmack, den man für ein Frauenzimmer sehen läßt, das außer ihren Reizungen, die oft nur mittelmäßig seyn dürfen, tausend Kunstgriffe weiß, uns in ihren Schlingen zu halten, muß nothwendig in einer Familie nichts als Unordnung hervorbringen.

Henriette. Aber mein Vater!

Arist. Aber meine Tochter! Ueberlege das bey dir allein, was ich dir gesagt habe. (Er will gehen.)

Henriette. (hält ihn auf) Ich beschwöre Sie! quälen Sie mich nicht. Wenn es wahr wäre, was man Ihnen

gesagt hat, so würde man ja wol den Gegenstand seiner Neigung genannt haben.

Arist. Das hat man nicht thun wollen, und daran liegt dir auch nichts. Alles, was ich dir entdeckt habe, ist aus Zärtlichkeit für dich geschehen. Du weißt, wie viel ich auf dich halte. Es kann kein Vater seine Tochter so sehr lieben, als ich dich liebe.

Henriette. Zu Ihren Füssen beschwöre ich Sie, reißen Sie mich aus dieser Unruhe, und lassen Sie mir meinen Liebsten eben so unschuldig wieder sehen, als mir sein Herz noch bis auf diesen Augenblick geschienen hat.

Arist. (der sie aufhebt und umarmet) Quäle dich nicht, mein Kind. Ich bin dein zärtlicher Vater. Habe ich dir nicht immer gesagt, daß du noch das Glück meines Alters seyn sollst. Wische die Thränen ab. Ist dein Valer unschuldig; so hast du derselben nicht nöthig: ist er aber strafbar; so verdient er sie nicht. Sey ruhig. Verlaß dich auf meine Zärtichkeit, mein Kind! Ueberlege alles, was ich dir gesagt habe. Itzt muß ich zum Notario, den Johann in mein Cabinett geführt hat, er wird schon sehr lange fertig seyn.

Zwölfter Auftritt.

Henriette. (allein) Ich Unglückliche! (Sie wirft sich in einen Lehnstuhl.) Wem soll ich von beyden glauben? Meinem Vater, der keinem Menschen in der Welt traut, und der mich mich mit den zärtlichsten Ausdrücken versichert, daß es zu meinem Besten geschiehet? oder Valeren, der mir mit der verbindlichsten Art und mit einem Herzen voll Empfindung, noch erst vor wenig Augenblicken gestanden, daß ich es allein sey, die er liebe und die er ewig lieben werde.

In welche Unruhe hat mich die Nachricht meines Vaters ge-
setzt. Zu wem soll ich gehen, und wer wird mich von sei-
ner Untreue überführen? — Von seiner Untreue! Er un-
getreu? (sie steht auf) Nein, eines solchen Lasters ist Va-
ler nicht fähig. Wenn er eigennützig handeln wollte; so wür-
de mich sein Herz nicht gewählt haben. Aber seine schlech-
ten Umstände? O ich weiß nicht, was ich glauben soll. Ich
bin ganz außer mir. (Sie setzt sich) Wenn Valer wirklich
ungetreu ist; so ist kein Mensch auf der ganzen Welt mehr ein
rechtschaffener Mann. — Alsdann ist die mistrauische Ge-
müthsart meines Vaters die größte Tugend, und ich werde
diese Tugend gewiß mit aller Strenge ausüben.

Ein Bedienter. Ein Billet, gnädiges Fräulein!

Henriette. Es ist gut, geht nur (der Bediente geht ab, und Henriette fährt fort) Wer muß mir doch schreiben? (Sie ließt) „Untersuchen Sie mehr. Haben Sie etwas „Mistrauen gegen Ihren Liebhaber. Es ist bisweilen selbst „der Zärtlichkeit und der Zufriedenheit wegen nöthig. Dieß „räth Ihnen Ihr bester Freund.„ (Sie steht plötzlich auf und fährt fort) Mein bester Freund! Ein Feind meiner Ruhe mag er seyn. Ich kenne die fatalen Züge dieses ver-
haßten Billets nicht. Man will mich gewiß hintergehen. Ich muß mehr Licht in dieser Sache haben. Da kömmt mein Vater. Diesen scheue ich bey dieser Untersuchung am meisten.

Dreyzehnter Auftritt.

Arist, Geront.

Arist. So kommt wenigstens hier in diesen Saal, Bruder! da hört denn doch so leicht kein Mensch eure über-
flüßigen Sittenpredigten.

Geront.

Geront. Ueberflüßig, oder nicht; genug sie sind doch wahr.

Arist. Aber sagt nur, kann ich denn in meinem Leben nichts nach eurem Kopfe machen?

Geront. Sehr selten. Habt ihr wohl in eurem Leben einen närrischern Einfall gehabt, als euren künftigen Schwiegersohn zum Obristen zu machen.

Arist. Ich wüßte doch nicht, wo ich das Närrische suchen sollte. Valer ist von Jugend auf Soldat gewesen. Jtzt hat er seinen Abschied. Ich suche ihn wieder in sein Element zu setzen, und das auf eine bequeme Art, was ist hierinn wohl Närrisches?

Geront. In Friedenszeiten ist ein Soldat immer ausser seinem Element.

Arist. Nach eurer Denkungsart hätte ich lieber einen Pachter aus ihm machen sollen.

Geront. Viel vernünftiger, Bruder! viel vernünftiger! Es würde wenigstens öconomischer für Valeren nnd Henrietten gewesen seyn. Hundert Scheffel Aussaat bringen, so Gott will! größere Sporteln, als tausend Schmierereyen von Deductionen, und wie der Kram alle heißen mag.

Arist. Aber, wie sieht es um die Ehre aus?

Geront. Narrenspossen! Ja mit eurer Ehre! Ich muß nur lachen. Wer kann die mir geben? Mein Kleid, mein Kornsack, oder meine Bedienung? Hier Bruder (auf seine Brust zeigend) hier sitzt die wahre Ehre. Das andere sind nur lauter Grillen.

Arist. Jhr habet Recht: die innerliche Ueberzeugung von unserer Rechtschaffenheit, und unsere äußerlich gute Handlungen müssen uns in den Augen der Vernünftigen ehrwürdig machen; und ein Prinz, der bey allem seinen Vorzug kein edles Herz hat, sondern eine niedrige Denkungsart verräth,

verräth, steht bey mir weit unter dem dunkeln tugendhaften Mann, der seine Pflichten erfüllet. Aber was hätte ich denn, eurer Meynung nach, wol aus Valeren machen sollen?

Geront. Er ist noch jung. Im Soldatenstande hat er, wie die Erfahrung gewiesen, kein Glück. Eine Bedienung am Hofe würde das Beste für ihn gewesen seyn.

Arist. Gehorsamer Diener, Herr Bruder! Ich sollte meinen künftigen Schwiegersohn, meinen nächsten Freund, auf die Klippe setzen, an der ich so gewaltig gescheitert. Nein mit meinem Willen nicht.

Geront. Redet doch gescheut, und lernet besser schliessen. Ist es denn darum ausgemacht, daß Valer an der Klippe scheitern wird, woran Ihr gestrandet seyd? Auf diese Art müßte keiner mehr zur See gehen, weil jährlich so viel hundert Menschen ihr Leben darauf einbüßen. Sorget für Valeren nicht. Er hat den rechten Anstand, und ich denke immer, auch das rechte Herz, das sich für einen Hofmann schickt. Er ist flüchtig, leichtsinnig, ein bischen der Galanterie ergeben; nur noch etwas mehr Erfahrung, so ist der Betrüger, oder besser der Hofmann, fertig.

Arist. Wie? Bruder! und Ihr könnt mir den Rath geben, ihn in diese Schule einzuführen?

Geront. Warum nicht? Es ist, deucht mich, wenigstens die Schule, die sich für sein Genie schickt. Ihr zum Exempel, Bruder, da Ihr euch an den Hof mit eurer störrischen Gemüthsart begabet, Ihr wagtet euch auf ein unbekanntes Meer. Ich will zugeben, daß euer mistrauischer Charakter aus einem guten Herzen fließt. Aber eben dieß gute Herz taugt dem Teufel bey Hofe nicht. Es macht bey den täglichen Cabalen, und den offenbaren Spitzbubenstreichen, deren ein Mann mit einem solchen Herzen nicht gewohnt ist, gemeiniglich einen Hypochondristen aus ihm; wenn das Glück

gut geht, zur Noth einen, der das Gnadenbrodt essen muß; oder wenn das nicht ist, einen so wie Ihr, der seiner zu redlichen Handlungen wegen, ohne Gnadenbrodt den Abschied bekömmt. Hingegen ein Charakter, der so ziemlich des Valeren seinem gleicht, hat die vortrefflichste Anlage, entweder durch Intriguen, allerley Kniffe, oder wenn das nicht hilft, durch lustige Schwenke sein Glück zu machen; und Ihr wisset, lieber Bruder, daß mancher bey Hofe durch eine Harlekinszote sich in Gunst gesetzt hat.

Arist. Bruder! Ihr sprecht, als ob Ihr zwanzig Jahre die Hofmasquen hättet die Musterung paßiren lassen.

Geront. Ich urtheile nach der Empfindung, die eure Erzählung vom Hofleben zuweilen in mir gewirket hat. Aber sagt mir einmal; wie lange wollt Ihr noch zögern, Henrietten zu verheyrathen?

Arist. Wie lange? — Ich weiß es selbst nicht.

Geront. Ihr wißt es nicht? — O gestehet es nur, daß Ihr eurem Schwiegersohn noch nicht recht trauet. Vermuthlich, weil Ihr etwas von seiner Galanterie mit der Grässinn erfahren habt?

Arist. Freylich! und habe ich folglich nicht Ursache zu zögern?

Geront. Ihr seyd ein rechter tugendhafter Thor. Vergönnt eurem Schwiegersohn vor der Hochzeit immer ein bischen Ausschweifung. Eine gute Frau kann in dem Herzen eines Mannes, wenn es nur nicht ganz verwildert ist, alles wieder in Ordnung bringen. Die ausschweifendsten Liebaber werden die besten Ehemänner.

Arist. Nicht allemal. Wo die Ausschweifung erst eine Gewohnheitssünde geworden ist; da pflegt in der Ehe gemeiniglich die Kaltsinnigkeit nicht ferne zu seyn. Nein Bruder! noch ist Henriette nicht in der Gewalt eines Mannes, der sie

nur aus ehelicher Pflicht, und nicht aus Neigung lieben würde. Es ist wahr, einem ausschweifenden Jünglinge vergebe ich vieles; aber keinem ausschweifenden Bräutigam, der Morgen im Begriff stehet, mit seiner Liebsten das Bette zu theilen, und heute noch an seine Concubine Liebesbriefe schreibt. Nein Bruder! so gleichgültig denkt Arist nicht.

Geront. So kann ich euch nicht anders rathen, als daß Ihr für euer Fräulein gar keinen unwiedergebornen Menschen, sondern einen canonisirten Heiligen zum Bräutigam auslesen möget. Für eure Gemüthsart einen Mann zu finden, das hieße den Stein der Weisen gefunden zu haben. Ha! ha! (Er geht mit Lachen ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Arist, (allein) Ich würde mich über den Spott meines Bruders kränken, wenn ich nicht wüßte, daß sein Spott mehr eine Neigung zum Lachen, als eine wirkliche Beleidigung zum Grunde hätte. Mit dem allen ist er noch fast der einzige redliche Mensch, den ich kenne. Nicht, weil er mein Bruder ist, oder weil er sein Vermögen zu meiner Unterstützung angewandt hat; nein, weil immer sein Herz redt, so bald er den Mund aufthut. Aber das kann ich ihm nicht vergeben, daß er in dem Punkte der Galanterie so gleichgültig ist. Er hält sich über mein Mistrauen auf, und er weiß doch mehr als zu gut, was ich für Grund dazu habe. Ich muß versuchen, ob ich nicht von dem Liebeshandel des Valeren mit der Gräfinn nähere Nachricht einziehen kann. Ein rechtschaffener Vater muß immer mistrauisch seyn, wenn es auf die Wohlfahrt seiner Kinder ankömmt!

Ende des ersten Aufzugs.

* * * * * * * * * * * * * *

Zweeter Aufzug.

Erster Auftritt.

Arist, Johann.

Arist. Das Billet ist also bestellt?

Johann. Ja, mein Herr!

Arist. Gut! Hast du ihr es selbst gebracht?

Johann. Ja, davor würde ich mich wohl hüten.

Arist. Warum denn? Narr!

Johann. Ey! zum Henker! kennen Sie denn das Herz eines Frauenzimmers nicht?

Arist. Nun! wie gehört das hieher!

Johann. Wie das hieher gehört? O unvergleichlich! Eine ganze Fluth von Vorwürfen würde auf mich zugestürmt seyn. Ich würde gewiß der närrische, der mistrauische Johann mehr als hundertmal in einem Oden geheißen haben.

Arist. Was das für ungereimtes Zeug ist! Von wem redest du?

Johann. Von Cathrinchen!

Arist. Der Narr!

Johann. Ey, zum Henker, meynen Sie denn nicht, daß unser einer nicht auch seine Avanturen hat?

Arist. Was hat Cathrinchen mit dem Billet zu thun, das du durch jemand meiner Tochter überliefern solltest?

Johann. Verzeihen Sie, mein Herr! Ich gieng eben mit meinen Gedanken über die Eifersucht zu rathe, die einen Verliebten erstaunlich quält, so bald er im Ernste sich

um

um ein Mädchen bewirbt; und in dieser Hitze meines Nachsinnens glaubte ich wahrlich, daß Sie sich nach meinen Angelegenheiten erkundiget hätten.

Arist. Ich frage dich, Schlingel! Was hat mein Billet mit Cathrinens Herzen zu thun?

Johann. Sehr viel, mein Herr! Denn ich bildete mir ein, daß Sie mich nach meinem eigenen Billet gefragt hätten, das ich an Cathrinen geschmieret.

Arist. Was? du hättest an Cathrinen geschrieben? den Brief möchte ich lesen. Der verdient gewiß eine Stelle in einer Sammlung wohl stylisirter Briefe.

Johann. O, spotten Sie nur nicht. Ich denke immer, daß er tausendmal besser stylisiret ist, weil er natürlich ist, als viele verliebte Briefe unserer süßen Herren, die so studirt aussehen.

Arist. Ich glaube gar, Johann redet mit einer gelehrten Zunge.

Johann. Es ist so was. Das Bischen Gelehrsamkeit hängt mir noch von meinem vorigen Herrn an. Ich diente bey einem gewissen Hofmann, der zugleich ein Poet; aber doch kein Poet von Profession war.

Arist. Hast du wol in deinem Leben einen Poeten von Profession gekannt?

Johann. Ein paar mag ich wol gekannt haben; aber die sind lange tod. Der Hunger verkürzte ihr Lebensziel.

Arist. Das glaube ich wohl. Bey deinem vorigen Herrn also bist du so gelehrt geworden?

Johann. Ich legte mich aufs Schreiben, weil ich sahe, daß mein Herr schrieb.

Arist. Und lerntest also Liebesbriefe schreiben? Aber was ist denn der Inhalt deines Briefes an Cathrinen?

Johann. Das Exordium enthält die Versicherung meiner Liebe, die Propositio ist das Mistrauen ihrer Zuneigung gegen mich, und die Conclusio feuert ihre Zärtlichkeit an, niemand als den treuen Johann zu lieben.

Arist. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich einen so gelehrten Bedienten in meinem Hause hätte! Aber hüte dich nur, daß du für lauter Gelehrsamkeit nicht närrisch wirst; zumal wenn die Liebe noch dazu kömmt.

Johann. Es wird nichts zu sagen haben. Nur weiß ich nicht, ob die Bücher, die ich gelesen, oder die Liebe, die mein Herz studirt, Schuld an dem Mistrauen sind, das ich noch immer in Cathrinens Zärtlichkeit setze.

Arist. Deine närrische Einbildung ist es.

Johann. Aber sagen Sie mir doch, mein Herr! was wol die Ursache Ihres Mistrauens seyn mag, das Sie gegen alle Menschen blicken lassen?

Arist. Meines Mistrauens? — Narr! Was gehen dich meine Handlungen an?

Johann. Verzeihen Sie, mein Herr! So wie Sie mich hier sehen, bin ich ein wunderlicher Kerl. Ich würde vortrefflich zum Maler geschickt seyn; denn ich bin ganz zum copiren geboren. Meinem vorigen Herrn ahmte ich im Schreiben nach; und bey Ihnen, mein Herr, habe ich ein rechtes Jucken in meinem Gehirn, eben so mistrauisch zu seyn als Sie. Das meinige gründet sich so auf etwas, das man in der Liebe dem Teufel nicht gern vertragen kann, zumal wenn man eine kitzliche Stirn hat.

Arist. Copire nur weniger, und thue destomehr, was ich dir befehle. Meine Tochter hat also das Billet erhalten?

Johann. Ja, mein Herr!

Arist. Ganz gewiß?

Johann. Ganz gewiß!

Arist. Mein lieber Johann! —

Johann. So, mein Herr! den vertraulichen Styl mag ich leiden.

Arist. Kann ich mich wol auf deine Ehrlichkeit verlassen?

Johann. Nein, mein Herr! das können Sie nicht, wenn Sie auch wollten.

Arist. So bist du nothwendig ein Spitzbube?

Johann. Keineswegs, mein Herr!

Arist. Oder vielleicht bist du so ein Mittelding zwischen einem Spitzbuben und einem ehrlichen Kerl?

Johann. Auch das nicht.

Arist Das ist doch sonst der gemeine Charakter der meisten Menschen.

Johann. Das kann wol seyn, und ich glaube es auch beynahe selbst. Allein wenn ich behaupte, daß Sie sich auf meine Ehrlichkeit nicht verlassen können, wenn Sie auch wollten, so liegt der Fehler gar nicht in mir.

Arist. In wem denn?

Johann. In Ihnen selbst, mein Herr!

Arist. In mir?

Johann. Ja, ja, in Ihnen, in Ihrem entsetzlichen Mistrauen, das Sie gegen alle Menschen, und nothwendig auch gegen Ihren ehrlichen Johann äußern werden.

Arist. Der Narr! Hätte er mir nicht bald seine Ehrlichkeit im Ernste verdächtig gemacht. Ich traue dir, Johann! Ich traue dir mehr als jemand; aber sey auch verschwiegen, und aufrichtig in dem, was ich fragen will.

Johann. Nur keine Giftmischerey; sonst können Sie von den redlichen Diensten Ihres Johann alles erwarten.

Arist. Kennest du wohl die Personen, mit denen Herr Valer einen recht vertrauten Umgang hat?

Johann. O ja, mein Herr! Und was ich nicht weiß, hat mir sein Bedienter erzählet.

Arist. Gut! Johann! Er soll in ein gewisses Frauenzimmer verliebt seyn.

Johann. Richtig!

Arist. Und ich möchte gern wissen —

Johann. O, das sollen Sie gleich wissen.

Arist. Ich möchte gerne wissen, wer diese Person sey, und ob er wirkliche Neigung für sie hat.

Johann. Mein Herr, können Sie schweigen?

Arist. Nun wird wol die Reihe mit Fragen an dir seyn; aber ich will es kurz machen. Ja, ich kann schweigen.

Johann. Sie müssen mich um des Himmels willen nicht verrathen.

Arist. Nicht doch, Narr!

Johann. Am allerwenigsten es der Fräulein Henriette entdecken.

Arist. Davor werde ich mich schon hüten.

Johann. Diese Person, von der Sie reden, ist —

Arist. Nun? die ist —

Johann. Fräulein Henriette.

Arist. Der Schafskopf! Das ist nicht die Person, die ich meyne.

Johann. Die meyne ich aber.

Arist. Nein Johann. Er soll außer der Liebe, die er gegen meine Tochter vorgiebt, sich in eine gewisse Gräfinn vergafft haben, und mit ihr Briefe wechseln.

Johann. Herr Valer wird sich doch nicht zwo Frauen anschaffen wollen?

Arist. Du sollst dir Mühe geben —

Johann. Etwa auszuforschen, welcher von beyden er das Schnupftuch zuwerfen will? O sorgen Sie nicht, Ihrer Fräulein Tochter ist es schon so gut als zugeworfen.

Arist. Du bist doch sonst zum Spioniren ziemlich aufgelegt. Versuche, ob du nicht durch Heinrich, oder durch Herrn Valer selbst etwas von dem Liebeshandel mit der Gräfinn auskundschaften kanst. Da sehe ich meine Tochter kommen, vor der muß ich mich noch verbergen. Komm mit, Johann!

Zweyter Auftritt.

Henriette, Cathrine.

Henriette. Sage mir weiter nichts von ihm.

Cathrine. Gut! ich will Ihnen gehorchen.

Henriette. Ich wünschte mir nur die Gemüthsart meines Vaters.

Cathrine. O, die kömmt schon ohne unser Wünschen.

Henriette. Einen Tisch und Dinte und Feder.

Cathrine. Hier steht schon alles in Bereitschaft.

Henriette (setzt sich, aber ohne zu schreiben). Sollte man so viel Leichtsinn wol von Mannspersonen vermuthen?

Cathrine. Warum nicht? Gnädiges Fräulein. Aber Sie haben ja das beste Mittel dawider in Händen.

Henriette. Und welches?

Cathrine. Sie müssen wieder leichtsinnig seyn!

Henriette. Ein schöner Rath, den du mir giebst!

Cathrine. Nicht ich, gnädiges Fräulein! Ihre eigene Ruhe giebt Ihnen selbigen. Aber Sie wollten ja schreiben?

Henriette. Ach! ich weiß selbst nicht, was ich will. Die schriftlichen Vorwürfe, die man einer Mannsperson ma-

chet, die entweder unser Liebhaber gewesen ist, oder es noch ist, sind von den mündlichen Zänkereyen bloß darinn unterschieden, daß jene den Triumph unserer Ungetreuen nur noch mehr erhöhen.

Cathrine. Das war weise gedacht! Um des Himmels willen ja nicht geschrieben! Wenn ich wollte, so könnte ich meinem närrischen Liebhaber, dem Johann, auf sein lächerliches Billet ebenfalls antworten. Aber schönen Dank! den Sieg soll er nicht davon tragen. Anstatt, daß ich meine drey Finger auf dem Papier herumlaufen lasse, sollen lieber alle zehn Finger auf Monsieur Johann seiner Larve herumspaßieren.

Henriette. Du bist eine rachsüchtige Geliebte.

Cathrine. Ey zum Teufel! Gnädiges Fräulein! wenn wir auch gar keine Galle beweisen; so sehen uns die Don Quichots von Männern zuletzt noch gar als Windmühlen an. Nein, mein guter Johann! Entweder die Lanze mit mir gebrochen, oder keine abentheuerliche Ritterhistorien mehr!

Henriette. (die aufsteht) Nein, ich will ihm nicht schreiben. Meine Blicke sollen ihm mehr als alle Billets sagen, was ich von seiner Untreue denke.

Cathrine. Als wenn die Mannspersonen heut zu Tage nach den Blicken ihrer Anbetherinnen etwas fragten! O betrügen Sie sich nur damit. Wissen Sie wol, was sie thun, wenn wir ihnen sogar Vorwürfe machen? Sie lachen, drehen sich auf einem Beine herum, pfeifen, machen eine Capriole, einen Kratzfuß, und damit Gott befohlen!

Henriette. Ja, nachdem die Mannspersonen sind.

Cathrine. O! in dem Puncte der Untreue sind sie sich alle gleich. Aber darf ich mich wol erdreisten, und mir es zur Gnade ausbitten: Ihrer getreuen Cathrine doch das Geheimniß zu eröffnen, und mir den Gegenstand zu nennen, an

welchem

welchem Ihr zärtlicher Herr Valer Ihnen untreu geworden ist.

Henriette. Den kenne ich selbst noch nicht, Cathrine!

Cathrine. Sie kennen ihn nicht. O sie spaßen entweder, gnädiges Fräulein, oder Sie sind auch Ihres Herrn Vaters leibhafte Tochter.

Henriette. Alles, was ich davon weiß, habe ich aus der Erzählung des Herrn Geront.

Cathrine. Und was hat der Ihnen erzählet?

Henriette. O! du weißt ja, wie er ist. —

Cathrine. Freylich weiß ich es, und eben deswegen sollten Sie ihm nicht glauben.

Henriette. Er hat mich halb im Scherz und halb im Ernst versichert, daß Herr Valer mit einer gewissen Dame vom Stande Briefe wechsele.

Cathrine. O, das sind erst die Präliminarien des Accords. Noch haben Sie nichts zu fürchten.

Henriette. Und wovor ich am meisten zittere: die Dame soll sehr reich seyn.

Cathrine. Ja, das ist der Teufel! Gegen die baaren Tugenden der Louisd'or kommen die auf Credit geliehene Tugenden von Schönheit und Redlichkeit gar nicht in Anschlag.

Henriette. Habe ich folglich nicht Ursache alles zu befürchten?

Cathrine. Die haben Sie freylich; aber darum ist noch nicht alles verloren.

Henriette. Was räthst du mir? Cathrine!

Cathrine. Was ich Ihnen rathe, gnädiges Fräulein.

Henriette. Ja.

Cathrine. Ich weiß sonst noch wol zu allerley Schelmereyen Rath; aber hierinn muß ich doch meine Unwissenheit bekennen. Wenn nur die Dame nicht reich wäre!

Henriette. Ach! da seh ich Valeren kommen!

Cathrine. O! der wird Ihnen schon besser rathen können, als ich.

Dritter Auftritt.

Valer, Henriette, Cathrine.

Henriette (stellt sich, als wollte sie weggehen).

Valer. Warum wollen Sie mich fliehen, gnädiges Fräulein?

Henriette, (sieht ihn eine Weile stillschweigend an). Fragen Sie Ihr Herz, Herr Valer! Untersuchen Sie Ihre Aufführung und Ihre Bekanntschaften, seitdem Sie mir die Ehre angethan, mich zu der Ihrigen zu wählen. Fragen Sie dieses Ihr Herz, und wenn es im Stande ist, aufrichtig auf alles zu antworten, und Ihnen in nichts zu schmeicheln, alsdenn kommen Sie wieder zu mir, und gestehen mir, was Ihr Herz Ihnen in der Stille gesaget hat. (Sie will gehen.)

Valer, (der ihr nachgeht). Um des Himmels willen, erniedrigen Sie mich nicht so sehr!

Henriette. Folgen Sie mir nicht nach. Thun Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Ich bitte Sie darum. Wollen Sie?

(Valer macht eine tiefe Verbeugung, und Henriette geht mit Cathrinen ab.)

Vierter Auftritt.

Valer (allein). Ich bin verloren! Henriette weiß um alle meine Geheimnisse. Wird mir mein Herz was anders

als

als Vorwürfe sagen können! Verdammt sey die Liebe! — Wie? die Liebe? O nein, nur die eigennützige Liebe! Aber hat mich denn der Eigennutz in die Fessel der Gräfinn gebracht? Zum Theil wol. Aber die Verdienste der Gräfinn überwiegen doch ihren Reichthum. — Die Verdienste der Gräfinn? Ungetreuer Valer! Als wenn Henriettens Verdienste nicht noch hundertmal reizender wären. Ich will mich von diesem Augenblicke an, von allem Umgange mit der Gräfinn losmachen. Aber der Verräther, der mir Henriettens Herz entziehen will —

Heinrich (redet hinter dem Flügel). Trauen Sie ja Valeren hierinn nicht!

Valer (fährt fort). Was ist das? Mein Bedienter? — Ich muß vor allen Dingen zuerst Henrietten aufsuchen, und dieser die Ursache meiner Verrätherey entdecken.

Fünfter Auftritt.

Arist, Heinrich.

Arist. Was du mir da sagest, kann ich unmöglich glauben.

Heinrich. Glauben Sie es nur auf mein Wort.

Arist. Johann hat ihr einen Brief voll verliebter Vorwürfe geschrieben, und Cathrine will ihm die Augen auskratzen.

Heinrich. O das ist ein Cartel, welches die Liebe noch mehr anfeuert.

Arist. Die Cartele, die sich mit einem zerkratzten Gesicht endigen, taugen dem Teufel nicht.

Heinrich. Sollte Cathrine solch eine Heldinn seyn?

Arist. Hast du Lust, sie zu probiren?

Hein-

Heinrich. Ein bischen mit ihr tändeln möchte ich wol; aber die ernsthaften Verbindungen mit einem Mädchen sind nie nach meinem Geschmacke gewesen.

Arist. Du und dein Herr habt wol einerley Geschmack?

Heinrich. Wir sind ein paar rechte Muster der Galanterie.

Arist. Die trefflichen Muster! Du bist also wol in den Galanteriestreichen deines Herrn Vertrauter?

Heinrich. Warum das nicht, mein Herr!

Arist. O sage mir doch, mit was für Dulcineen ist die Chronike seiner Rittergeschichte ausgeschmücket?

Heinrich. Wir geben uns nicht die Mühe, unsere Avantüren in Geschichte zu bringen.

Arist. Ihr werdet aber doch wol eine Rolle von den Gegenständen eurer Avantüren halten, und du, als deines Herrn Vertrauter, wirst vermuthlich die Oberaufsicht darüber haben?

Heinrich. Die Ehre habe ich.

Arist. Sage mir also, mein lieber Heinrich!

Heinrich. Nur keine Spionerey. Sonst fragen Sie mich nach allem; denn wo es darauf ankömmt, meinen Herrn zu verrathen, da bin ich so stumm als ein Fisch.

Arist. Da denkst du als ein ehrlicher Kerl. Wenn du gleich sonst das Ansehen nicht darnach hast.

Heinrich. Mein lieber Herr Arist! mancher hat das schönste Ansehen der Ehrlichkeit; und wenn ihm ein Fenster vor seiner Brust geschaffen wäre, so würde man nichts als Schelmerey entdecken.

Arist. Du hast ganz recht, die frömmsten Mienen verbergen die giftigsten Herzen.

Heinrich. So wie die röthesten Aepfel die häßlichsten Würmer.

Arist. Wenn du noch eine halbe Stunde in dem Tone wegsprechen wirst; so kannst du den zweyten Theil zu den Gleichnissen des Sancho abgeben.

Heinrich. Wenn man mir nur die Treue dieses drolligten Kerls nachrühmet. Seinen Sprichwörterwitz will ich gern entbehren.

Arist. Als ein treuer Bedienter deines Herrn hast du wol an seinen nächtlichen Avantüren vielen Theil?

Heinrich. Ich habe oft Schildwache gestanden.

Arist. Auf die Art müßt ihr manchen gefährlichen Posten gehabt haben?

Heinrich. So wie es kömmt. Ich bin inzwischen auf meinem Posten noch immer ganz unbehindert geblieben; so, daß ich nicht ein einzigesmal habe: Wer da! schreyen dürfen.

(Ein Bedienter bringt einen Brief an Aristen.)

Der Bediente. Einen Brief mein Herr!

Arist. (liest vor sich). An Herrn Arist, wohnhaft bey Herrn Valer. Das ist eine wunderliche Aufschrift. Was gilt es, die Aufschrift ist in der Eile verschrieben, und der Brief wird gewiß an Valeren seyn. (Laut zum Bedienten) Es ist gut. Geht nur. (zu Heinrich) Heinrich!

Heinrich. Herr Arist!

Arist. Gehe zu deinem Herrn, und sage ihm, daß ich ihn in einer halben Stunde in diesem Saale gern allein sprechen möchte.

Heinrich. Es soll geschehen. (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Arist. (allein) Dieser Brief wird mir viel Licht geben. Ich will ihn doch lesen. (Er eröffnet den Brief und liest.)

Mein

Mein lieber Herr Valer!

„Wie? seit einem ganzen Monate habe ich Sie nicht ge„sehen? Das verräth sehr wenig Zutrauen. Ist das die „Belohnung der Zärtlichkeit, die ich gegen Sie habe blicken „lassen? Undankbarer! Schreiben Sie mir, ob ich Sie heute „gewiß sehen soll, wie Sie mir es versprochen haben. Ich „hoffe es von Ihnen, wo Sie nicht anders alle Bande der „Erkenntlichkeit und Hochachtung zerrissen haben, die Sie „derjenigen zeitlebens schuldig sind, die sich mit Zätlichkeit nennt,„

Ihre

treue Gräfinn.

Der natürliche Ton einer Buhlschwester! Ja so reden diese Creaturen alle. Sie haben Honig auf den Lippen und Galle im Herzen. Wie wird Valer erschrecken, wenn ich ihn mit diesen Waffen zu Boden schlagen werde. Ist mein Mistrauen nun Schwachheit, oder hat es Besorgniß zum Grunde? Ich muß nicht säumen, diese schöne Entdeckung meinem gleichgültigen Herrn Bruder bekannt zu machen. Da sehe ich meinen getreuen Herrn Schwiegersohn mit seiner betrogenen Liebsten kommen. Noch ist es nicht Zeit, ihm seine Niederlage wissen zu lassen. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Henriette. Valer. Cathrine, (von der einen und Heinrich von der andern Seite.)

Valer. (im Hereingehen) Ja, gnädiges Fräulein der Schurke ist an allem Schuld. Da kömmt er. Ich will ihn ausforschen. Tritt näher Spitzbube!

Hein-

Heinrich. Spitzbube! Das ist ein ganz neuer Titel.

Valer. Tritt näher sage ich dir!

Heinrich. Herr, sind Sie etwa melancholisch geworden? Die Luft ist hier im Hause nicht allzurichtig. Ich bin auch schon ganz angesteckt. Aber weder von der Krankheit Ihres Herrn Schwiegervaters, noch von der Ihrigen. Die meinige ist die Nebenbuhlerey; und ich möchte wol dem Johann ins Gehege gehen. Was meynt Sie Jungfer Cathrine! sollte die Jagd gut werden?

Cathrine. Nachdem der Schütze ist.

Valer. Hier nur keine Ausflüchte und Narrenspossen! Ich spaße nicht. Schurke! heißt das seinem Herrn dienen, wenn man ihn verräth?

Heinrich. Verräth? die Sprache verstehe ich nicht.

Valer. O! ich will sie dir schon verständlich machen.

Heinrich. Sie möchten kein guter Lehrmeister seyn.

Valer. Ein paar hundert Stockschläge können viel ausrichten.

Heinrich. Bey mir gerade nichts. Wenn Sie noch hübsch freundlich mit mir umgiengen, und ohngefähr sprächen: Sieh, mein guter Heinrich! nimm mir es nicht übel. Die schlechte Luft, die ich in diesem Hause athme, hat mich dergestalt angesteckt, daß ich von dir, mein lieber Freund, oder Diener, oder wie Sie mich sonst nennen wollen, argwöhne, und ein Mistrauen in dich setze. Sey so gut und entdecke mir: Bist du eine ehrliche Haut, oder bist du wirklich ein Spitzbube? Sehen Sie mein Herr, so würde doch einem ehrlichen Manne noch mit Vernunft begegnet. Ich würde Ihnen in eben solchem Tone antworten: Ach allerliebster Herr —

Valer. Spare nur deine Antwort und glaube nicht, daß du mit deinen Possen auszukommen gedenkest.

Heinrich. (giebt sich ein unerschrockenes Ansehen) Nun so fragen, untersuchen, protocolliren und torquiren Sie. Ich habe einen gesetzten Muth.

Valer. Wie? hinter meinem Rücken so boshaft zu seyn?

Heinrich. Hinter Ihrem Rücken?

Valer. Ja, Nichtswürdiger! meynest du nicht, daß ich in diesem Saale alles gehört habe, was du mit Aristen in jenem Zimmer gesprochen hast?

Heinrich. O! ist das der ganze Handel? Ey zum Henker! mein Herr! darüber hätten Sie nicht so viel Wesens machen dürfen. Ja, ich habe mit Herr Aristen gesprochen.

Valer. Wie? noch dazu so unverschämt?

Heinrich. Aber um Vergebung, Herr Valer! Wissen Sie denn, wovon wir geredt haben?

Valer. Das eben will ich wissen. Trauen Sie ja Valeren nicht! Spitzbube! Waren das nicht deine Worte?

Heinrich. Ganz richtig mein Herr!

Valer. Was hält mich denn, daß ich ihn nicht auf der Stelle umbringe. (er will den Degen ziehen)

Heinrich. (der auf die Seite läuft, wo Henriette und Cathrine stehen) Ach nehmen Sie mich in Schutz, gnädiges Fräulein!

Henriette. Sey nur ruhig.

Heinrich. Ach nun schöpfe ich wieder Luft.

Henriette. Fassen Sie sich, Herr Valer, und hören Sie ihn wenigstens an.

Valer. Ich will nichts mehr von ihm wissen. Geschwinde liefere mir meine Sachen ab, und packe dich fort.

Heinrich. Erlauben Sie mir doch wenigstens, daß ich, ehe Sie mich ohne alle Gnade fortjagen, meine Unschuld dem gnädigen Fräulein erzählen dürfe.

Valer. Der Undankbare!

Cathrine. Nun so rede doch, Pinsel!

Heinrich. Sie wissen gnädiges Fräulein, daß Johann in Ihre Cathrine verliebt ist, und beynahe crepiren möchte.

Cathrine. O! ein paar derbe Maulschellen sollen ihn schon wieder ins Leben zurückrufen.

Henriette. Schweig, Cathrine!

Heinrich. Nun kann ich zwar nicht läugnen, daß mir der Appetit auch manchesmal angekommen ist, in Cathrinens Garten Früchte zu brechen.

Cathrine. Er mag sich nur hüten, daß ihn keine Dornen ritzen.

Henriette. Ey so schweig doch, Cathrine!

Heinrich. Ich sprach über diesen Artikel mit Herr Aristen in diesem Nebenzimmer, und that bey ihm um Cathrinen die Anwerbung.

Cathrine. Ach! das schreyt um Rache, gnädiges Fräulein! Bey Ihrem Herrn Vater, und nicht bey mir selber; oder doch bey Ihnen, als meiner Herrschaft, um mich anzuhalten? Das heißt das weibliche Ansehen gewaltig schmählern!

Henriette. Nun weiter, Heinrich!

Heinrich. Aber die Wahrheit zu gestehen, gnädiges Fräulein! ich that es bloß aus Scherz, um nur dem Johann einen Possen zu spielen.

Cathrine. Seh mir doch einer den Schafskopf an! mich zur Hauptperson seines Possenspiels zu machen!

Heinrich. Ihr Herr Vater dachte, mich mit der Entschuldigung abzuweisen: So viel er von Herrn Valeren gehört, könne er keine verheyrathete Bediente leiden.

Valer. Auch keine treulose Verräther!

Heinrich. Ich aber, der ich natürlich meinen Herrn besser kennen muß, als Herr Arist. —

Valer. Du sollst mich erst kennen lernen.

Heinrich. Ich erwiederte ihm, da ich eben mit Herrn Arist in den Saal treten wollte: Trauen Sie ja Herrn Valeren in diesem Stücke nicht. Sehen Sie, gnädiges Fräulein! das ist mein ganzer Fehler, den ich begangen habe.

Henriette. Wenn es auch weiter nichts ist, Herr Valer! so verzeihen Sie doch dem armen Schelm. Ich bitte selbst darum!

Valer. Ihnen, gnädiges Fräulein! kann ich nichts abschlagen, so sehr ich auch von den Streichen meines Bedienten alles vermuthe.

Heinrich. Nun schöpfe ich recht aus dem Innersten meines Herzens wieder Luft. Herr Valer! alle meine Schelmstreiche, die ich jemals begangen habe, und noch begehen werde, sind, im Einzelnen betrachtet, zwar immer Schelmenstreiche, das ist wahr; aber im Ganzen zielen sie doch allemal auf die Treue ab, die ich Ihnen beweise.

Valer. Es kömmt auf die Probe an.

Cathrine. Hat denn der Schelmstreich, den er dem Johann spielt, auch die Treue seines Herrn zum Grunde?

Heinrich. Allerdings!

Henriette. (zum Valer) Ihr Bedienter muß einen allerliebsten Begriff von der Treue haben.

Valer. Narr! was hat die Treue, die du mir schuldig bist, mit den Thorheiten zu thun, womit du den närrischen Johann ängstigest?

Heinrich. Ey sehr viel, mein Herr! Wenn ich den Johann eifersüchtig mache, und den tummen Teufel, der über diese Eifersucht mistrauisch wird, zuletzt deshalb weidlich auslache, so wird Herr Arist aus dem, was seinem Diener begegnet ist, vermuthlich einsehen, daß das Mistrauen eine ungewisse und schlechte Sache sey. Er wird Ihnen, mein Herr! seinem theuern Herrn Schwiegersohn, mehr trauen, als er gethan hat, und was war die Ursache? Heinrich, der aus lauter Treue für seinen Herrn, dieses so geschickt einzufädeln wußte.

Valer. Das war weit hergeholt. Wenn du also, wie du leicht das Ansehn hast, einmal ein Mädchen um seine Ehre bringen solltest, so wird es vielleicht auch aus lauter Treue für mich geschehen?

Heinrich. So bald Sie, mein Herr! bey dieser Ehre mit interessirt sind. (heimlich zu Valeren.) Das will so viel sagen: wenn meine Heyrath die Ehre meiner Braut wieder repariren muß, die Sie verdorben haben.

Valer. Narr!

Heinrich. Apropos! Ich hätte vor aller Ihrer Hitze Ihnen bald zu sagen vergessen, daß Herr Arist, als ich mit ihm sprach, einen Brief empfieng; über den er gewaltig die Achseln zuckte. Er hieß mich darauf fortgehen, und ich sollte Ihnen sagen, daß er Sie, mein Herr! in einer halben Stunde hier im Saale sprechen wollte.

Valer. (zu Henrietten) Was gilts, der Brief wird wieder von dem vertrauten Freunde kommen, der Ihnen den verdammten Zettel geschrieben hat.

Henriette. Kanntest du den Bedienten nicht, der den Brief brachte?

Heinrich. Wer kann alle Gesichter kennen. Es war dazu nicht einmal ein privilegirter Laquay in seiner Uniform, sondern ein unbekannter Miethling.

Henriette. Wenn dieser Brief Sie oder mich angehen sollte, so können wir am besten von Herrn Geront Nachricht erhalten; denn mein Vater thut doch nichts ohne seinen Rath.

Valer. Kommen Sie, Henriette! Lassen Sie uns Herrn Geront aufsuchen.

Henriette. Möchte es nur zu meiner Beruhigung geschehen. (sie geht mit Valeren ab und Heinrich hält Cathrinen auf.)

Achter Auftritt.

Heinrich. Cathrine.

Heinrich. Ein Wort, mein Kind!

Cathrine. Mein Kind? das klingt sehr vertraut. Was will er, Monsieur?

Heinrich. Monsieur? das klingt zwar nicht so vertraut, aber doch galant.

Cathrine. Galant! Was will er damit sagen?

Heinrich. Was ich damit sagen will?

Cathrine. Ja. Rede er.

Heinrich. Nannte Sie mich nicht eben Monsieur?

Cathrine. Nun ja! Ich hätte ihn eben so leicht Heinrich, oder auch Pinsel nennen können.

Heinrich. O ich merke wol, Sie will nicht bey der Klinge bleiben. Höre Sie, Jungfer Cathrine! Weiß Sie wol, was das Wort Monsieur sagen will?

Cathrine. Was bekümmert mich das. Meinetwegen mag es ein Ehrenname, oder ein Schimpfwort seyn. Und das letztere stünde bey ihm, deucht mich, immer ehe an seiner Stelle, als das erstere.

Heinrich. Da betrügt Sie sich gewaltig. Monsieur ist eben so viel, als mein Gebieter.

Cathrine. Der Narr! Mit Gunst! In dem Verstande habe ich es nicht genommen. Hein:

Heinrich. Und ein Gebieter in der Galanterie will eben so viel sagen als ein Liebhaber.

Cathrine. Und das wäre er?

Heinrich. Habe ich vielleicht nicht Ansehen genug dazu?

Cathrine. Der lächerliche Liebhaber! Ha! Ha!

Heinrich. O lache Sie nur nicht so gewaltig. Ich wollte nicht mit den Verdiensten von manchem Edelmann tauschen.

Cathrine. Das glaube ich leicht. Mancher Edelmann hat außer seinen Ahnen nicht viel Verdienst. Aber er, mein lieber Monsieur Heinrich! mein lieber Heinrich, wollte ich sagen, hat doch noch diesen Vorzug, daß er ein aufgeweckter Kopf, und vielleicht auch eine ziemlich treue Haut ist.

Heinrich. Ich biete ihr meine Treue zur Probe an.

Cathrine. Das eben habe ich lange gewünscht.

Heinrich. Sie soll sehen, daß sie länger Stich halten wird, als die Treue eines Hofmannes.

Cathrine. Wir werden sehen.

Heinrich. Ein Mäulchen, mein Kind! Auf Abschlag unserer Treue. (Er will sie umarmen.)

Cathrine. Sachte! sachte! Ich sehe wol, er irrt sich gewaltig.

Heinrich. O ich irre mich gar nicht.

Cathrine. Von welcher Treue glaubt er denn, daß ich rede?

Heinrich. Von welcher Treue? Das ist poßirlich! Giebt es denn mehr als eine Treue? — Ey nun, von der Treue, die da macht, daß ich außer Cathrinchen allen Mädchen in der ganzen Welt untreu werde.

Cathrine. O! Ich gebe ihm die Erlaubniß, allen Mädchen in der ganzen Welt treu zu bleiben.

Heinrich. So?

Cathrine. Ich wollte ihn nur wegen der Treue seines Herrn gegen mein Fräulein auf die Probe stellen.

Heinrich. Da habe ich mich geirrt.

Cathrine. Wenn er meynt.

Heinrich. Aber sage Sie einmal, Jungfer Cathrine! habe ich nicht bessere Gaben, Ihren Liebhaber vorzustellen, als Ihr eifersüchtiger närrischer Johann?

Cathrine. Monsieur Heinrich! wenn er nicht will, daß ich ihm ein paarmaal so recht derbe auf die Backen klatschen soll, so hüte er sich ja, künftig mehr auf meinen Bräutigam zu schimpfen. Seine Gaben, Monsieur Heinrich! können für einen Liebhaber wol besser seyn, als des Johann seine, das will ich nicht untersuchen; denn zu den Gaben eines Liebhabers wird auch gewaltig viel Unverschämtheit erfodert, und diese hat er die Ehre im höchsten Grade zu besitzen.

Heinrich. O! Sie erhebt meine Verdienste auch gar zu sehr.

Cathrine. Aber ob er auch mit seinem Herzen dem Johann gleich kömmt, daran zweifle ich.

Heinrich. Das kömmt noch auf die Probe an.

Cathrine. Ich würde bey dieser Probe am meisten verlieren.

Heinrich. Im Grunde nichts mehr als ich.

Cathrine. Er bringt mich ganz davon ab, was ich ihn fragen wollte.

Heinrich. Frage Sie nur.

Cathrine. Ist es wahr, daß sein Herr in eine gewisse Gräfinn vernarrt ist? Wie heißt sie, und wo wohnt sie?

Heinrich. Ehe ich ihr darauf dienen kann, mein liebes Cathrinchen, so beantwortet Sie mir ja wol vorher eine Frage, nicht wahr?

Cathrine. O ja! Nur geschwinde.

Heinrich. Ist Sie verschwiegen, und meynt Sie es mit Ihrer Herrschaft recht treu?

Cathrine. Das war eine höchst überflüßige Frage. Allerdings, Monsieur Heinrich!

Heinrich. Das ist mir lieb. Sonst hätte ich Sie ersuchen wollen, von mir das Muster zu nehmen.

Cathrine. Wie versteht er das?

Heinrich. Wie ich das verstehe? Es ist doch, deucht mich, verständlich genug.

Cathrine. O ich merke schon, er will nicht mit der Sprache heraus.

Heinrich. Aber dennoch kann nur ein einziges Geschenk in der ganzen Welt mir hierinn die Zunge lösen.

Cathrine. Und welches?

Heinrich. Ihr kleines süßes Herzchen!

Cathrine. Adieu Monsieur Heinrich! (vor sich) der lächerliche Liebhaber! (Sie geht mit vielen Gebärden und Lachen ab.)

Neunter Auftritt.

Johann, (der eben kömmt, als Cathrine weggeht) Heinrich.

Johann. Wie? Cathrine mit Heinrich allein, und da ich komme, schleicht sie sich fort. Ach Johann! Johann!

Heinrich. Warum so tiefsinnig, Camrad!

Johann. Ich bin immer so, wenn ich nicht aufgeräumt bin.

Heinrich. Du scheinst mir aber sehr verdrüßlich zu seyn. Wen suchst du hier?

Johann. Meine Ehre.

Heinrich. Hui! die ist mit keiner Extrapost wieder einzuholen, wenn sie erst einmal eschapirt ist.

Johann. Ja, das merke ich wol.

Heinrich. Du spaßest doch nur, will ich hoffen? du kannst ja wol nimmermehr deine Ehre verloren haben?

Johann. Ich spaße nicht, und ich will sie da wieder suchen, wo ich sie verloren habe.

Heinrich. Du sprichst, wie ein Roman.

Johann. In diesem Stücke halte ich den Teufel nichts von Romanen. Höre Camrad! hier (auf seine Stirne zeigend) bin ich verteufelt kützlich.

Heinrich. So laß dir den Kützel vertreiben.

Johann. Eben deswegen bin ich hieher gekommen.

Heinrich. So?

Johann. Aus keiner andern Ursache.

Heinrich. Komm, Camrad! Laß uns in das nächste Weinhaus gehen, wir wollen unsre Kehle kützeln; so wird sich das Jucken auf der Stirn verlieren.

Johann. Zum Trinken habe ich heute keinen Appetit.

Heinrich. Wozu denn?

Johann. Zum Halsbrechen.

Heinrich. Gesegnete Mahlzeit! da speise ich nicht mit.

Johann. Du wirst doch müssen, du magst wollen oder nicht.

Heinrich. Im Ernst, Camrad!

Johann. Im ganzen Ernst!

Heinrich. Was habe ich denn mit deiner Stirne und mit deinem Halsbrechen für Gemeinschaft?

Johann. Frage nur Cathrinen, die eben von dir gieng, die wird es dir sagen.

Heinrich. Armer Schelm! Ich glaube gar, du bist eifersüchtig?

Johann. Zum rasend werden.

Heinrich. Da bedaure ich dich. (Vor sich) Ich will doch den Narren noch in seinem Irrthum lassen. (Laut) Hör, Johann! Kannst du mir es übel nehmen, daß ich der Cathrine liebenswürdig vorkomme?

Johann. Ob ich dir es übel nehmen kann? Der trotzige Nebenbuhler!

Heinrich. Der eifersüchtige Ritter von der traurigen Gestalt!

Johann. Nicht geschimpft, Camrad! Oder —

Heinrich. Du willst mir also mit Gewalt verbieten, mit Cathrinen keinen Umgang zu haben?

Johann. Ja!

Heinrich. Weißt du auch, was ich davon denke?

Johann. Und was denkst du denn?

Heinrich. Daß du das mit Ungestüm auszurichten glaubst, was du durch deine Verdienste nicht erlangen kannst.

Johann. O! hier kömmt es nicht aufs Raisoniren an.

Heinrich. Sondern aufs Halsbrechen, nicht wahr? Mein guter Camrad, mit einem zerbrochenen Hals würde Cathrinen nichts gedient seyn.

Johann. Also willst du mir Cathrinen nicht abtreten?

Heinrich. O! endlich bricht mir auch die Geduld. Nein!

Johann. Nicht? So bitte ich dich um einen einzigen Gefallen.

Heinrich. Laß hören!

Johann.

Johann. Hat dein Herr keinen Degen?

Heinrich. Freylich! einen Hauer, mit der schönsten Potsdammer Klinge, womit er im letzten Feldzuge zehn Russen auf einen Hieb die Köpfe gespalten.

Johann. Den meyne ich nicht. Hat er nicht sonst noch einen?

Heinrich. Hinter seinem Bette steht noch ein kleines Stoßdegelchen, das er als Cammerjunker getragen, aber gegen niemand als gegen mich, doch nur mit der Scheide versteht sich, gezogen hat.

Johann. Den meyne ich.

Heinrich. Und was soll der?

Johann. Sey so gut, und komme mit diesem Degen in einer Stunde hier in den Saal.

Heinrich. Um mir den Hals zu brechen?

Johann. Ich will nur probiren, ob du eben so viel Herz als Verwegenheit hast!

Heinrich. (vor sich) Bald sollte ich die Rolle mit diesem Narren so weit spielen, als ich nur immer kann.

Johann. Wie, du antwortest mir nicht?

Heinrich. Ja Camrad! ich will kommen, hier hast du meine Hand.

Johann. Wir wollen als ein paar Cavaliere unser Point d'Honneur mit Blut behaupten. Ich will unterdessen alles veranstalten. (Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Heinrich. (allein). Nun sage mir noch jemand, daß die Liebe nicht verrückt machen kann. Zum Teufel! wenn ich eben so närrisch über sie werden sollte; ich wollte mir allemal die Augen zuhalten, wenn ich ein hübsches Mädchen kom-

kommen sähe. Bis zum Duell habe ich den Tropf nun gebracht. Aber mich wirklich mit ihm zu schlagen, das ist meine Sache nicht, wenn ich auch wirklich in Cathrinen verliebt wäre. Als ich mit meinem Herrn zu Felde war, bin ich immer noch eine halbe Meile hinter der Bagage geblieben, weil ich kein Blut sehen konnte; und hier sollte ich freywillig meinen Hals zum besten geben? Ja, wenn Heinrich ein Narr wäre. Lächerlich will ich den Tropf machen, aber mich mit ihm herum balgen, das lasse ich wol bleiben.

Eilfter Auftritt.

Arist. Henriette. Heinrich.

Arist. (zum Heinrich) Was machst du allein hier im Saale?

Heinrich. Ich warte auf meinen Herrn.

Arist. Geh und sage ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche. (Heinrich geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Arist. Henriette.

Arist. Ja, meine Tochter, was ich von Valeren geargwöhnet habe, hat seine gute Richtigkeit. Hier in diesem Saal, wo uns niemand stöhren wird, kann ich frey mit dir sprechen. Sein Herz —

Henriette. Ist keiner Untreue fähig.

Arist. Es wäre zu wünschen; allein die Erfahrung hat mir das Gegentheil gewiesen. Sage mir: hältst du den Leichtsinn für eine Tugend, oder für ein Laster?

Henriette. Höchstens für einen Fehler, Papa! Zu einem Laster will schon viel gehören.

Arist.

Arist. Ach! meine Tochter, vom Fehler zum Laster ist nur ein einziger Schritt. Ich will dir zugeben, daß der Leichtsinn nur ein Fehler sey: aber du wirst mir auch nicht widersprechen können, daß der Uebergang zu erschrecklich vielen Lastern, ja selbst zu den größten Verbrechen, eine mögliche, gemeiniglich sehr schnelle, und oft leider zu gewisse Sache sey. Ein Liebhaber, der so leichtsinnig ist, seine Treue zu brechen, wird als Ehemann kein Bedenken tragen, seinen besten Freund um seine Ehre zu bringen, so bald nur seine Leidenschaft aufwacht. Und haben wir nicht die betrübtesten Exempel, daß Verrätherey, ja selbst Meyneid und Mord die erstaunenden Folgen einer Liebe geworden sind, die im Anfang nur bloß Leichtsinn zum Grunde hatte.

Henriette. Das ist wahr. Aber, lieber Papa! muß man nicht von dem Herzen des Menschen allemal das Beste vermuthen?

Arist. Von einem redlichen Herzen, ja! Aber wie viele sind derer?

Henriette. Zur Beschuldigung eines öffentlichen Leichtsinnes gehören dennoch, wie mich deucht, sehr überzeugende Proben.

Arist. Die habe ich, Henriette!

Henriette. Wer sollte die Ihnen gegeben haben? Nennen Sie mir den Betrüger!

Arist. O! das Ohngefähr ist immer gütiger gegen mich gewesen, als die Menschen.

Henriette. Die Sprache ist sehr dunkel.

Arist. Ich will deutlicher reden: Valer liebt anderwärts.

Henriette. Er liebt, sagen Sie? O! dieß Wort ist leicht ausgesprochen. Er liebt, sagen Sie? Wie geschwin-

de urtheilen Sie doch von der Wahrheit einer Sache, und wie sehr weigert sich mein Herz, ihr Beyfall zu geben.

Arist. Ja, schmeichle dir nur!

Henriette. Ich will Ihnen zugeben, Papa! daß Herr Valer, wenn ich nach seinem Temperamente urtheile, ganz wol einiges Leichtsinns zu beschuldigen wäre. Man weiß, wie die jungen Herren, die zur Armee gehen, verführt werden. Der Leichtsinn ist der gewöhnliche Fehler der Jugend.

Arist. Ja, der Jugend: aber auch nur ihr halte ich etwas Leichtsinn zu gute: allein, keinem Manne, wie Valer, der die Welt gesehen, und in öffentlicher Bedienung gestanden hat, zu der ich durchaus ein rechtschaffenes Herz verlange.

Henriette. Ihre Strenge und Ihr Mistrauen, Herr Vater! halten Sie mir meine Kühnheit zu Gute, würden auf diese Weise wenig rechtschaffene Herzen antreffen. Sie beurtheilen die Menschen immer, wie sie seyn sollten, aber nicht, wie sie wirklich sind.

Arist. Sprich lieber, wie sie seyn könnten. Gehört denn mehr Klugheit dazu, ein ehrlicher Mann, als ein Spitzbube zu seyn? und ist der Vorsatz nicht leichter auszuführen, ein treuer Liebhaber, als ein ungetreuer Verräther zu heißen? Ach! meine Tochter! die Bahn der Tugend ist so leicht, und dabey so sicher zu gehen, daß es nur auf den Vorsatz ankömmt, sie betreten zu wollen.

Henriette. Inzwischen bringt auch der rechtschaffenste Mensch, der diese Bahn geht, noch immer seine Fehler mit.

Arist. Freylich wol: aber diese Fehler verlieren sich, je weiter er auf der Bahn der Tugend fortgeht.

Henriette. Das hoffe ich auch von Valeren.

Arist. Ich bedaure dich, mein Kind! dein gutes Herz, das mir immer an dir so wohl gefallen hat, stellet sich beständig die Menschen von ihrer guten Seite, und immer so vor,

als du selber bist. Danke dem Himmel für dieses schöne Geschenk! Es ist das liebste Antheil seiner Wohlthaten. Aber glaube mir, und je älter du wirst, je mehr wirst du es erfahren, daß uns dieses unser gutes Herz zuweilen gewaltig betrügen kann, wenn wir nicht die Vernunft zum Führer nehmen. Mich hat mein gutes Herz mein Vermögen, die Gnade meines Fürsten und meine Bedienung gekostet. Nichts als die Erfahrung, und die Vernunft, die ich in der Stille, und fern von dem Geräusche des Hofes zu Rathe gezogen, hat mich davon überzeuget. Glaube der Vorstellung deines Vaters, der in deinen Augen zwar immer noch mistrauisch zu seyn scheint, aber zu dessen Mistrauen du allemal die Zärtlichkeit mit hinzudenken mußt, die er für deine Wohlfahrt heget.

Henriette. Ich küsse Ihnen die Hände für Ihre gütige Vorsorge; und ich kann Ihnen mit nichts, als mit meinen Thränen danken.

Arist. Umarme mich, mein Kind! (Er schleußt Henrietten in seine Arme.) Ach! möchtest du beständig nur die süßen Früchte deines guten Herzens, und niemals die unangenehmen Folgen seiner Schwäche genießen.

Henriette. Verdient denn Herr Valer keine Entschuldigung?

Arist. Nein, meine Tochter! Er ist ein Ungetreuer, ein Verräther!

Henriette. Was sagen Sie?

Arist. Hier kömmt er, und ich habe Waffen bey mir (hier zieht er den Brief aus der Tasche) die seine Kühnheit besiegen sollen.

Henriette. Ach was wird noch aus mir werden!

Dreyzehnter Auftritt.

Arist. Henriette. Valer.

Valer. (zu Arist.) Mein Bedienter hat mir gesagt, daß Sie mich zu sprechen wünschen.

Arist. Ja, Herr Valer!

Henriette. Kommen Sie, beweisen Sie Ihre Unschuld. Man hält Sie für einen Leichtsinnigen, für einen Ungetreuen, für einen Verräther.

Valer. Mich? schönste Henriette!

Arist. Es wird Ihnen nicht schwer werden, den Beweis zu geben, mir aber sehr schwer, ihn zu glauben.

Valer. Was sagen Sie?

Arist. Glaube mir, Henriette! in diesem Jahrhunderte muß man die getreuen Liebhaber bloß in den Romanen suchen.

Valer. Wie? Herr Arist! auch Sie schlagen sich zu der Partey meiner Feinde?

Arist. Haben Sie Feinde, Herr Valer? das weiß ich nicht. Wenigstens müssen Sie diese nicht in meinem Hause suchen.

Valer. Ich weiß schon, was ich davon denken soll. Es giebt eine gewisse Art Menschen, die uns mit ihrem Betragen, das den Schein der Gleichgültigkeit hat, aber im Grunde ein unverdientes Mistrauen ist, tausendmal mehr beleidigen, und wenn ich aufrichtig reden soll, auch tausendmal mehr schaden, als offenbare Feinde nimmermehr thun können.

Arist. Sie machen mir viel Ehre, Herr Valer! daß Sie mir es nicht gerade zu sagen, wofür Sie mich halten. In der That, Sie haben sich in der Politik besser umgesehen, als ich.

Valer. Sparen Sie den ironischen Ton. Haben Sie kein grausameres Mittel, sich von Ihren Verbindungen loszumachen, und mir Ihr Wort zu brechen?

Arist. Ich bin ein ehrlicher Mann. Ich beweise es Ihnen, ohne viel davon zu prahlen.

Valer. Wohlan! so halten Sie mir Ihr Versprechen. Warum zögern Sie, mir Ihre Einwilligung zu geben? Sagen Sie nur ein Wort; so machen Sie mich heute zum glücklichsten Menschen!

Arist. Herr Valer! Herr Valer! das Alter hat mir erst die Augen geöffnet. Es hat mich wider meinen Willen das Herz des Menschen kennen gelehret. Leute von allerley Art haben mich betrogen. Höflinge, Freunde und Frauenspersonen. Ich habe nichts als einen betrügerischen Schein wahrgenommen. Die Menschen prahlen erstaunlich viel von Empfindung, von Freundschaft und Zärtlichkeit. Allein, alle ihre Freundschaftsversicherungen sind überzuckertes Gift. Der ganze Mensch ist nur eine Maske.

Valer. Was geht mich diese Predigt an?

Arist, (der den Brief aus einander schlägt, und ihn dem Valer vorhält). Kennen Sie den Namen und die Züge dieses Briefes? Was sagen Sie dazu?

Valer, (vor sich). Was seh ich! Ich bin erstaunt!

Arist. Da, meine Tochter! ließ dieses schöne Schreiben.

Henriette (liest). „Mein lieber Herr Valer. (vor sich) Ach! Ich Unglückliche!

Arist. Nur weiter.

Henriette (liest). „Wie? Seit einem ganzen Monate habe ich Sie nicht gesehen?

Ariſt. Du ſagteſt erſt, daß Herr Valer ein ſo gutes Herz hätte, und er kann doch ſo hart ſeyn, und ſeine Gebieterinn einen ganzen Monat ſchmachten laſſen. Weiter.

Henriette (lieſt). „Das verräth ſehr wenig Zutrauen. „Iſt das die Belohnung der Zärtlichkeit, die ich gegen Sie „habe blicken laſſen?

Ariſt. Sie müſſen ein recht ſteinernes Herz haben, Herr Valer!

Valer, (vor ſich). Himmel! wie ſehr werde ich erniedriget!

Henriette, (lieſt). „Undankbarer! Schreiben Sie „mir, ob ich Sie heute gewiß ſehen ſoll, wie Sie mir verſprochen haben.

Ariſt. Was haben Sie doch für ein kurzes Gedächtniß, Herr Valer! Sie dringen ſo ungeſtüm in mich ein, Ihnen heute Henrietten zu geben, und bedenken nicht, daß Sie ſchon bey einer andern Schönen auf heute engagirt waren.

Valer. Ich möchte für Schaam in die Erde ſinken!

Henriette, (lieſt). „Ich hoffe es von Ihnen, wo „Sie nicht anders alle Bande der Erkenntlichkeit und Hochachtung zerriſſen haben.

Ariſt. Die ſchreibt ſo ziemlich die Wahrheit.

Henriette, (lieſt). „Zerriſſen haben, die Sie der„jenigen zeitlebens ſchuldig ſind, (vor ſich) o das iſt kaum auszuſtehen! (lieſt weiter) „die ſich mit Zärtlichkeit nennt „Ihre treue Gräfinn.„ (Zu Ariſten) Erlauben Sie, Herr Vater, daß ich dieſen Brief behalten dürfe.

Ariſt. Wo iſt nun der treue Valer? (Eine Stille von wenigen Augenblicken.)

Valer, (der ſich Henrietten nahen will:) Gnädiges Fräulein!

Henriette. Gehen Sie, Verräther! Opfern Sie Ihre Flammen derjenigen auf, die vielleicht das erste Recht auf Ihr Herz haben mag. Ich kenne sie nicht. Wer sie aber auch ist, so habe ich mehr Mitleid mit ihr, als mit mir selbst. Gewissenloser! Können Sie mir ein getheiltes Herz antragen?

Valer. Zu Ihren Füßen beschwöre ich Sie!

Henriette. Stehen Sie auf, und schämen Sie sich!

Valer, (zu Aristen) Herr Arist! stehen Sie mir bey. (Zu Henrietten) Ach! schönste Henriette! ich will vor Ihren Augen sterben, wo nicht hinter dem ganzen Briefe ein Betrug steckt.

Henriette. Könnte das möglich seyn, Treuloser!

Valer. Ich will des Todes seyn, wo ich jemals eine andere liebe, als Sie, theureste Henriette!

Arist. Galimathias! So sprechen die Verliebten in der Hitze alle.

Valer. (hitzig.) Nicht alle, Herr Arist! (Er wirft sich vor Henrietten nieder, zieht den Degen, und spricht) Verlangen Sie mein Leben?

Henriette, (fällt ihm in den Degen.) Ach!

Arist. Was schreyst du? das hat keine Gefahr. Du darfst nur sicher auf die Degenprobe provociren. Es wird sie gewiß kein Verliebter an sich machen; er müßte denn ganz närrisch seyn. Pfuy! Herr Valer! Geschwinde, besehen Sie die Spitze und Schneide, und stecken Ihr Mordgewehr ein.

Valer, (der aufsteht.) Das ist zu viel!

Vierzehnter Auftritt.

Ariſt, Henriette, Valer, Geront.

Valer, (zu Geronten, der eben hereinkömmt) Kommen Sie, Herr Geront! Stehen Sie mir wider einen grausamen Vater und eine unerbittliche Liebste bey!

Geront. Was giebt es denn hier? Mein Bruder hat seine gelassene, beißende Miene, Henriette ist voller Betrübniß, und Sie, Herr Valer! scheinen mir gar verzweifeln zu wollen. Was gilt es, da ist die Karte verrathen?

Henriette. Welche Karte, Herr Geront!

Geront. Die unsere jungen Herren alle spielen, aber gemeiniglich so unbesonnen, daß sie andere mit ins Spiel gucken lassen.

Henriette. Erklären Sie sich deutlicher, Herr Geront!

Geront. Ey zum Henker! Muhme! das ist ja deutlich genug. Herr Valer hat mit einer gewissen schönen Gräfinn tete a tete gespielet. Sehen Sie, daß ich doch noch ein Wörtchen Französisch weiß, ohne daß ich bey Hofe gewesen bin: aber er hat die Karten so unbesonnen gehalten, daß mein Bruder ihm ins Spiel gesehen hat.

Ariſt. O! ich will dem Spiel bald ein Ende machen.

Henriette. Meinethalben mag er immerfort spielen.

Geront. Recht so, Muhme! Die Galanteriespiele Ihres Liebhabers müssen Ihrem Siege erst den rechten Glanz geben.

Henriette. Was sagen Sie, Herr Vetter! Nein, solche Begriffe habe ich nicht von der Liebe.

Geront. Possen! Mein Kind! Sie werden mit aller Ihrer Strenge die Herzen der Mannspersonen nicht um-

schmelzen. Das Flatterhafte ist die rechte Tinctur der Liebe: und Ihr Liebhaber besitzt dieses Verdienst im höchsten Grade.

Valer. Sie thun mir viel Ehre an, Herr Geront!

Geront. Nur nicht so blöde gethan, Herr Valer! Wenn alle Schelmenstreiche, die im Reiche der Liebe gespielet werden, den Hals gelten sollten; so würden wir vielleicht alle ohne Kopf herumlaufen.

Henriette. Ihr Spaß, Herr Vetter! ist sehr zur Unzeit angebracht.

Arist. Bruder! Ihr betragt euch nicht anders, als ob Ihr da Harlekinaden spielen wollt, wo es auf Ernst ankömmt.

Geront. Nun, was habt Ihr denn für Geheimnisse, die euch so ernsthaft machen?

Valer. Ich will es Ihnen ganz kurz sagen: Herr Arist hält mich mit einer gewissen Gräfinn in Verdacht, und will mir desfalls sein Wort nicht halten; und in Henriettens Augen bin ich vor lauter Gehorsam gegen ihren Herrn Vater ein Ungetreuer.

Geront. Nichts weiter, als das? Ich glaubte, Sie hätten Giftmischereyen vorgehabt. (Zu Arist) Bruder! zu Valerens Harlekinaden, die er mit der Gräfinn spielet, schicken sich meine Harlekinaden weit besser, als euer ernsthaftes Ansehen. (Zu Valeren) Beruhigen Sie sich, Herr Valer! beruhigen Sie sich. Ich nehme es auf mich, Henrietten wieder gut zu machen.

Valer. Ach! Versprechen Sie mir das?

Henriette. Das können Sie versprechen, Herr Geront? Haben Sie über mein Herz zu befehlen?

Geront. Behüte der Himmel! Muhme! Wer kann denn befehlen? Ich wette inzwischen Hundert gegen eins: Herr Valer soll noch heute Abend in Ihren Augen der liebenswürdige

dige, der artige, der getreue Mensch seyn, der er sonst gewesen ist.

Henriette. Dazu würde viel gehören.

Arist. Mein Bruder hat den Verstand verloren.

Geront. So? Eure Aufführung zeiget aber nicht, daß Ihr ihn gefunden habet, wenn ich ihn ja verloren hätte.

Arist. Meine Aufführung kann ich mit einem einzigen Beweise rechtfertigen, den Henriette in Händen hat.

Geront. Ihr meynt etwa den Brief von der Gräfinn?

Arist. Ja, eben den.

Geront. Der beweist nichts, als daß er nur euer Mistrauen vergrößert.

Arist. Eine schöne Auslegung.

Geront, (zu Henrietten.) Kurz, Muhme! ich werde die Gräfinn herbitten.

Henriette. Das wollten Sie? —

Valer. Herr Geront! Sie versprechen mir, alles wieder gut zu machen, und Sie können so grausam mit mir umgehen?

Geront, (zu Henrietten.) Ich werde sie gewiß herbitten; Sie sollen einander kennen lernen; und was noch mehr ist, die Gräfinn soll es mit ihren Augen sehen, daß Sie Valeren heyrathen.

Henriette. Das ist zu viel! Erlauben Sie, daß ich mich entferne.

Valer, (der sie aufhalten will.) Ach gnädiges Fräulein!

Henriette. Ich bitte Sie, folgen Sie mir nicht nach!

Funfzehnter Auftritt.

Arist, Geront, Valer.

Valer, (zu Geront.) Sehen Sie nun wol, was Sie gemacht haben?

Geront. O ja! aber ich sehe auch, was Sie machen. Schämen Sie sich! Wissen Sie noch nicht, daß das Verbot eines Frauenzimmers in diesem Stücke nichts als ein entgegengesetzter Wunsch ist? Geschwinde eilen Sie Henrietten nach.

Arist. Ich ersuche Sie selbst darum. Sagen Sie zugleich meiner Tochter, daß ich sie gern auf einige Augenblicke in meinem Zimmer allein sprechen möchte. (Valer geht ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Arist, Geront.

Arist. Kennt Ihr denn die Gräfinn, Bruder?

Geront. Besser, als jemand; und Ihr sollt sie auch kennen lernen. Sie hat sich nach der Mahlzeit bey mir melden lassen.

Arist. Ich will sie durchaus nicht sprechen.

Geront. O! Ihr werdet schon müssen.

Arist. Wer will mich dazu zwingen?

Geront. Die Liebe.

Arist. Habt Ihr mich zum besten, Bruder?

Geront. Ganz gewiß, die Liebe! Und zwar die zärtlichste Liebe, die nur immer möglich ist.

Arist. Possen! Kommt, ich will euch während der Mahlzeit das schriftliche Gericht dieser saubern Geliebten zu kosten geben. Ihr werdet keinen Appetit zu ihr bekommen, so bald Ihr nur den Brief mit Aufmerksamkeit gelesen habt.

Geront, (vor sich.) Er wird ganz anders sprechen, wenn er die Gräfinn nur erst kennen wird.

Ende des zweeten Aufzugs.

* *

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Johann allein, (mit großen Schlaghandschuhen und einem entsetzlichen Degen.)

Wahrhaftig, Johann, wer dich in dieser Rüstung sähe, sollte dich wenigstens für den Waffenträger des Don Quichot halten. Ha! Ich muß über mich selbst lachen. Ich fordere Heinrichen zum Zweykampf heraus; ich lege ein paar abscheuliche Fechterhandschuh an, und umgürte mich mit einem riesenmäßigen Degen; und habe gerade so wenig Herz, ihn zu ziehen, als ein Officier, der erst seit acht Tagen von seiner Mama zur Armee gereiset ist. Aber wenn nun zum Unglück Heinrich zur bestimmten Stunde erschien? — Ja, das wäre ein verhenkerter Streich! — Er ist mit seinem Herrn zu Felde gewesen. Er könnte leicht so viel Herz haben. Hm! als wenn alle die Herz haben müßten, die zu Felde giengen. Ich habe es ihm an seiner Physiognomie angesehen, daß er nicht kommen wird. Doch horch! Da kömmt jemand. Das ist er ganz gewiß. Nein, es ist Cathrine.

Zweyter Auftritt.

Cathrine, Johann.

Cathrine, (vor sich) Heinrich hat doch nicht gelogen; und da ist Johann in Lebensgröße. (laut) Sieh da! Johann!

Johann. Zu dienen, mein Engel!

Cathrine. Was zum Teufel! in einer solchen Rüstung! Was willst du?

Johann. Meinen Feind erwarten.

Cathrine. Und wer ist der?

Johann. Heinrich!

Cathrine. Ey du spaßest!

Johann. Ich spaße nicht.

Cathrine. Höre, mein guter Johann! Wenn du noch in deinem ganzen Körper nur ein Fünkchen gesunde Vernunft übrig hast, so geh und schäme dich. Lege dein Mordgewehr ab, und sey wieder klug. Denn kurzum, ich bin itzt der Heinrich, mit dem du es aufzunehmen hast. Die Händel haben meinetwegen ihren Ursprung genommen. Ich war die Hauptperson deines Streits, und folglich mußt du dich an mich halten. Ich bin dir so noch eine Antwort auf das saubere Billetchen schuldig, und die kann ich dir itzt zugleich mitgeben.

Johann. Ich thue alles ohne Vergeltung.

Cathrine. Ich nicht. Ich denke in diesem Stücke ganz anders. Hüte dich!

Johann. Wovor, meine Schöne?

Cathrine. Hüte dich! sage ich dir. Deine närrische Eifersucht könnte leicht das Vergeltungsrecht auffordern.

Johann. Aber zum Henker! mein Täubchen! Kann ein Verliebter, der noch dazu so rasend liebt, wie ich, wol ohne Eifersucht seyn?

Cathrine. Was denkst du denn mit deiner Eifersucht und mit deinem Mistrauen auszurichten?

Johann. Heinrichen und allen, die mein Glück stören wollen, den Hals zu brechen!

Cathrine. Hui! der mörderische Liebhaber! Adieu, Monsieur Johann! meinen Hals habe ich noch zu lieb.

Johann. Von deinem Halse, mein Engel! ist hier nicht die Rede!

Cathrine. Glaubst du wol, daß ich aller deiner Vorsicht ungeachtet, dich zum Hahnrey machen kann?

Johann. So?

Cathrine. Ja ganz gewiß. Und das Mädchen, das ihrem künftigen Argus von Ehemann, der wie du, mit Schlaghandschuhen und Degen vor ihrer Keuschheit Wache halten will, nicht das allerabscheulichste Hirschgeweih auf die Stirne pflanzt, verdienet, daß sie Zeit ihres Lebens Jungfer bleibt. Mein guter Johann! Sey unbekümmert. So lange Cathrine so noch nach der alten Mode weg denkt, wie sie in ihrer Familie von Ur-Ur-Mutter an gedacht haben; so lange wird deine Ehre keine Gefahr laufen.

Johann. Was du also vor kurzem hier im Saal mit Heinrichen spracheſt, das gieng mich gar nichts an?

Cathrine. Zu deiner Strafe sollte ich dich billig noch ein wenig ängstigen. Aber du daurest mich, und ich habe mit deiner Schwachheit Mitleiden. Nein, sage ich dir. Ja, Heinrich! Das wäre auch noch eine Figur für mich.

Johann. O ich lebe ganz wieder auf! Laß dich umarmen, mein Kind!

Cathrine, (vor sich). Was doch die Ueberredung eines Frauenzimmers für Gewalt über das Herz einer Mannsperson hat!

Johann. Was sagst du?

Cathrine. O ich freue mich heimlich über die Gewalt, die Johann über mein Herz hat.

Johann. Ach! das süße Herzchen, das!

Cathrine. St! Mich deucht, ich höre jemand. Gehe geschwinde und lege den abscheulichen Degen ab, damit du nicht lächerlich wirst. Ja, es ist Herr Geront. Geh doch! (Johann geht ab.)

Dritter Auftritt.

Geront, Cathrine.

Geront, (vor sich und sieht auf seine Uhr). Es ist beynahe um die Zeit, daß die Gräfinn sich bey mir hat melden lassen. (Laut zu Cathrinen) Was machst du hier, Cathrine!

Cathrine. Ich gebe allen meinen Gedanken Audienz.

Geront. Hast du denn viel Gedanken?

Cathrine. O! mein Herr! mehr als zwanzig Poeten nicht haben können!

Geront. Das glaube ich wol. In den Schriften von manchem dieser Herren sind die Gedanken oft eben so rar, als die Schaupfennige in einer Wechselbude! Aber mich deucht, du wareſt nicht allein, als ich kam, ich hörte eine gewisse Stimme —

Cathrine. Es war Johanns Stimme.

Geront. Wie? Hat er sich hier verkrochen?

Cathrine. Nein. Er ist wieder weggegangen. Er hat mir bloß seine Gedanken hier gelassen; die haben sich zu den meinigen gesellet, und schleichen und murmeln nun so leise in meinem Herzen herum. Sehen Sie, Herr Geront, spreche ich nicht recht erhaben?

Geront. O du verdienst den Lorbeerkranz! Doch mich deucht, es ruft jemand.

Cathrine. O nein!

Geront, (vor sich). Ich wollte nicht, daß das verzweifelte Mädchen die Gräfinn bey mir antreffen sollte. (laut) Was ist die Glocke?

Cathrine. Ich glaube, es hat sieben geschlagen.

Geront. Horch! Itzt ruft jemand!

Cathrine. Nicht doch, sage ich Ihnen. Aber ich merke, Sie wollen gern alleine seyn.

Geront. Du hast es errathen. Ja Cathrine! Ich möchte meinen Gedanken auch gern einmal Audienz geben.

Cathrine. Und Cathrine weiß zu ieben. (Sie macht einen tiefen Reverenz, und geht ab.)

Vierter Auftritt.

Geront (allein). Was mir die Gräfinn in ihrem Billet gemeldet hat, scheint von der äußersten Wichtigkeit zu seyn, und ich brenne recht für Verlangen, die nähern Umstände von ihr zu hören. Wenn es wahr ist, daß Valer — Doch da kömmt sie.

Fünfter Auftritt.

Die Gräfinn, Geront.

Die Gräfinn. (von einem Bedienten begleitet, der sich aber sogleich wieder entfernet.) Ich freue mich, mein Herr! daß ich heute durch Ihre Unterstützung so glücklich seyn soll, den Lohn aller meiner Erwartungen von demjenigen einzuerndten der auf mein Herz und meine Zärtlichkeit das erste Recht hat.

Geront. Gnädige Frau! Es soll mir nichts angenehmer seyn, als die Freude, Ihnen gedienet zu haben.

Die

Die Gräfinn. Sie denken sehr großmüthig, mein Herr!

Geront. (der ihr einen Stuhl reichet.) Setzen Sie sich, Madame! (sie setzt sich und neben ihr Geront, welcher fortfähret) Sie haben mir eine Entdeckung gemacht, die mich in Absicht meiner Muhme außerordentlich interessirt. Haben Sie dahero die Gnade und erzählen mir die Umstände Ihrer Geschichte, die gewiß nicht weniger interessant seyn muß.

Die Gräfinn. Mein Herr, ich halte Sie für einen rechtschaffenen Mann.

Geront. Das ist kein Vorzug, gnädige Frau! Rechtschaffen sollten alle Menschen seyn.

Die Gräfinn. Ach! freylich! und wenn sie das wären; so würde ich itzt nicht Ursache haben, den Verlust eines Ehegatten zu beseufzen, den ich zärtlich geliebt habe.

Geront. Entdecken Sie mir doch, wodurch Sie Ihren Gemahl verloren haben?

Die Gräfinn. Wider meinen Willen muß ich Ihnen die traurige Geschichte meiner Zärtlichkeit erzählen, die mich so viel Thränen gekostet, und mich durch nichts, als durch den Besitz eines einzigen Sohnes belohnt hat, den ich für tugendhaft halte. Sie sind ein rechtschaffner Mann, Herr Geront! Und Sie werden über mein Unglück erstaunen, und alle die Verachtung in Ihrem Herzen gegen die Wuth meiner Feinde mit fühlen, die meine Tage so elend machten.

Geront. Sie haben das größte Recht auf mein Mitleid. Ich hoffe aber nicht, daß Sie bey Ihren begüterten Umständen dasselbe bedürfen.

Die Gräfinn. Ach! Herr Geront! Was können Reichthümer und Ansehen für Heilung gewähren, (auf ihre Brust zeigend) wenn es hier blutet! Glauben Sie, kein

Schmerz

Schmerz ist empfindlicher, als den uns unsere eigene Verwandte verursachen.

Geront. Lebt Ihr Gemahl noch?

Die Gräfinn. Ob er lebt? Ach! Herr Geront! Wenn er noch lebte, so würde seine Ehegattinn nicht entfernt von ihrem Sohne, ihre Tage in Kummer und Thränen haben zubringen dürfen!

Geront. Haben Sie die Gnade, und eröffnen mir Ihr ganzes Herz. Ich verspreche Ihnen meinen völligen Beystand.

Die Gräfinn. Ich verlange nichts, als Ihr Mitleid. Ihren Beystand gebrauche ich nicht, wenn ich mir ihn auch gegen meine Feinde bedienen könnte. Sie müßten ein Mörder werden, Herr Geront!

Geront. Ich erstaune. Was sagen Sie?

Die Gräfinn. Ja ganz gewiß, Sie müßten ein Mörder werden, wenn Sie meine Rache nur einigermaßen unterstützen wollten. Aber nein! diesen elenden Trost mag ich nicht. Der gehört nur für Seelen, die eben so unmenschlich denken, als die Feinde meiner Ruhe. Könnte auch alle meine Rache mir den Verlust wieder ersetzen, den ich durch dasjenige erlitten, was mir das einzige Liebste auf der Welt gewesen ist? Sie sollen selbst urtheilen, mein Herr! ob es wol möglich wäre. Machen Sie sich nur geschickt, die traurigste Begebenheit zu hören, die jemals das Band der Ehe getrennt hat. Aber ich sehe zum voraus, ich ermüde Ihre Geduld.

Geront. Nein, gnädige Frau. Sie reizen meine Neubegierde! Ich bitte Sie.

Die Gräfinn. Ich war in meinem funfzehnten Jahre, als der Graf von Bertold sich um mich bewarb. So wenig Kenntniß des Herzens auch ein Frauenzimmer in diesen Jah-

ren von sich vermuthen läßt; so hatte ich doch schon die ganze Gemühtsart des Grafen erforscht, der meine Aeltern zuweilen besuchte, und der mein Bräutigam werden sollte. Er war ein ungestümer, hitziger Jüngling. Seine Erziehung widersprach seiner Geburt, und er war nur der letztern wegen ein vornehmer Mann. Meine Aeltern, die diese Verbindung gerne sahen, weil der junge Graf sehr reich war, suchten mich durch Vorstellungen und Liebkosen, und da diese nichts helfen wollten, durch Drohungen, und durch das stolze Ansehen zu überreden, das sich die Aeltern sehr oft über die Herzen ihrer Kinder anmaßen. Ich konnte zu niemand, als zu meinen Thränen Zuflucht nehmen. Ich fiel meinem Vater zu Füßen, ich beschwor meine Mutter bey aller Zärtlichkeit, die sie jemals für mich gehabt, mich nicht an einen Mann zu verkaufen, dessen Gemüthsart der meinigen so sehr zuwider wäre. Allein umsonst! der Tag zur Hochzeit war angesetzt. Bertold, der inzwischen wol sahe, wie wenig Anspruch er auf mein Herz machen konnte, suchte seinen jüngern Bruder, den Graf von Meran zu vermögen, für ihn bey mir das Wort zu reden. Sie kamen an einem Nachmittag beyde. Den Graf Meran hatte ich noch nie gesehen. Aber, Herr Geront! was für ein Unterschied zwischen ihm und Bertold. Der Graf Meran war der wohlgebildeste, sittsamste und verständigste junge Mensch, den ich nur gesehen habe. Gleich sein erster Anblick machte mich verwirrt. Er sprach inzwischen zum Besten seines Bruders; aber ich merkte wol, daß es mit seinem Herzen eben so beschaffen seyn mußte, als mit dem meinigen. Er sprach mit so viel Gleichgültigkeit, daß auch Bertold die Verwirrung merkte, und für sich nicht viel Gutes prophezeyte. Ich beantwortete seinen Antrag so, wie mein Herz es mir eingab. Ich gestand ganz aufrichtig, daß ich nicht glaubte, mit einem

Manne glücklich zu seyn, gegen dessen Zärtlichkeit ich nicht mehr Neigung verspührte. Bertold, der sich eine solche Antwort vermuthen war, verließ uns plötzlich, mit allen Merkmaalen des verachteten Stolzes auf seinem Gesichte. Der Graf Meran blieb bey mir, und alles was die Liebe nur Reizendes und Ueberredendes zu sagen wußte, das sagte er. Ich zitterte auf einige Augenblicke darüber, daß der Nebenbuhler des Bertold sein eigener Bruder war, aber ich erholte mich bald; und kurz, wir schwuren einander eine ewige Liebe. Der Tag zu meiner Vermählung mit Bertold ward inzwischen, ohngeachtet meines Widerstrebens, angesetzt. Noch vierzehn Tage, alsdann sollten mich die unauflöslichsten Bande mit einem Manne fesseln, den ich itzt hassen mußte, da ich ihn nicht lieben konnte. Den Abend vor diesem traurigen Tage, meldete mir Meran durch ein Billet, daß es itzt bey mir stünde, den Verfolgungen seines Bruders und der Grausamkeit meiner Aeltern zu entgehen. Kurz, wir wurden eins, und Meran entführte mich. Wir flüchteten nach England, änderten unsere Namen, und mein Gemahl fieng mit unserm wenigen Vermögen, das wir mitgenommen hatten, an, zu handeln. Sie wissen, Herr Geront! daß der Adel in England nicht wie bey uns durch den Handel erniedrigt zu werden glaubt.

Geront. Bey uns, gnädige Frau! legt man wie in Frankreich lieber bey sechszehn Ahnen geruhig die Hände in Schooß, und hungert ganz stolz auf Gottes Barmherzigkeit weg.

Die Gräfinn. Nachdem mir der Himmel nach dem ersten Jahre unserer Vermählung einen Sohn gegeben, so lebten wir noch fünf Jahre in der größten Zufriedenheit, und wir gewannen erstaunende Summen. Aus Deutschland hatten wir weiter keine Nachrichten, als daß Bertold und mei-

ne Aeltern nichts unterlassen hätten, uns auszukundschaften. Aber Herr Geront! wie werde ich im Stande seyn, Ihnen dasjenige, was nun folgt, ohne Thränen zu erzählen! Ach lassen Sie mein Herz durch einige Thränen sich erst Luft machen. (Sie weint) O daß doch niemals eine Frau die Angst und den Kummer erfahren möge, der sich damals meiner Seele bemeisterte. Ach! ich Elende!

Geront. (vor sich). Ihr Schicksal muß ganz außerordentlich seyn. (laut) Sie dauern mich, gnädige Frau! doch erholen Sie sich! vielleicht sind Ihre Leiden nun geendigt.

Die Gräfinn. Ach! Herr Geront! Wie wäre dieß möglich? Hören Sie nur die Ursache meines Jammers. Ach! ich zittre. — (Sie hält eine Weile inne) Herr Geront!

Geront. Fassen Sie sich, Madame! Es bleibt Ihnen doch noch der Trost des Himmels, wenn gleich menschliche Tröstungen sie nicht unterstützen können.

Die Gräfinn. Ja, Herr Geront! der bleibt mir. Ich weiß es gewiß; und ohne seine Gnade, würde ich längst unter der Last meiner Schmerzen haben erliegen müssen. Doch ich wollte Ihnen ja die Ursache derselben entdecken. An einem heitern Sommerabend, als mein Mann Geschäfte halber mich nicht begleiten konnte, gieng ich mit meinem Sohne, der eben sechs Jahr alt war, an den Ufern der Themse spatziren. Ich machte mir tausend reizende Bilder von der Glückseligkeit, die ich in dem Besitze meines Mannes, und in der Zärtlichkeit des theuersten Pfandes besaß, das ich an der Hand führte. Ich machte die lebhaftesten Entwürfe von dem Anwachse dieses meines Glückes. In diesen Gedanken kam ich vor mein Haus, und ich fand es verschlossen. Ich mochte rufen und klopfen: alles war umsonst. Ich sahe mich endlich genöthiget, durch Hülfe der Nachbarn die Hausthüre zu erbrechen. Aber, o Himmel!

wi-

wie groß war meine Bestürzung! die zween redlichen Bedienten meines Gemahls lagen auf der Thiele erschossen. Ich erhob ein lautes Geschrey, und flog nach dem Zimmer meines Mannes. Gott! welch ein Anblick! mein Gemahl schwamm in seinem Blute. Ich stürzte auf ihn. Ich konnte nicht reden; bloß mein Herz und meine Augen sprachen. Er röchelte, und ich merkte, daß noch Leben in ihm war. Er reichte mir seine Hand, die ich mit tausend Thränen netzte. Er sammlete noch die letzte Kraft und sprach: Ich sterbe, theuerste Mariane! ich sterbe, und bedenke nur, durch wessen Hände! Bertold ist mein Mörder! —

Geront. Das ist erschrecklich!

Die Gräfinn. Ja, Herr Geront, der Treulose hatte alles angewandt uns auszuforschen, unsere Ruhe zu stören, sich zu rächen, und durch einen Brudermord seine Laster zu versiegeln.

Geront. Und Ihr Gemahl, gnädige Frau?

Die Gräfinn. Mein Gemahl? Ach! ich mußte ihm bey allem, was heilig ist, versprechen, mich der Wut seines Bruders nicht aufzuopfern, und auch sein Kind dieser Rache nicht bloß zu stellen. Als ich dieß gethan, so lächelte er mir seinen Segen zu, küßte sein Kind mit den kalten Lippen des Todes, und verschied in meinen Armen.

Geront. Welch eine entsetzliche Geschichte!

Die Gräfinn. Ist sie nicht fast die einzige in ihrer Art?

Geront. Aber was faßten Sie darauf für einen Entschluß?

Die Gräfinn. Meinen Sohn that ich nach Holland; und ließ ihn daselbst unter einem fremden Namen erziehen. Die Güter meines Mannes machte ich zu Gelde, begab mich einige Zeitlang nach Frankreich, bis ich endlich vor einiger Zeit, und nachdem ich von den Umständen meines Sohnes gern in der Nähe einige Nachricht einziehen, und selbst prü-

sen wollte, ob er das Herz seines Vaters, oder den schändlichen Charakter seines Onkels geerbt, mich hier niedergelassen habe. Wie groß war meine Freude, als ich in Valeren den rechtschaffenen Jüngling fand, der den Gesinnungen des Grafen von Meran so ähnlich ist.

Geront. Wie wird Herr Valer erstaunen, wenn er in derjenigen, die er als seine Geliebte angesehen, seine Mutter erblicken wird!

Die Gräfinn. Die kleine List, ihn in mich verliebt zu machen, ward von mir sehr wohl überlegt. Eben so überlegt, als daß ich ein Billet von mir in Herrn Aristens Hände kommen ließ.

Geront. Aber gnädige Frau! was hatten Sie für Ursache, sich ihrem Herrn Sohn nicht ehe zu erkennen zu geben? Und halten Sie mir zu Gnaden, warum unterstützten Sie ihn nicht so, als es sein Stand erfodert?

Die Gräfinn. Ich habe mich mit Fleiß bis auf eine gewisse Zeit verborgen halten wollen. Er weiß nicht anders, als daß seine Mutter längst gestorben, und daß der Kaufmann in Holland, durch den ich von Zeit zu Zeit einige Wechsel an ihn übermachen lassen, als ein Verwandter von ihm, aus christlichem Mitleiden ihm während seines Feldzuges unter die Arme gegriffen. Ich wollte ihn durchaus nicht wissen lassen, wie begütert er sey, um erst seine Prüfungsjahre auszuhalten. Es ist immer besser, wenn ein junger Mensch, der die Welt noch nicht recht kennt, nicht gleich alles in Ueberfluß hat. Mit mancher unserer jungen Herren ihrer Gesundheit und ihrem Gewissen würde es besser stehen, wenn sie in ihren Jünglingsjahren nicht gewußt hätten, daß sie von vornehmen Aeltern geboren wären. Betrachten Sie nur die Erziehung der meisten dieser Leute, und sagen mir, ob ich nicht Recht habe?

Geront. Davon ließen sich Folianten schreiben. Aber gnädige Frau, was ist nun Ihr Vorsatz?

Die Gräfinn. Mich Valeren zu erkennen zu geben, seine Heirath mit Henrietten zu billigen, und Herr Aristen wegen seines Mistrauens ein wenig zu bestrafen.

Geront. O thun Sie das, Madame! Thun Sie das. Mein Bruder verdient schon ein wenig gestraft zu seyn.

Die Gräfinn. Wollten Sie wol die Güte haben, und mir Valeren herschicken. (Sie steht auf.)

Geront. Den Augenblick, Madame!

Die Gräfinn. Aber bewahren Sie mein Geheimniß?

Sechster Auftritt.

Die Gräfinn. (allein) Ach! nach so vielem Kummer wird das der erste Augenblick einer süßen Entzückung für mich seyn. Welch ein Sieg für mein Herz, wenn ich meinen Sohn mitten in der Nachricht, die ich ihm von seinen Aeltern geben werde, als Mutter überrasche! Ach! wie süß ist es, Mutter zu seyn! Aber wie theuer, wie theuer, ist mir dieser Name zu stehen gekommen; wie viel Aufopferung, wie viel Thränen hat er mich gekostet! Valer wird gewiß über meine Dreistigkeit, ihn aufzusuchen, erstaunen; er wird mich ohne Zweifel seinen Verweisen bloßstellen. Ich verdiene diese kleine Demüthigung einigermaßen, wegen meines so lange verschobenen Geheimnisses. Aber getrost, die zärtliche Mutter des Grafen von Meran soll alles wieder gut machen, was die stolze Gebieterinn des Valers verdorben hat. Da kömmt er. Ich muß mich durchaus zwingen, ruhig zu seyn.

Siebenter Auftritt.

Valer. Die Gräfinn.

Valer. (sehr eilfertig und in einem etwas hitzigen Ton). Wie? gnädige Frau! In Aristens Wohnung?

Die Gräfinn. Vergeben Sie meinen Vorwitz, Herr Valer! Ich bin hergeeilt, aus Ihrem Munde die Antwort auf das Billet zu hören, das ich heute Vormittag an Sie geschrieben.

Valer. (spöttisch) Und an Herrn Aristen addreßirt haben? Nicht wahr? O Sie haben mir einen sehr ruhigen Tag gemacht!

Die Gräfinn. (in eben dem Ton). Ich freue mich darüber.

Valer. Ich verdiente es auch wohl, dem Mistrauen des Herrn Arist bloßgestellt zu werden. Es ist wahr, ich habe Sie geliebt, gnädige Frau, und ich werde Sie zeitlebens hochschätzen. Aber ich muß Ihnen nur sagen, daß die stolze Art —

Die Gräfinn. Ich, stolz?

Valer Ja, die stolze Art, mit der Sie mir begegnet, hat mich auf einen ganz andern Entschluß gebracht.

Die Gräfinn. Ich billige Ihren Geschmack. Das Mädchen ist zwar nicht reich; aber so viel ich von Herr Geronten weiß, soll sie ein ganz gutes Herz haben.

Valer. Demüthigen Sie mich nur, Madame! demüthigen Sie mich nur! diese Gleichgültigkeit bekömmt in Ihrem Munde einen allerliebsten Ton. (Bitter) O! man kann sehr leicht einen solchen Ton annehmen, wenn man den Mangel der Zärtlichkeit durch baare Summen zu ersetzen weiß.

Die Gräfinn. (hitzig) Was sagen Sie?

Valer. Daß Sie mich nie geliebt haben, daß Sie mich nur in Ihre Fessel gezogen, um durch Ihre Wohlthaten mich zu Ihrem Sklaven zu machen, daß Sie —

Die Gräfinn. Halten Sie ein, Herr Valer! Es ist Zeit, daß ich Sie aus einem Irrthum reiße, in welchem Sie bisher gesteckt haben.

Valer. Wie so, gnädige Frau!

Die Gräfinn. Seit wie lange sind Sie aus Holland?

Valer. Seit — seit dem letzten Kriége.

Die Gräfinn. Hieß ihr Anverwandter zu Rotterdam nicht Arnold?

Valer. Ja! aber wozu das?

Die Gräfinn. Hat er Ihnen nichts von Ihren Aeltern erzählt?

Valer. (seufzt). Ach! Ja. Aber warum fragen Sie mich darnach?

Die Gräfinn. Was sagte man Ihnen?

Valer. Daß ich die unglückliche Frucht eines noch weit unglücklichern Vaters sey. (Die Gräfinn wendet sich etwas Seitwärts, um eine Thräne zu verbergen.) Was seufzen Sie, Madame!

Die Gräfinn. Fahren Sie fort, Herr Valer!

Valer. Er entdeckte mir, daß mein Vater meuchelmörderischer weise von einem Unbekannten, dessen Namen er mir aber nie hat nennen wollen, ermordet sey, daß meine Mutter kurz darauf verstorben, und eine Anverwandtinn in England sich meiner angenommen, und von Herrn Arnolden mich habe erziehen lassen.

Die Gräfinn. Kennen Sie diese Anverwandtinn nicht?

Valer. Ich habe Sie nie gesehen!

Die Gräfinn. Sie hätten sie nie gesehen?

Valer. Aber, (vor sich). Was für ein Geheimniß steckt darunter? (laut) Gnädige Frau, entdecken Sie mir. (vor sich) Ich weiß nicht! (laut) Sind Sie vielleicht —

Die Gräfinn. Ja, Herr Valer! Ich bin —

Valer. Ach! ich sterbe zu Ihren Füßen!

Die Gräfinn. Stehen Sie auf, Herr Valer! Seyn Sie ruhig. Ich bin diese Anverwandtinn. Um zu sehen, ob sie der Geburt ihres Vaters auch würdig denken möchten, habe ich Ihre Aufführung in der Nähe wollen kennen lernen. Ich wußte dieß nicht besser anzufangen, als daß ich Sie in mich verliebt machte. Die Liebe, Herr Valer! ist eine Leidenschaft, die über kurz oder lang auch die verborgensten Falten unsers Herzens entwickelt.

Valer. (der ihr die Hand küßt). O würdige Frau!

Die Gräfinn. Ja, liebster Valer! bloß aus dieser Ursache bat mich Ihre Mutter, diese Reise hieher zu thun.

Valer. Was sagen Sie? meine Mutter?

Die Gräfinn. Ja!

Valer. So hat mich Arnold betrogen?

Die Gräfinn. Herr Arnold ist ein ehrlicher Mann, und keines Betrugs fähig; zu allem, was er gethan, hat er Befehl gehabt.

Valer. Sie lebt? Und kann eines Sohns vergessen, der während des langwierigen Krieges alle Lasten des Schicksals ausgestanden? der unverdienter Weise seinen Abschied erhalten, und itzt bloß von dem Eigensinne eines Mannes abhängt, dessen mistrauisches Herz ihm den Besitz seiner ganzen Glückseligkeit verweigert?

Die Gräfinn. Ach! sie vergißt Sie nicht.

Valer. Aber warum; ich beschwöre Sie, warum verbirgt sie sich vor mir? Ich will mich zu ihren Füßen wer-

werfen, und sie wird den kindlichen Thränen nicht widerstehen. Meine Zärtlichkeit soll ihr die Augenblicke leid machen, die ich so lange von ihr entfernt habe zubringen müssen. Sie wird der Stimme der Natur Gehör geben.

Die Gräfinn. Ach!

Valer. Wie? scheuen Sie sich, mir zu antworten? (Kniet vor ihr) Ach, quälen Sie mich nicht länger, gnädige Frau!

Die Gräfinn. (die ihre Hände auf Valerens Schulter sinken läßt, und sich über ihn beugt.) Ach! mein Sohn! —

Valer. Ach! meine Mutter! (Er fällt ihr in die Arme, küßt darauf ihre Hand, und die Gräfinn hebt ihn auf.)

Die Gräfinn. Ich danke dem Himmel, daß ich dich so sehe, wie ich mir dich immer gewünscht habe. Er giebt itzt der zärtlichsten Mutter den tugendhaftesten Sohn. Sey ein ewiger Freund der Tugend, mein Sohn! Sie ist der schönste Schatz, den du haben kannst. Bloß sie, und die edlen Gesinnungen, die sie deinem Herzen einflößet, können dich vom Pöbel unterscheiden. Und wenn dir einmal das Glück zuwider seyn sollte, wenn es dich von der Höhe herunterstürzen sollte, darauf es dich vielleicht setzen könnte; so wirst du doch immer durch deine Art zu denken, über das Glück erhaben seyn.

Valer. Ach! in Ihnen, theuerste Mutter! habe ich alles, Tugend und Glückseligkeit gefunden. Aber liebste Mutter! warum? — Doch nein, Sie haben vielleicht Ihre Ursachen gehabt!

Die Gräfinn. Ich merke schon, was du mich fragen willst? Rede!

Valer. Was für ein erstaunender Zufall hat für mich diese Glückseligkeit so lange verzögert?

Die Gräfinn. Die Furcht vor der Rache eines Wüterichs.

Valer. Rache? ein Wüterich?

Die Gräfinn. Ach! aus Ursachen, die ich dir schon einmal erzählen will, und aus welchen du, und alle junge Liebhaber Lehren der Vorsicht für sich ziehen können, ward dein Vater von einem Nebenbuhler umgebracht, dessen Hände wir beyde, und so wollte es die Nothwendigkeit, einer von dem andern getrennt, entfliehen mußten.

Valer. Nennen Sie mir diesen Unmenschen. Ich will Sie rächen. Ach! nennen Sie mir ihn. Wer ist er?

Die Gräfinn. Der Graf Bertold!

Valer. Wer? Der Minister, der Aristen gestürzt hat?

Die Gräfinn. Ja, dieser Unglückliche stieß den Dolch in das Herz seines unschuldigen Bruders.

Valer. Ach! halten Sie ein, gnädige Frau! (Gesetzt) Ich habe genug, der Himmel zeigt mir einen Weg, der Unschuld ihre Rechte wieder zu geben. Itzt kann ich der Tugend einen dreyfachen Dienst erweisen. Bertold hat Aristen, den redlichsten Bedienten verfolgt und gestürzt. Er hat durch einen Brudermord mir einen Vater geraubt. Er hat meiner Mutter ihre Tage voll Kummer gemacht — Wie viel Laster in einem einzigen Bösewicht! Es geschieht der Tugend, es geschieht der ganzen menschlichen Gesellschaft ein Dienst, solch Ungeheuer zu vertilgen.

Die Gräfinn. Ich bedaure deine Hitze, mein Sohn! die ich nicht billigen kann, ohngeachtet sie vielleicht rechtmäßig ist. Kömmt es dir zu, das Werkzeug der Rache des Himmels zu seyn? Wer hat dir zu diesem schrecklichen Geschäfte den Beruf gegeben?

Valer. Die Natur!

Die Gräfinn. Nicht die Natur; deine Leidenschaft. Um einen Mord zu rächen, wolltest du einen neuen begehen?

Und an wem? An deinem nächsten Anverwandten? Nein, so wirst du nicht denken?

Valer. Ach könnte ich Ihnen doch nachahmen theuerste Mutter!

Die Gräfinn. Das kannst du gewiß, mein Sohn! Du sollst in deiner Mutter die beste Freundinn, und treueste Rathgeberinn finden.

Valer. (er kniet vor ihr und küßt ihr die Hand). Ach wie entzücken Sie mich!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Arist, (der aber gleich an der Thüre des Saals stehen bleibt und Valeren vor der Gräfinn knien sieht).

Arist. Die Treulosen! und in meinem Hause? das ist zu viel! (Er geht eiligst ab).

Valer. (der Aristen gewahr wird und ihm nacheilen will.) Ach! Herr Arist! Hören Sie, Herr Arist!

Die Gräfinn. (die ihn zurückruft). Bleib hier mein Sohn! dieß ist eine Frucht seines Mistrauens. Er untersucht nichts, sondern glaubt lediglich dem Schein.

Valer. Aber ich wollte Sie um des Himmels willen keiner unangenehmen Begegnung aussetzen. Herr Arist wird gewiß wiederkommen. Er wird verstärkt kommen, und über seinen Sieg triumphiren. Mich deucht, ich höre ihn schon. (ängstlich) Ach! Frau Mutter! lassen Sie mich seine erste Hitze allein aushalten. Begeben Sie sich in dieß Cabinett, und gönnen Sie meiner Zärtlichkeit den Sieg, den sich Arist von seinem Mistrauen verspricht.

Die Gräfinn. So komm! Was wollte ich nicht alles für dich thun?

Valer. Geschwind! Herr Arist kömmt schon.

Neunter Auftritt.

Arist, Henriette, Valer.

Arist, (im Hereingehen zu seiner Tochter). Siehst du, wie verwirrt er aussieht?

Valer, (vor sich). Ein Bösewicht würde in diesem Augenblicke zittern.

Arist, (der näher tritt, und sich zu Valeren wendet). Herr Valer! Ich muß ohne alle Umschweife mit Ihnen reden.

Valer. Und ich werde Ihnen ganz gelassen und ruhig zuhören.

Henriette. Wie sich der Treulose verstellen kann!

Arist. Heute sind es gerade anderthalb Jahre, daß Sie bey mir wohnen.

Valer. Ich weiß es sehr wohl, und ich erinnere mich Ihrer Gutthaten nicht ohne Rührung.

Arist. Ich sage Ihnen dieß nicht aus der Absicht, Ihnen etwas vorzurücken. Wenn ich mich Ihnen gefällig bezeigt habe; so habe ich nichts weiter gethan, als was ein jeder ehrlicher Mann dem andern schuldig ist. Allein, fragen Sie einmal Ihr Herz, und antworten mir, ob Sie mein Vertrauen —

Valer. Ihr Vertrauen? O Herr Arist! nur diese größte Wohlthat hat mir immer gefehlt.

Arist. Fallen Sie mir nicht in die Rede; sondern hören mich erst aus. Ihr eigen Gewissen, meine Tochter, die Sie beschimpfen —

Valer. Ich?

Henriette. Ach!

Arist. Und der Himmel, der alle unsere Handlungen sieht, alle die sollen Ihre Richter seyn. Haben Sie mich je

des

des Zutrauens gewürdiget, das ich von demjenigen mit Recht fordern kann, der mein Schwiegersohn werden will. Sie wechseln Briefe mit einer unbekannten Gräfinn, Sie wollen mein Haus plötzlich verlassen, und Sie haben sogar die Verwegenheit, in diesem Saale, nahe bey dem Zimmer derjenigen Person, der Sie Ihr Wort gegeben, vor den Füßen einer andern zu knien. Ich überrasche Sie, und da ich wiederkomme, und meine Tochter von der Untreue ihres Geliebten durch den Augenschein überführen will; so finden Sie Mittel, das Frauenzimmer aus dem Hause zu schaffen. Herr Valer! ich nehme mein Wort wieder zurück. Meine Tochter kann niemals die Ihrige werden. Das hieße die Galanterie zu weit treiben. Sie wissen nun meinen Entschluß, und können Ihre Anstalten darnach machen.

Valer. Ich würde meine Augen vor Scham nicht aufschlagen können, und Sie würden mich nicht besser haben bestrafen können, als mir alles dieses in Gegenwart derjenigen Person zu sagen, die ich anbethe, wenn Ihr Mistrauen wirklich gegründet, und meine Rechtfertigung so schwer wäre. Herr Arist! theureste Henriette! diese Gräfinn, vor der ich gekniet, ist meine ganze Rechtfertigung.

Arist. Sie schläfern mich nicht wieder ein.

Henriette. Die schöne Rechtfertigung!

Valer. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Gräfinn vorstellen darf?

Henriette, (gesetzt). Was werden Sie noch alles wagen? mein Herr!

Arist. Ich bin kein Kind, Herr Valer! Ich lasse mich nicht betrügen. Freylich werden Sie schon Ihre Rolle so eingekleidet haben, daß sie einer wahrscheinlichen Geschichte ähnlich sehen muß. Und was würde am Ende herauskommen? Ich sehe schon alles vorher. Die Gräfinn würde vorgeben,

sie sey etwa eine Anverwandtinn von Ihnen. Sie würde mich selbst um die Einwilligung mit meiner Tochter bitten. Sie, Herr Valer, würden sie heyrathen, aber nichts desto weniger in den Fesseln der Gräfinn bleiben. Die Liebe gegen Henrietten würde zuletzt bloß Pflicht, keine Neigung mehr seyn. Sie würden ein schlechter Ehemann, ein noch schlechterer Vater werden, und endlich das Register der Unglücklichen vermehren, die ihre Jugend in Ausschweifungen, und ihr Alter mit den quälenden Gedanken ihrer Jugendsünden zubringen. Herr Valer! Sie kennen mich.

Valer. Ja, Herr Arist! (Er geht nach dem Cabinet und sagt zur Gräfinn:) Kommen Sie, gnädige Frau, rechtfertigen Sie mein Herz, und reißen Sie Herr Aristen aus seinem Irrthume. (Die Gräfinn nähert sich erst Aristen und hernach Henrietten mit einer tiefen Verbeugung.)

Arist, (vor sich). Die Züge sind mir bekannt. (Laut) Madame! haben wir uns nicht irgendwo gesehen?

Die Gräfinn, (seufzt.) Ach! ja, Herr Arist!

Henriette. Welch ein neuer Zufall?

Arist. Sagen Sie mir. — Sind Sie nicht — Doch nein, die ist ja längst todt.

Die Gräfinn. Erinnern Sie sich noch des unglücklichen Grafen von Meran?

Arist, (der sie umarmt.) O! wie überraschen Sie mich! Herr Valer! Ach! meine Tochter! Das ist die würdigste und unglücklichste Frau, die ich in meinem Leben gekannt habe!

Valer. Aber auch die zärtlichste Mutter, die ich mir jemals würde gewählet haben!

Arist. Wie so?

Die Gräfinn, (auf Valeren zeigend). Das ist mein Sohn!

Henriette. Ihr Sohn?

Arist. Himmel! was sagen Sie?

Die Gräfinn. Ja, Herr Arist! das ist der Unglückliche!

Henriette. Ich erstaune.

Arist. Mich kostet die Flucht Ihres Gemahls, die ich vor meinem Bruder bis auf diesen Tag geheim gehalten, meine Ehrenstellen und mein Vermögen. Der unersättliche Graf Bertold wußte den Antheil, den ich daran genommen, und die Unterstützung, die ich Ihrem unglücklichen Gemahl geleistet hatte. Sie wissen, Madame! was ein beleidigter Minister wagen kann, der kein Gewissen hat, und bloß seine Rache zu befriedigen suchet. Kurz, ich mußte das Opfer seiner Rache werden. Man klagte mich dieses Raubes wegen an. Ich ward nicht gehöret, und wie konnte ich auch gehöret werden; ich hatte es mit dem zu thun, der das Ohr des Fürsten ist. Mein Vermögen ward eingezogen, und ich verlor meine Bedienung.

Die Gräfinn. Ich biete Ihnen mein ganzes Vermögen an.

Arist. Sie beschämen mich durch Ihre Großmuth. Doch Sie müssen mir alle Ihre Unglücksfälle erzählen.

Die Gräfinn. Die sind nicht kurz; und ich werde schon einmal Gelegenheit haben, Sie damit bekannt zu machen. Itzt aber kömmt es auf Sie an, mein Herr, mein erlittenes Unglück wieder gut zu machen.

Arist. Auf mich? Mit Freuden! Befehlen Sie nur.

Die Gräfinn. Mein Sohn liebt Ihre Fräulein Tochter.

Henriette. Ach! nun lebe ich wieder auf!

Die Gräfinn. Ich billige diese Wahl. (Zu Henrietten) Lieben Sie meinen Sohn?

Henriette. Ob ich ihn liebe? (Sie läuft zur Gräfinn und küßt ihr die Hand.) Ach! gnädige Frau! Schlüßen Sie aus meiner Entzückung auf mein Herz!

Valer. O! beste Mutter!

Die Gräfinn. Was sagen Sie? Herr Arist!

Arist. Es ist wahr, Madame! unsere Kinder lieben sich, und ich bin auch gar nicht abgeneigt, ihnen meine Einwilligung zu geben. Allein, ich habe doch meine Ursachen, die Vollziehung ihrer Heyrath bis auf eine gewisse Zeit zu verschieben.

Die Gräfinn. Und wie lange noch?

Arist. Bis ich werde todt seyn.

Henriette. Ach! leben Sie, Herr Vater! um einen so traurigen Preis mag ich Valerens Herz nicht.

Valer, (vor sich.) Der ewige Widerspruch!

Die Gräfinn. Und die Ursache?

Arist. Madame! Ich lebe hier allein mit meinem Bruder. Meine Tochter ist meine einzige Hülfe bey meinem kränklichen Zustande.

Valer. Herr Vater, erlauben Sie mir, daß ich Sie so nenne. Wir wollen beständig bey Ihnen wohnen.

Arist. Ganz gut! ganz gut! Ich rede aus der Erfahrung. Wenn ihr beyde, Sie, Herr Valer! und du, meine Tochter! erst mit nichts als mit eurer Liebe werdet beschäftiget seyn, wenn eine Familie dazu kömmt, wenn Geschäfte, Gesellschaft, Zerstreuung, und alle dergleichen Dinge, die uns unsere Stunden stehlen, euch eure Augenblicke erst so kurz zumessen, wo soll alsdann noch die Zeit der Sorgfalt für euren alten Vater herkommen? Ich traue eurem guten Herzen sehr viel, meine Kinder. Aber unter dergleichen Umständen, die ich euch eben erzählet habe, verfliegt die Liebe der Kinder gegen ihre Aeltern gemeiniglich wie ein Traum.

Heut zu Tage denkt die Jugend kaum daran, daß es alte Leute giebt.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen und Johann.

Johann, (mit einem Briefe an Aristen.) Von der Post.

Arist, (welcher erst stutzt, indem er den Brief liest, dann spricht er:) Himmel! wie gerecht sind deine Wege! Hören Sie nur, was mir mein Correspondent schreibt: „Ihr „Verfolger, der Graf von Bertold, ist in einem Zweykampf „geblieben. Der Hof hat kurz vor seinem unglücklichen Ende „das Unrecht entdecket, daß man Ihnen, mein Herr, zuge„füget. Man weiß auch, daß Herr Valer, der sich bey Ih„nen aufhält, der Sohn des unglücklichen Grafen von Me„ran ist. Ihre Güter wird man Ihnen wieder überliefern, „und ich hoffe sogar Ihre Bedienung, wenn Sie darum an„halten." — Was sagen Sie dazu?

Die Gräfinn, (zu Valeren.) Da kannst du sehen, mein Sohn, daß die Rache des Himmels deiner Hände gar nicht bedurfte.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen, Geront, Heinrich, Cathrine.

(welche die Neubegierde herbeylockt.)

Geront. Heysa! lustig! die Stürme haben sich gelegt. Der Wind bläst in die vollen Segel: und endlich kommt ihr in den Hafen.

Arist. Welch eine Veränderung, Bruder!

Geront. Die gnädige Frau ist die Mutter des Grafen von Meran. Herr Valer ist dieser Graf. Sein Onkel ist zur Hölle gefahren. Euch, Bruder, giebt man eure Gü-

ter wieder. Eben hat man es mir geschrieben. Und meine Muhme wird heute noch mit ihrem lieben Grafen zu Bette gehen. Seht Bruder! ich weiß alles.

Valer. Ach! Sie wissen noch nicht alles, Herr Geront! Mein Glück ist noch nicht entschieden! Herr Arist zieht es noch in die Länge.

Geront. Und die Ursache?

Valer. Er befürchtet eine Abnahme in unserer Zärtlichkeit gegen ihn, sobald Henriette die Meinige seyn wird.

Geront. Was für Grillen, Bruder!

Die Gräfinn, (zu Aristen.) Nehmen Sie mir meine Freymüthigkeit nicht übel, Herr Arist! Wir haben beyde die Absicht, unsere Kinder glücklich zu machen. Nicht wahr?

Arist. Ich habe auf nichts mehr gedacht.

Die Gräfinn. Wir haben auch beyde die Mittel, ihnen ihr Glück nicht sauer zu machen. Sie schützen zwar eine Ursache vor, warum Sie gerne wollten, daß diese Verbindung erst nach Ihrem Tode vollzogen würde, weil Sie besorgen, daß Fräulein Henriette sonst nicht die gehörige Sorgfalt für Ihr Alter mehr haben möchte, welche Ihnen so nothwendig ist. Allein, dieß ist eine bloße Frucht Ihres Mistrauens, das mir Herr Geront so deutlich geschildert hat. Da ich die Ehre haben soll, Ihre nächste Verwandtinn zu werden; so hoffe ich gewiß, Sie werden mir meine Gedanken, die ich von dieser Ihrer Schwachheit hege, nicht übel deuten.

Arist. Im geringsten nicht, Madame!

Geront. Das kann mein Bruder nicht, gnädige Frau, gewiß nicht!

Die Gräfinn. Sie haben sich selbst, Henrietten und meinem Sohne, viel unnöthige Quaal verursachet. Die Aufführung meines Sohnes schien Ihnen verdächtig. Aber hätten Sie es nur wie Ihr Herr Bruder gemacht, und nicht gleich

Argwohn geschöpft. Deswegen schrieb ich Ihnen. Warum konnten Sie nicht untersuchen? Es ist wahr, Ihr Mistrauen hat einen ganz guten Grund. Aber mit allem dem können sie doch betrogen werden. Es ist die erste Anlage zu einem Menschenfeinde. Sie verlangen, daß alle Menschen so denken sollen, wie Sie. Aber ist das wol möglich? Nehmen Sie mir es nicht übel. Ein Bischen Galle liegt mit darunter verborgen. Der Hof, Ihre und meine Anverwandte haben Ihnen die empfindlichsten Streiche gespielet; und nun sind Ihre Kinder und alle Menschen eben so undankbar, als der Hof und unsere Verwandte.

Geront. Bruder! die versteht Moral! Zehn Prediger, wenn sie über euren Charakter reden sollten, würden euch das nicht sagen. Sie hat bey meiner Ehre Recht. Ich habe es euch immer gesagt; aber mir wolltet Ihr nie glauben. Ich konnte es euch zwar nicht so fein sagen, inzwischen sagte ich es doch immer auf meine einfältige Art so weg. Aber bin ich wol gehöret worden? Schönen Dank!

Arist. So soll es itzt geschehen. Madame! Bruder! wenn ich gegen Valeren und gegen meine Tochter einiges Mistrauen habe blicken lassen; so ist es bloß aus Zärtlichkeit gewesen. Freylich, hat mein eigener Vortheil auch bisweilen mit Antheil daran gehabt. Allein wir wollen dieß nicht weiter untersuchen. Wir haben alle unsere Schwachheiten, und diejenigen sind, deucht mich, am unschuldigsten, die aus einer übertriebenen Liebe zur Rechtschaffenheit entspringen. Ich will alles wieder gut machen. Der Ehecontract soll sogleich aufgesetzt werden.

Valer, (zu Henrietten.) Wie glücklich bin ich, theureste Henriette!

Geront. Noch eins, sonst wird aus der ganzen Heyrath nichts!

Valer, (vor sich.) Nun kömmt der wieder mit seinen Hindernissen. (laut) Herr Geront! Ich meynte, Sie wollten unser Glück?

Geront. Was sonst?

Valer. Was wollen Sie denn mit Ihrer Bedingung? Lassen Sie es immer so gut seyn.

Geront. Nein, durchaus nicht! Ich werde doch noch wol Macht zu reden haben?

Die Gräfinn. Schweig, mein Sohn!

Valer. Ich möchte rasend werden!

Henriette. So sagen Sie doch nur, Herr Vetter!

Geront. Unter keiner andern Bedingung gebe ich meine Einwilligung, als daß ich die Hochzeit ausrichte, und das junge Ehepaar zehntausend Thaler zur Morgengabe von mir annehme.

Henriette und **Valer,** (fast zu gleicher Zeit.) Ach! Herr Vetter! Ach! Herr Geront!

Heinrich. Das ist ein Punct, der bey mir keine Schwierigkeit machen sollte!

Die Gräfinn. Welche Großmuth!

Arist. Abermals eine Probe von dem schönen, natürlichen Herzen meines Bruders!

Johann (zu Cathrinen.) Wenn wir doch auch so einen alten lieben Vetter hätten?

Cathrine. Wenn du ihn nicht hast; ich weiß keinen.

Johann. Wir haben in unserer Familie, seit wir von Ur-Ur-Vater an in adelichen Häusern gedienet, zwar noch nähere Verwandte, als Vettern bekommen; aber ich halte es doch immer lieber mit einem angebornen reichen Vetter, als mit einem durch die Hinterthüre der Liebe eingeschlichenen Schwager.

Arist, (zu Valeren, indem er ihn zu seiner Tochter führet, und ihre Hand in Valerens Hand schließt.) Empfangen Sie,

mein Sohn! und diesen süßen Namen werde ich Ihnen beständig geben; empfangen Sie die zärtlichste und tugendhafteste Frau aus den Händen eines Vaters, der ihr Herz selbst gebildet, und der heute die Früchte des guten Herzens so reichlich einerndtet. Seyn Sie der beste Ehemann. Lieben Sie meine Tochter, und lassen Sie das niemals bloß Pflicht werden, was Sie ihr bald vor dem Angesichte des Himmels aus Neigung versprechen wollen. Vergeben Sie mir die kleine Quaal, die ich heute Ihrem Herzen gemacht. Ich habe eben so viel dabey empfunden, als Sie. (Zu seiner Tochter) Und du Henriette! liebe deinen Mann mit aller Zärtlichkeit deines Charakters; aber vergiß auch nicht, einen kleinen Antheil dieser Zärtlichkeit für die Jahre deines alten Vaters aufzuheben. Der Himmel segne euch, meine Kinder! (Sie küssen ihm beyde die Hände,) (indem er sich zur Gräfinn wendet) Madame! Sie müssen bey uns bleiben! Wir wollen künftig nur eine Familie ausmachen.

Die Gräfinn. O mit Freuden!

Geront, (zu Johann und Cathrinen.) Ich sehe es diesen beyden Kindern an, daß sie was auf ihren Herzen haben.

Johann. Ach! ja, wir wollten auch gern mit zur Familie gehören.

Arist. Du, und Cathrine?

Cathrine. Ja, Herr Arist!

Henriette. Ich glaubte, du würdest dem Johann in deinem Leben nicht wieder gut.

Cathrine. Die Liebe zankt sich ja wol, gnädiges Fräulein!

Arist. Ich bin es zufrieden. Verheyrathet euch.

Johann. (der sich ganz schüchtern Geronten nahet.) Herr Geront!

Geront. Was willst du, Johann!

Johann. Um eine einzige Gnade möchte ich Sie ersuchen,

Geront. Laß hören!

Johann. Wollten Sie nicht nur auf einen Augenblick auch unser Vetter seyn?

Geront. Ich verstehe dich schon. Geh nur. Ich richte die Hochzeit aus, und gebe euch tausend Thaler zu eurer Einrichtung. (Sie küssen beyde Geronten die Hände.)

Heinrich. Zum Henker! daß sich noch kein Mädchen in mich verlieben will. Itzt könnte ich mir auch tausend Thaler erkuppeln.

Geront, (zum Johann.) Allein, ich habe eine einzige Bedingung dabey.

Johann. So?

Geront. Nie wieder in Cathrinen ein Mistrauen zu setzen.

Heinrich. Auch mich nicht wieder zum Duell herauszufordern.

Johann. O, mein Herr! tausend Thaler können alles Mistrauen aus dem Kopfe verbannen. Das Heyrathsgut, das eine Frau mitbringt, macht einem Manne eine recht eiserne Stirne. Er sieht, hört und fühlt gar nichts mehr.

Arist, (indem er der Gräfinn die Hand reicht, und sich gegen seine Kinder wendet): Kommt, meine Kinder!

Ende des Lustspiels.

Ich habe es beschlossen.

Ein Lustspiel

in drey Aufzügen.

Personen.

Eraſt.

Simon, Ein alter Seecapitain.

Arnold, Bruder des Eraſt.

Argant, des Arnold Sohn.

Leander.

Mariane, des Eraſt Tochter.

Ein Alter.

Jean, Leanders Bedienter.

Liſette, Kammermädchen der Mariane.

Der Schauplatz iſt in einem Saale des Eraſt.

Ich habe es beschlossen.

Ein Lustspiel in drey Aufzügen.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Simon. Arnold.

Arnold.

Mein Bruder weiß also noch nicht, wer ich bin?

Simon. Nein, sage ich Ihnen. Er hält Sie für einen ganz andern. Lassen Sie mich nur machen.

Arnold. Aber —

Simon. Aber ich habe es beschlossen; und damit ist es gut!

Arnold. Wenn er aber hinter die Sache käme?

Simon. So hat er es mit mir auszumachen. Beym Teufel! Ein Mann wie ich, der zwanzig Jahre auf der See mit den Elementen gekämpft, wird doch mit Ihrem Bruder noch wol auskommen, sollte ich meynen? Und wenn ich auch alle seine Ahnen, auf die er so stolz ist, mit dazu rechne.

Arnold. Er hat mich freylich in seiner Jugend nicht von Person gekannt.

Simon. Und wenn er Sie selber abgemahlt hätte; so hilft das nichts. Genug, ich habe es beschlossen; und ich will nun meinen Willen haben. Sie haben mir es einmal versprochen.

Arnold. Ich verspreche es Ihnen auch noch.

Simon. Nun gut, was streiten wir denn? Ihren Herrn Sohn habe ich auch schon gestimmt: aber es verdreußt mich, daß ich ihn immer in der Gesellschaft eines Laffen sehe.

Arnold. Des Herrn Leanders vielleicht?

Simon. Ja, wen meyne ich sonst.

Arnold. Junge Leute suchen gern ihres gleichen.

Simon. So? Ihr Sohn mag immerhin ein Thor seyn. Ich kann es ganz wol leiden, daß ein junger Mensch ein bischen Narrheit in seinen Manieren zeigt. Die flüchtigsten Bursche werden die gesetztesten Männer. Aber, mein guter Herr Arnold! es ist zwischen Narrheit und Narrheit ein Unterscheid.

Arnold. Freylich wol!

Simon. Ich habe die Menschen in den Jahren, da ich von ihren Thorheiten gelebt habe, ziemlich kennen gelernt.

Arnold. Das ist eine Frucht Ihrer Reisen.

Simon. Meiner Aufmerksamkeit wollen Sie sagen. Ich müßte mich, beym Henker! sehr irren, wenn ich diesen

Wildfang, den Leander, nicht gleich vom Kopf bis auf die Füße so ganz durchgesehen hätte.

Arnold. Was haben Sie denn an ihm entdeckt? Er ist munter, scherzt freylich manchesmal etwas zu frey: aber —

Simon. Er möchte so frey seyn, wie ein Gascogner; und er ist es auch eben so stark. Ja, er möchte immerhin scherzen und witzig seyn, wie ein Matrose! Man würde alsdann nur von ihm sagen: er wisse nicht zu leben: und man würde, wenn er in eine Gesellschaft wohlgezogener Leute käme, ihn höchstens sich zum Teufel scheren heißen: aber (indem er auf seine Brust zeigt) daß er auch von der Seite nichts taugt; das verdient, — ja, Herr Arnold! das verdient, daß ich ihm Seewasser zu saufen geben, und ihn den Wallfischen zum Morgenbrodt vorwerfen würde, wenn ich noch Schifscapitain wäre, und ihn unter meinem Commando hätte.

Arnold. Sollte Herr Leander, den mir mein Sohn immer als seinen besten Freund gerühmt hat, kein gutes Herz haben?

Simon. Darüber können Sie sich wundern? Ein gutes Herz ist eben eine so gar gemeine Waare nicht: und diejenigen, die am meisten damit prahlen, besitzen sie gemeiniglich am wenigsten. Ich will Ihnen nur ein Histörchen von Leandern erzählen, und Sie werden mir gleich Recht geben. Nachdem er seinen Vater, der erstaunende Summen an ihn gewandt, endlich arm und zum Bettler gestohlen; so versiegelt er seine Ausschweifung noch mit Undank und Verachtung. Hundert Thaler, womit der Böswicht seinen armen Vater hätte retten können, setzt der Schurke lieber auf das zweifelhafte Glück einer betrügerischen Karte: und der Vater würde umgekommen seyn, wenn ich mich seiner nicht angenommen hätte. Mit Thränen in den

Augen,

Augen, und mit Verzweifelung in seinen Gebärden kam er zu mir. Und weil ich von Natur, wider die Gewohnheit meiner Cameraden, der Seeleute, sehr weichherzig bin; so gab ich ihm ein kleines Capital, womit er nach Holland, und von da nach Indien gehen wollte: und nach der Zeit habe ich nichts weiter von ihm gehört. Unter uns geredt: es war meine Schuldigkeit, dem gutherzigen Narrn vom Vater beyzuspringen; denn er war ein weitläuftiger Anverwandter von mir. Aber wenn er es auch nicht gewesen wäre; wer weiß, ob ich es doch nicht auch gethan hätte. Inzwischen weiß Leander von allem diesen, und selbst von meiner Bekanntschaft mit seinem Vater nichts. Vielleicht aber kömmt einmal eine Zeit, da er es mit seinem Schaden erfahren wird, wenn alles so geht, wie ich es beschlossen habe.

Arnold. Ist das möglich?

Simon. Eben so möglich, als daß Sie noch heute wieder in Ihre alte Rechte treten, und Ihr väterliches Vermögen, das durch eine unrechtmäßige Enterbung Ihrem stolzen Bruder zugefallen ist, wieder erhalten sollen: denn ich habe es beschlossen.

Arnold. Ich sehe aber mit allem dem bey dieser Möglichkeit noch viel Unmögliches.

Simon. Ach Leute, die nur die Landluft gerochen, haben doch immer ein verzagtes Herz. Ich sage Ihnen ja, ich habe es beschlossen.

Arnold. Ja, wenn ich nur Ihren Entschluß erst recht eingenommen hätte.

Simon. Nichts ist vernünftiger als der. Ihr Herr Sohn hat um Marianen angehalten. Nicht wahr?

Arnold. Ja: ob er sie aber bekommen wird, sobald mein Bruder erfährt, wer er ist, das ist eine Frage?

Simon. Hierinn steckt eben der Knoten, den ich beschlossen habe, und den ich als ein ehrlicher Seecapitain gewiß auflösen will. Lassen Sie mich nur machen. Mariane ist ein gutes Kind: aber sie spricht nur ein bischen zu gelehrt, und sie kann den ganzen Tag nicht aus den Büchern kommen. Doch, desto besser schickt sie sich für Ihren Sohn, der, wie ich höre, auch aus den Büchern so viel Werks macht. Ich habe, Gott sey gedankt! außer ein paar Reisebeschreibungen, und meinem Seeatlaß kein einziges Buch gelesen: und ich will den noch sehen, der mir mit allen Bibliotheken einen natürlichern, und bessern Charakter einflößen soll. Ich habe zu Barbados unter den Sklavenhändlern edlere Gesinnungen angetroffen, als unter vielen unserer gesitteten Einwohner: und, ein Wort ein Wort! ein Mann ein Mann! Dieser alte Sittenspruch geht bey mir über alle Gelehrsamkeit.

Arnold. Er verdient es auch: ich halte selbst viel auf ihn.

Simon. Nun, so zeigen Sie heute einmal, daß Sie ihn recht in Ausübung bringen. Was, zum Henker! So lange schon haben Sie sich des Genusses Ihrer rechtmäßigen Erbschaft beraubt, blos weil Ihr alter Thor vom Vater, Gott habe ihn selig! in dem Wahn stand, Sie beschimpften Ihren Adel, wenn Sie ein armes Bürgermädchen heyratheten. Inzwischen hätte Ihr Bruder das Unrecht eines grausamen Vaters längst wieder gut machen sollen, wenn ihn nicht seine stolze Denkungsart zum Mitleid ganz unfähig machte. Er ist zwar ihr Bruder: aber Gott verzeih mirs! ich würde ihn mit Freuden betteln gehen sehen, damit er nur einmal erführe, daß keine Stacheln so sehr schmerzen, als Armut. Daß doch die Herzen der meisten reichen Leute sich noch weniger schmelzen lassen, als das Metall, das sie

so gut zu schmelzen wissen! In meinen Augen ist der arme Tugendhafte allein der ehrwürdige Mann; und ein reicher Schurke die nichtswürdigste Last auf dem Erdboden. Sie halten mich ohne Zweifel ein bischen für geschwätzig, Herr Arnold! Und dieß ist auch vielleicht der einzige Fehler, der mir schwer abzulegen wird: aber daran ist nicht mein grämlicher Charakter, sondern Leute, die Ihrem Herrn Bruder so gleich sehen, Schuld. Da kömmt Ihr Herr Sohn. Ich will Sie mit ihm allein lassen.

Zweyter Auftritt.

Arnold. Argant.

Argant. Zu welcher Zeit, liebster Herr Vater! kommen Sie hierher?

Arnold. Gerade zu der bequemsten und besten Zeit, mein Sohn!

Argant. Hat Ihnen Herr Simon —

Arnold. Er hat mich von allem unterrichtet; auch von deiner Liebe gegen Marianen.

Argant. Und Sie billigen sie also?

Arnold. Ich bin Vater; und ich werde nie Tyrann seyn. Liebe Marianen; entdecke ihr deine Leidenschaft; suche sie zu gewinnen; und überlaß dem Herrn Simon und mir das Uebrige.

Argant. O bester Vater!

Arnold. Vor allen Dingen aber verheele ihr dein Schicksal, daß du nämlich von einem Vater abstammst, der itzt auf der Höhe des Glücks stehen könnte, wenn nicht ein unversöhnlicher Vater, und nach ihm, ein eben so harter Bruder seiner Glückseligkeit im Wege gewesen. Prahle mit deinen erdichteten Glücksgütern so gut du nur kannst.

Herr Simon wird dir treulich beystehen: und am Ende wirst du erfahren, daß dieser kleine Betrug erlaubt und nothwendig gewesen ist. Gehorche mir! Deine ganze Wohlfahrt beruhet auf deinem Gehorsam.

Argant. O, den haben Sie schon längst: fodern Sie auch mein Leben!

Arnold. Beruhige dich! Es wird bald der Augenblick kommen, da ich dir mehr werde sagen können: und alsdann werden ein glänzendes Glück, und eine rechtmäßige Verbindung alle die Zärtlichkeit bezahlen, die du itzt für mich hast.

Dritter Auftritt.

Argant, (allein)

Was hat mein Vater für Geheimnisse! Er billiget meine Liebe mit Marianen; und wider alle seine Gewohnheit befiehlt er mir sogar, gegen den Vater meiner Liebsten, und gegen sie selbst einen Betrug zu spielen. Herr Simon scheint mir einige Tage her so zweydeutig zu sprechen. Das ist sonst des Mannes Art gar nicht — Sollte etwa gar — Er nimmt sich meiner Liebe mit einem Eifer an; — jedoch, er thut ja alles mit einer gewissen Hitze: das ist seine Temperamentsneigung — Aber die Rolle, die mein Vater bey dieser Verbindung spielen wird? — Mag sie doch seyn, wie sie will; wenn mir nur Mariane zu Theil wird.

Vierter Auftritt.

Argant, Leander, Jean.

Leander, (ganz außer Athem.) Zum Henker! Argant! ich habe dich mit meinem Kerl allenthalben aufgesucht! Ich vermuthete dich, wie es einem braven jungen Menschen gebührt, hinten in dem kleinen Hölzchen mit einem Strick Windhunden: und du wanderst hier als ein Einsiedler im Saal herum, und fängst Grillen.

Argant. O, ich bin niemals allein, wenn ich so bin.

Leander. Pfuy! das war schon wieder ein pedantischer Brocke. Wirst du denn deine verrostete Schulgelehrsamkeit nicht endlich einmal ablegen. Laß doch den gelehrten Quark mit deinen Universitätsjahren fahren. Für das Bürgervolk mag dergleichen Schulfüchserey noch mitgehen: aber ein braver Junker, wie du und ich; weißt du, was dessen Hauptgeschäfte seyn muß?

Argant. Nein. Laß doch hören.

Leander. Jagen, spielen, Schulden machen, tändeln! —

Argant. Vortreffliche Eigenschaften!

Leander. A propos! Weil ich eben vom Tändeln sprach: sage mir doch, Argant, habe ich recht gehört, daß du dich verheyrathen willst?

Argant. Ja, man hat dir die Wahrheit gesagt.

Leander. Wahrhaftig, der Ehemann fehlt dir noch, um den Pedanten vollkommen zu machen.

Argant. Du wirst doch nimmermehr eine vernünftige Liebe Pedanterey nennen?

Leander. Eine vernünftige Liebe? — Was verstehst du unter einer vernünftigen Liebe? Besinne dich, Argant! Kann wol die Vernunft bey der Liebe Statt haben?

Argant. Um desto besser muß sie sich ja, deiner Meynung nach, für einen Menschen von unserm Stande schicken: denn wenn sich die Vernunft bey ihr nicht mit ins Spiel mischt; so kann sie nichts von den Flecken der Pedanterie an sich haben. He! Leander! Du schweigst? Gelt, da bist du in der Falle?

Leander. Ich! o im geringsten nicht! Glaube mir, Brüderchen! eine ernsthafte Liebe ist die größte Ausschweifung. Zum spielen ist sie gut; sonst wahrhaftig zu nichts.

Argant. Ich merke schon, du schlägst einen andern Weg ein. Ja, ja, mein guter Leander! du würdest den Staat mit vortrefflichen Bürgern versehen, wenn du die Pflichten der Ehe bestimmen solltest. Ich bin gut dafür, wir würden uns nicht über die Spartanische Strenge zu beschweren haben: und die Sybaritische Weichlichkeit würde gegen deine Republik noch Tugend seyn.

Leander. Immer gelehrt, immer gelehrt! Pfuy! Brüderchen! mit deiner finstern Moral. Hättest du doch dem Ton der sieben Weisen — (Sieben waren es ja? nicht wahr?)

Argant. Ich dächte, du bekümmertest dich um diese Pedanterie nicht?

Leander. Viel wahrhaftig nicht: aber man muß sie doch ein wenig wissen, wenn man über sie spotten will.

Argant. So? Deswegen? Ein schöner Grund des Erkenntnisses!

Leander. Ja, wollte ich sagen: Hättest du nur diesem ihren Ton den Ton der galanten Welt vorgezogen; du würdest gewiß kein seufzender Liebhaber geworden seyn. Siehe

einmal auf mich. Findest du wohl in meiner ganzen Seele nur eine Ader, die von den Seufzern der Liebe schwillt?

Argant. Eine solche Anatomie deines Herzens möchte dir vielleicht wenig Ehre bringen.

Leander. Possen! Bruder! Bey einem braven Cavalier sitzt die Ehre im Kopf; und nicht in dem Herzen. Kurzum, Argant! wenn man ja einmal heyrathet; so muß es nur zur Strafe für unsre Sünde geschehen: und dann deucht mich, ist eine Frau so gut wie die andre; wenn sie nur baare Thaler hat.

Argant. Ich höre dich mit Erstaunen an.

Leander. Glaube mir, nichts ist lästiger als eine Frau.

(Hier horcht Herr Simon von Zeit zu Zeit im Hintertheil des Theaters.)

Argant. Wenn man aber durch sie sein Glück machen kann, so deucht mich, ist diese Last noch wol zu ertragen.

Leander. Ja, ja, wenn dir es nur um das Glück zu thun ist; so ist es so was: aber sonst ist es was dummes, sich selbst Fessel anlegen. Ist in der Welt wol ein lächerlicher Geschöpf, als ein Ehmann, der zärtlich ist?

Argant. Und der gesunde Vernunft besitzt, nicht wahr? Denn diese wirst du wol von der Zärtlichkeit nicht trennen.

Leander. Das dachte ich wol. Immer mit deiner Vernunft! In den Büchern mag sie noch vielleicht ihren Nutzen haben: aber in dem Umgang taugt sie den Teufel nicht. Nicht eine Pagenstelle würdest du mit ihr erkaufen. Und, daß ich wieder auf deine Zärtlichkeit komme; so sage mir doch, mein guter Argant! wie viel zärtliche Ehemänner hast du wol in deinem Leben gekannt? Man heyrathet seine Frau — bloß, weil sie ein Frauenzimmer ist: und man gefällt sich einige Monate; kaum einmal so lange, um sich hernach Zeitlebens zur Last zu seyn. Bedenke dieß, Argant! Steckt dir

aber ja Mariane im Kopf; so warte, bis sie ein andrer heyrathet, dann hast du über lang oder kurz doch den Nutzen davon.

Argant. Das sind also deine Vorschläge, die du mir wegen meiner Liebe zu thun hast?

Leander. Ja: und was sagst du dazu?

Argant. Daß ich sie verabscheue; daß ich nach gerade anfange in deinem Herzen zu lesen; und, daß du mich gewiß noch so weit bringen wirst, alle Freundschaft, und allen Umgang mit dir aufzugeben.

Leander. Nimmst du die Sache auf den Fuß! Wahrhaftig! du bist der erste, der über einen guten Rath böse wird.

Argant. Nur für Niederträchtige, für Verführer der Unschuld schickt sich ein solcher Rath. So klein ich auch vielleicht in deinen Augen mit meiner Zärtlichkeit scheine, so schwöre ich dir doch, daß du in diesem Augenblick mir verabscheuungswürdig bist. Gehe! ich mag keine Gemeinschaft mit einem Menschen haben, dessen Grundsätze der Freundschaft so nachtheilig sind, und der über die heiligsten Pflichten mit einem Leichtsinn spottet, der einer deutschen Seele unnatürlich wäre, wenn nicht das läppische Reisen unserer Jugend diesen Leichtsinn zu ihrer Schande naturalisirt hätte.

Leander. Keine Predigt mehr, Argant! Komm, und umarme mich. Laß uns wieder Freunde seyn. Ich wollte dich nur auf die Probe stellen. Meinethalben heyrathe Marianen, und den alten Schwiegervater dazu. Komm; du sollst aufm Abend, deiner Zärtlichkeit gegen Marianen unbeschadet, mit mir und einem hübschen Mädchen speisen. Jean! hast du alles bestellt, wie ich dir befohlen habe?

Jean. Ja, mein Herr! Selbst in Paris kann man nicht besser speisen. Monsieur Sanspareil, der sich erst neu-

ich hier gesetzt hat, wird sie an seiner Göttertafel mit Ambrosia füttern. Es ist derselbige Monsieur Sanspareil, bey dem wir vor ein paar Jahren in Paris für französisches Geld, das wir aus Deutschland mitgenommen hatten, so vortrefflich und kostbar schmausten, mein Herr! daß wir ihm zuletzt mit allen unsern Schildlouisd'or ein Präsent machen mußten; wenn ich diejenigen ausnehme, die Madam Bellegarde für die kleine dicke Italienerinn gezogen hat.

Leander. Mag es doch! Laß es nur an nichts fehlen.

Jean. O, mein Herr! Ich habe es dem guten Monsieur Sanspareil schon eingeknüpft, daß Sie Ihren deutschen Magen gern um einen französischen vertauschen möchten.

Argant. Der Bediente ist die wahre Copie seines Herrn.

Jean. Wahrhaftig, Sie glauben es nicht: Monsieur Sanspareil hält erstaunend viel auf Sie.

Leander. Und auf meine Louisd'or, nicht wahr?

Jean. Das können Sie ihm nicht verdenken; es sind seine Landsleute. A propos! der kleine Graf mit der wichtigen Miene, die so viel sagen will; die aber gerade nichts sagt, weil sie niemals aus der deutschen Luft gekommen, hat für diesen Abend eben dasselbige Zimmer; und, ich wollte beynahe schwören, eben dasselbige Mädchen beym Monsieur Sanspareil für sich bestellt.

Leander. Das wäre lustig!

Jean. Allein, Sie können leicht denken, daß ich es schon mit einer gewissen Art so zu wenden wußte, damit er uns den Vorrang lassen muß.

Leander. Da siehst du, Brüderchen! was ein witziger Bedienter für eine gute Sache ist.

Argant. Vortrefflich! Ich bin immer noch zweifelhaft, ob der Bediente seinen Herrn, oder der Herr seinen Bedienten in dem Lächerlichen übertrifft.

Jean. Die Ehre überlasse ich meinem Herrn.

Leander. Höre, Argant! jage deinen Tölpel vom Kerl fort: Jean soll dir einen aus Paris verschreiben.

Jean. Ma foi! Herr Argant! die Krone von allen beschnürten Petitmaitres aus ganz Paris soll sich durch meine Recommendation bis zu Ihren Schnüren herablassen.

Argant. Schweig, Laffe! Ich brauche deiner Empfehlung nicht.

Leander. Nun? Du gehst doch mit?

Argant. Ja, zu Marianen.

Leander, (lacht und ruft ihm nach.) Ich wünsche dir eine gute gepreßte Lunge zum Seufzen. (Zum Jean) Hast du das Chanson von meinem Schreibepult zu dir gesteckt?

Jean. Ja, mein Herr!

Leander. So komm.

Fünfter Auftritt.

Simon, (allein.)

Da höre mir einer den unerträglichen Narrn! Schön, Herr Leander! — Das saubere Vetterchen! Es ist mir lieb, daß ich sie ein wenig belauscht habe. — Noch soll er es nicht wissen, daß Simon sein reicher Vetter ist: aber ich will schon zur rechten Zeit Gebrauch von dieser Vetterschaft machen; wenn erst alles so geht, wie ich es beschlossen habe. Der Bösewicht! Unter der Larve der Freundschaft den Verführer zu spielen! Da frage man noch, warum wir heut zu Tage so viele unzufriedne Ehen haben! Die meisten unsrer jungen Leute werden durch dergleichen höllische Grundsätze ihrer Freunde zu unerträglichen Ehemännern gemacht. — Aber warte! So lange ich noch etwas über Arganten vermag; soll es dir gewiß nicht gelingen. Was will der Kerl?

Sechster Auftritt.

Simon, Jean.

(der sich herum sieht, als ob er etwas suchet.)

Simon. Was suchest du?

Jean. Ich suche ein Chanson, daß ich hier im Saale habe fallen lassen.

Simon. Was? Einen Wechsel?

Jean. He! das ist lustig. Ein Chanson ein Wechsel! Für den Poeten, der es geschrieben, mag es wol ein Wechsel gewesen seyn; aber für meinen Herrn ist es gewiß keiner. Mon dieu! Herr Simon! kennen Sie kein Chanson?

Simon. Was bekümmre ich mich um deine und deines Herrn Thorheiten.

Jean. Ein Chanson, mein Herr! ist ein verliebter Gassenhauer: ein Liedchen, womit Herr Leander bald der Bouteille, bald dem Mädchen seine Zärtlichkeit schwört.

Simon. Kann denn dein Herr auch verliebt seyn? Ich dächte, er bekümmerte sich um die Narrenpossen nicht.

Jean. So weit sich ein galanter Cavalier darum bekümmern muß, macht er die Mode mit. Seine Zärtlichkeit, müssen Sie wissen, steckt auch nur bloß in dem Chanson: und wenn dieses genutzt, das heißt, wenn die Bouteille geleert, und das Mädchen — Sie wissen wol, was ich sagen will.

Simon. Ja, Schlingel! ich verstehe dich, leyder!

Jean. Schlingel? mein Herr! Wahrhaftig das heißt touchirt.

Simon. Schweig!

Jean. Warum verlangen Sie denn meine Erklärung? Ich habe sie Ihnen ja nicht aufgedrungen.

Simon. Geh zum Henker! Spitzbube! Aber, das will ich dir nur sagen: ich merke, daß du in allen Dingen deines Herrn geheimer Rath bist.

Jean. So wie es sich für einen braven Bedienten schickt.

Simon. O, von dem verlangt man nur treue Dienste, und keinen guten Rath: und derjenige, den du ihm giebst, verdient, daß ihm einige Dutzend recht derbe deutsche Stockschläge zur Belohnung gegeben werden. Gehe, sage deinem saubern Herrn; ich ließ ihn warnen, den jungen Argant nicht zu verführen; oder er hätte es mit mir zu thun.

Jean. Diesen Rath, mein Herr! wird Herr Leander von mir nicht annehmen.

Simon. Sage ihm nur, ich habe es beschlossen; und daß ich ihm den Hals brechen würde, wenn er —

Jean, Sie? mein Herr!

Simon. Ja, ja, das habe ich beschlossen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Lisette.

Lisette. Herr Simon! Fräulein Mariane möchte gern die Ehre haben, sich einer gewissen Sache wegen mit Ihnen zu besprechen.

Simon, (zum Jean.) Vergiß deine Comission nicht. (Er geht ab.)

Jean. Sage Sie mir doch, schönes Kind! ist es wahr, daß Herr Argant Ihr Fräulein heyratheu will?

Lisette. Wenn ich nun Ja sagte: was hat Er wol für ein Interesse dabey?

Jean. Ich? mein Püpchen! das Interesse des Herzens.

Lisette. O, er spricht mir immer zu französisch.

Jean. Beym Teufel! und wenn ich auch Spanisch spräche, so würde das einem so galanten Mädchen, wie Sie ist, doch verständlich seyn.

Lisette. Denkt Er etwa, daß Er in Paris ist?

Jean. Bey Ihr, meine Schöne! kann ich ganz Paris vergessen. Ja wahrhaftig, Sie verdiente, da gebohren zu seyn: — und wer weiß, wenn die Genealogie Ihrer schönen Geburt so ganz bekannt wäre, was man da vielleicht noch entdecken könnte.

Lisette. Wenn ich mit Seiner albernen freyen Zunge nicht Mitleid hätte; so wüßte ich schon, was Ihm für diesen Witz gebührte.

Jean. Nein, wahrhaftig! Nun ist sie nicht mehr aus Paris.

Lisette. Monsieur Jean! im Vertrauen: vor Zeiten glaubte man, daß nur diejenigen, die nach Indien gehen, einen Stich von der Sonne bekämen: aber wahrhaftig! unsre junge Laffen, die nach Frankreich reisen, sind diesem Stich weit mehr als die Ostindienfahrer ausgesetzt. Ich glaube leicht, daß Er mit seinem albernen Geschwätz, eben wie Sein Herr, manches Mädchen blenden wird; aber, das lasse Er sich heute von mir zur Warnung gesagt seyn: ein ehrliches Mädchen meinesgleichen, das noch dazu bey Marianen in Diensten ist, lacht über die dumme Lustigkeit eines Bedienten, der den Petitmaitre von seinem Herrn copirt: und alles, was sie einem solchen Laffen, wie Er ist, auf seinen Antrag zur Antwort geben kann, ist, daß sie ihm einen deutschen Verstand wünscht, voll Verachtung auf ihn herab blickt, und aus Mitleid zu ihm sagt: Monsieur! ich bin Seine gehorsame Dienerinn.

(Sie geht ab.)

Jean. Da ist mein ganzer Witz auf einmal verunglückt. O, zum Henker ich möchte wol wissen, was mein Herr unter dergleichen Umständen einem Mädchen antworten würde. Ich muß nur zum Monsieur Sanspareil, um dort auf Kosten meines Herrn bey einer Bouteille Champagner den Witz wieder in Gang zu bringen.

Achter Auftritt.

Arnold. Argant.

Arnold. Ich habe dir, mein Sohn! das Unglück unserer Familie erzählt: ich habe dir den Haß entdeckt, den mein Bruder wider mich gefaßt hat, und die Grausamkeit meines Vaters, der mich meiner rechtmäßigen Erbschaft, und vielleicht auch seiner Zärtlichkeit, selbst in dem Augenblicke, da er starb, beraubt hat. Ich verzeihe dieser seiner Verblendung. Er hat mich strafbar geglaubt. Sein falscher Begriff von der Ehre dachte, daß dieß seinen Adel beflecken hieße, wenn man bey seiner Verbindung nur auf Tugend, und nicht auf Geburt sähe. Wie gesagt: ich schreibe es den Grundsätzen der kindlichen Tugend zu, daß ich ihm verzeihe; und sein Andenken noch itzt nach seiner Grausamkeit verehre. Aber, ein wütender Bruder, der mich beständig gehasset, und der meine Unschuld kennt; soll nicht länger ungestraft über Bubenstücke triumphiren.

Argant. Wie? Ihr Bruder lebt noch? Sie haben mir ja immer gesagt, daß er längst gestorben wäre.

Arnold. Die väterliche Klugheit hat dieß deiner Jugendlichen Hitze mit Fleiß verheelt. Ja, er lebt noch, mein Sohn! Und zwar in allen dem Glanz, worinn sich gemeiniglich das freche Laster brüstet.

Argant. Wo ist er? Nennen Sie mir ihn. Mit meinem Blute will ich das Unrecht wieder gut machen. Ich will zu ihm gehen: ich will, da die grausamen Gesetze diese Enterbung bestätigt haben, mich mit der Natur, die stärker ist als alle Gesetze, bewaffnen: ich will das verräthrische Herz ihm durchboren; und Sie, mein Vater! dergestalt in Ihre Rechte wieder einsetzen. Nein, dem Laster gehört nicht die Erndte, die der Tugend bestimmt ist. Nennen Sie mir ihn.

Arnold. Ach, mein Sohn! du wirst erschrecken.

Argant. Ich? Vor einem Bösewicht? Wer ist es?

Arnold. Es ist —

Argant. Sie schweigen! Nun, wer?

Arnold. Marianens Vater!

Argant. (er fährt einen Schritt zurück, und bleibt in der Attitüde der Verzweiflung stehen) Himmel! (nach einiger Stille) Welch ein Donnerschlag für mein Herz! — Ach, halten Sie mich, mein Vater!

Arnold. Erhole dich, mein Sohn! Beruhige an dem Busen deines armen Vaters dein empörtes Herz. Ach! wie unglücklich sind wir!

Argant. Wie? Marianens Vater! Er? Er? (indem er sich eilends aus den Armen seines Vaters reißt) Nein; in diesem Augenblicke habe ich keine Mariane mehr. Ich verabscheue sie: denn der Urheber ihrer Tage ist ein Unmensch; (Einige Augenblicke, als ob er nachdenkt) Ja das will ich thun! —

Arnold. Wohin? mein Sohn!

Argant. Zur Rache!

Arnold. Bleib! und gieb einige Augenblicke der Vernunft Gehör.

Argant. Ihre Stimme befiehlt mir, den Barbaren zu strafen.

Arnold. Um die Zärtlichkeit, die du für mich hast, beschwöre ich dich, höre deinen Vater.

Argant. Ich bin schon ruhig. Reden Sie.

Arnold. Ja, mein Sohn! ich will mich allerdings an meinem Bruder rächen. Dieß ist eben die Ursache, die mich auf Anrathen unsers Freundes, des Herrn Simon, so schleunig hieher gebracht hat. Allein, nicht sein Leben ist es, das ich verlange. Ich will die Rechte wieder ergreifen, deren man mich so unwürdig beraubt hat.

Argant. Ohnmächtige Mittel! Wer soll Ihnen zu diesen Rechten verhelfen? Die Gesetze? diese grausamen Orakel einer unterdrückten Tugend? Ach mein Vater! ihre Strenge ist den Barbaren unter den Menschen heiliger als die Stimme der Empfindung. Nein, erwarten Sie von ihrer Härte nichts.

Arnold. Ich will auch zu Ihnen gar nicht meine Zuflucht nehmen.

Argant. Zu wem denn?

Arnold. Zu dir, mein Sohn!

Argant. Zu mir?

Arnold. Ja; du mußt das Werkzeug meiner Rache seyn.

Argant. Mit Freuden!

Arnold. Du und Mariane.

Argant. Mariane, sagen Sie. Auf was für Art? O, reden Sie, mein Vater!

Arnold. Entdecke ihr alles, was ich dir gesagt habe. Sie ist tugendhaft; sie wird zittern.

Argant. Und ich werde sie verlieren: und Ihr Unglück, mein Vater! wird nicht gehoben werden.

Arnold. Nein, mein Sohn! Es kömmt hier auf nichts, als auf die Gewalt des Liebhabers über das Herz seiner

ner tugendhaften Liebsten an. Bediene dich dieser Gewalt. Die beyden mächtigsten Hülfsmittel, Natur und Liebe, werden deine Helfer seyn. Mache, daß Mariane dir die unglückliche Papiere ausliefert, die ihr Vater in Händen hat; und die mein Glück zernichtet haben. Laß dieß die Probe seyn, darauf du ihre Zärtlichkeit setzest. Wenn sie dich wirklich liebt, so wird sie diese Papiere dir gewiß aufopfern. Das heißt nicht, sie zwingen, ihren Vater zu verrathen: das heißt bloß, sie zwingen, gerecht zu handeln, und sie vor Gewissensbissen zu bewahren. Ich will dich im Stillen darüber nachdenken lassen.

Neunter Auftritt.

Argant, (allein)

Wie schrecklich ist der Zustand, darinn ich mich befinde! Hier, mein Vater, den die Natur mir zu rächen befiehlt: und dort Mariane, die ich aus Liebe zu mir zur Verrätherinn machen soll — Wie? zur Verrätherinn? — An wem? Elender! ist es nicht Erast? ist es nicht der Niederträchtigste unter den Menschen; der Wüterich, der die Stimme des Bluts so gewaltig zum Schweigen gebracht hat? — Aber dieser Bösewicht ist gleichwol — mich schaudert! — der Vater von Marianen. Mag es doch! die Tochter hat gewiß keinen Theil an den Bubenstücken ihres Vaters. Sollte sie aber meinen Antrag verwerfen; was wird denn aus mir werden? Und was wird aus meinem Vater werden? Nein, Mariane muß mir folgen — oder — Genug, ich muß das Werk anfangen. Natur und Liebe, itzt habe ich eure stärkste Beredsamkeit nöthig!

Ende des ersten Aufzugs.

Zwee-

Zweeter Aufzug.

Erster Auftritt.

Simon. Erast.

Simon.

Sie haben mir also Ihr Wort gegeben, daß Sie den Sohn des Herrn Arnold mit Marianen glücklich machen wollen.

Erast. Das habe ich freylich: allein, warum gehen Sie so geheimnißvoll mit mir um. Ich kenne ja den Herrn Arnold und seinen Sohn weiter nicht, als durch Ihre Empfehlung.

Simon. Trauen Sie mir denn nicht?

Erast. Bey unsrer alten Bekanntschaft ist diese Frage ziemlich fremd.

Simon. Gut! wenn die Frage denn überflüßig ist; so müssen Sie sich auch auf den Herrn Arnold schon meinetwegen verlassen: denn ich habe einmal diese Heyrath beschlossen.

Erast. Sie mögen sie immerhin beschlossen haben: aber sie zum Schlusse zu bringen, das wird doch verhoffentlich kein andrer als ich können. Genug, Sie haben mein Wort: wenn Herr Arnold wirklich der Mann von Vermögen und Ahnen ist, als Sie mir ihn abschildern, so soll sein Sohn noch heute meine Tochter erhalten.

Simon. Von Seiten der Ahnen, lieber Herr Erast! ist er Ihnen ganz gleich: wenn ich den Unterschied ausnehme, daß er das Register derselben so nicht auf den Fingern abzuzählen weiß, wie Sie, und auf seine Herkunft nicht so stolz ist, wie Sie. Vergeben Sie meine Offenherzigkeit.

Erast. O, Sie können alles sagen. Dem Frauenzimmer, den Pietisten, und den alten Seecapitains nehme ich nichts übel.

Simon. Sie flechten mich in ein schönes Kleeblatt.

Erast. In Absicht der Laune sind sie doch einander ziemlich ähnlich.

Simon. Aber wieder auf Ihre Ahnen zu kommen.

Erast. Nun, gut! Ich verehre Ihr Geschlechtsregister; und ich bin stolz auf eine Geburt, die mich so weit über andre Menschen erhebt. Thue ich hieran etwa Unrecht? und wird nicht ein jeder braver Edelmann wie ich denken?

Simon. Herr Arnold denkt gewiß nicht so; und er ist doch der brawste Edelmann, den ich kenne. Ich selbst, Herr Erast! habe den Teufel nach Ahnen und Stammbaum etwas gefragt. Richtige sechszehn Ahnen hatte ich von Vaters Seite: aber so richtig und unbefleckt sie waren; konnten sie mich doch nicht stolz machen. Meinen Seeatlas zu studiren, das Schiffswesen zu lernen, und mich mit den Elementen und Barbaren herum zu schmeißen, sehen Sie, darinn bestand mein Stolz: und diesem habe ich auch allein alle meine Reichthümer zu danken. Von meinem Stammbaum hätte ich diese Früchte wahrhaftig nicht brechen können.

Erast. Lassen Sie uns einander unsre Schwachheit. Sie mögen gern auf Ihre Tapferkeit; und ich auf meine Ahnen stolz seyn. Sie sind desfalls nichts destoweniger mein Freund, wenn Sie auch kein Edelmann wären. Aber damit wir über unsere eigene Angelegenheiten nicht die Sache des Herrn Arnold vergessen; so sagen Sie mir doch, warum er oder Sie wegen seines Vermögens ein so großes Geheimniß machen? Ehe dieser Punkt nicht in Richtigkeit ist, Herr Simon! so werde ich zu der Heyrath mit meiner Tochter meine Einwilligung nicht geben. Reden Sie einmal rein heraus:

aus: Wie viel hat Herr Arnold Vermögen? Oder hat er vielleicht gar keins?

Simon. Er hat Vermögen; und er hat auch keins.

Erast. Eine wunderliche Sprache! Ist er etwa in Processe verwickelt; oder besteht sein Vermögen bloß in Erbschaftshoffnungen? Erklären Sie sich: aber ich muß Ihnen zum voraus sagen, daß in keinen von diesen Fällen Argant mein Schwiegersohn werden kann.

Simon. Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich nur. Heute Abend wird Herr Arnold reicher seyn, als Sie Herr Erast! denn ich habe es beschlossen.

Erast. Das ist mir noch eben so räthselhaft.

Simon. Genug, ich habe es beschlossen.

Erast. O, zum Henker! so beschließen Sie. Der wunderliche Mann! Kurzum Herr Simon! bürgen Sie für sein Vermögen?

Simon. Bey allen meinen sechszehn Ahnen: denn das ist in Ihren Augen doch wol die stärkste Bürgschaft.

Arnold. Wie aber soll ich Ihre dunkle Rede verstehen, daß Herr Arnold aufm Abend —

Simon. Itzt müssen Sie nicht weiter in mich dringen. Sie haben einmal meine Bürgschaft. Genug, daß Herr Arnold aufm Abend ein Mann von mehr als hundert tausend Thalern seyn soll: denn ich habe es beschlossen.

Erast. Die Richtigkeit dieses Entchlusses, der bey Ihnen so sehr zum Sprichworte geworden ist, vorausgesetzt —

Simon. O, Sie können sie sicher voraussetzen.

Erast. Dieß vorausgesetzt, gebe ich Ihnen meine Hand, daß Argant noch heute Abend glücklich seyn soll.

Simon. Aber nun kommen die Bedingungen von meiner, oder vielmehr von Herrn Arnolds Seite.

Erast. Und worinn könnten die wol bestehen? In dem Brautschatz vielleicht? O, Sie wissen schon, Herr Simon! —

Simon. Nein; es ist nur eine einzige Bedingung: aber auch eine solche, die Sie wol nicht vermuthen, die Ihnen aber näher angeht, als Sie glauben.

Erast. Die möchte ich hören.

Simon. Herr Arnold wird sie Ihnen selber sagen: da kömmt er eben.

Zweeter Auftritt.

Die Vorigen. Arnold.

Simon. Kommen Sie, mein Freund! es geht alles nach Wunsch! Meine Capitulation ist gut ausgeschlagen: es kömmt nur noch auf Ihren Separatartikel an; und alsdann wird Ihr Herr Sohn Meister von der Festung.

Erast. Herr Simon sagt Ihnen die Wahrheit. Nach dem Gemählde, das er mir von Ihrem Stande und Ihrem Vermögen gegeben hat, werde ich keinen Augenblick anstehen, in die Heyrath mit meiner Tochter zu willigen. Allein, Herr Simon entdeckt mir zugleich, daß Sie vorher noch eine Bedingung zu machen hätten, und die Sie mir selbst sagen würden.

Arnold. Ja; mein Herr!

Simon. Lassen Sie uns diese Bedingung im Sitzen abhandeln. (indem er selbst die Stühle setzt) Ohne Umstände: setzen Sie sich.

Arnold. Ich bin Ihnen, und meinem Freunde, dem Herrn Simon, allerdings für die Ehre verpflichtet, die Sie meinem Sohn durch das Geschenk mit Marianen machen wollen.

wollen. Ich glaube auch, daß die Neigungen unsrer Kinder ziemlich harmoniren, und daß es auf nichts, als auf unsern väterlichen Segen ankommen wird, sie glücklich zu machen. Glauben Sie das nicht auch? Herr Simon!

Simon. Ja; so wahr ich ein ehrlicher Seecapitain bin!

Arnold. Und Sie? Herr Erast!

Erast. Zweifeln Sie daran? Wenn mein Vermögen und mein Segen etwas dazu beytragen kann; so werden sie allerdings glücklich seyn.

Arnold. Schön! Herr Erast! Aber, haben Sie sich auch wol geprüft, ob Ihr Segen alles Gewicht haben kann, das zu der Glückseligkeit Ihres Kindes nothwendig ist?

Erast. (leise zum Simon) Was soll das? Herr Simon!

Simon. Warten Sie doch nur!

Arnold. Meine Reden scheinen Ihnen fremd zu seyn. Hören Sie mich geduldig an. Ich bin in der ruhigsten Fassung, und recht in dem Vorsatz zu Ihnen gekommmn, vom Herzen weg zu reden. Das ist so meine Gemüthsart. Vielleicht vermuthen Sie im Anfang etwas schwärmerisches in derselben: aber der Ausgang wird Ihnen schon sagen, daß nichts als die dringende Nothwendigkeit, und die äußerste Zärtlichkeit an dieser Unterredung Theil gehabt hat.

Erast. Sie machen mich neugierig.

Arnold. Ich wünschte, daß ich Sie empfindlich machen könnte.

Erast. Zweifeln Sie an meiner väterlichen Zärtlichkeit?

Arnold. Nein: aber ich befürchte, daß sie nicht rechter Art ist; so lange Sie dieselbe bloß auf sich und Ihre Tochter einschränken.

Erast. Herr Simon!

Simon. Geduld! Nur hübsch defensive!

Arnold. Herr Erast! Sie haben einen Bruder, nicht wahr!

Erast. Ja: ob er aber noch lebt, das weis ich nicht. Mein Bruder befand sich damals in den Diensten eines benachbarten Hofes. Ich kenne ihn nicht einmal von Gesicht — Aber, wie gehört das hieher?

Arnold. Sehr, recht sehr stark!

Erast. Wie so?

Arnold. Ich will nicht, daß mein Sohn in eine Familie heyrathe, die mit Gewissensbissen gebrandmarkt ist.

Erast. Seyn Sie ruhig! Ich nehme diese Gewissensbisse über mich. Kennen Sie meinen Bruder?

Arnold. (nach einiger Stille) Ja!

Erast. So sagen Sie ihm, daß er sein Unglück bloß seiner unbesonnen Liebe und der Gerechtigkeit beyzumessen habe.

Arnold. Sie müssen noch hinzusetzen: und einem grausamen Bruder, der hundertmal unerbittlicher als die Gerechtigkeit ist. Schämen Sie sich nicht mein Herr! die Güter eines Bruders an sich zu reißen, der in den Augen eines barbarischen Vaters weiter keinen Fehltritt begangen, als daß er der Tugend denjenigen Tribut bezahlt, der ihr gebührt, und Verdienste weit über Ahnen gesetzt hat. Dächten Sie wirklich edel, mein Herr! so würden Sie ein solches Verbrechen längst wieder gut gemacht haben. Inzwischen steht es noch bey Ihnen. Ihr Bruder, der mir gewiß näher angeht, als Sie wol vermuthen, hat mir die völlige Freyheit gelassen, in seinem Namen zu handeln. Wozu entschließen Sie sich?

Erast, (indem er aufsteht.) Gleich sollen Sie meinen Entschluß sehen. Holla! Bedienter!

Simon. Was wollen Sie machen?

Erast, (zu dem Bedienten.) Geschwind zu meinem Advocaten; Er soll mit dem bewußten Contract noch Anstand nehmen. Marianen sage, daß sie mich erwarte: ich habe ihr Sachen von Wichtigkeit zu sagen. (Zum Arnold indem der Bediente weg ist) Verstehen Sie diese Antwort?

Arnold. Sie ist so, wie ich sie vermuthen konnte.

Simon. Und sie wird doch von keinem Gewicht seyn; denn ich habe es beschlossen.

Erast, (zu Simon.) Hören Sie einmal auf, mich zum Besten zu haben. Beschliessen Sie, so viel Sie wollen: aber mischen Sie sich in keine Familien Händel. Der Streich rührt gewiß von Ihnen her. Und Sie, Herr Arnold! bedaure ich, daß meines unwürdigen Bruders wegen unser ganzer Handel aufgehoben ist.

Arnold. Sie haben das Recht, ihn aufzuheben; das weis ich. Ich bin auch ganz ruhig. Sie, mein Herr! würden es in meinen Umständen gewiß nicht seyn. Aber, hüten Sie sich, daß man Ihnen dasjenige nicht noch schmerzhafter entreisse, was Sie itzt gutwillig, und mit einem versöhnten Herzen hätten geben können.

Simon. Vielleicht möchte der Streich auch von mir kommen: denn Sie wissen wol, was ich einmal beschlossen habe —

Erast. Beschliessen Sie, verheyrathen Sie; aber ich bin Ihr Diener.

Dritter Auftritt.

Simon, Arnold.

Simon. Nun sind wir wol sehr weit gekommen? Sagte ich es Ihnen nicht, daß dieser Anfall auf sein Herz nichts helfen würde.

Arnold. Ich glaubte doch —

Simon. Ja ich glaubte! Was glaubten Sie?

Arnold. Daß die Empfindung der Menschlichkeit endlich in ihm aufwachen und er gegen ihre Stimme nicht ganz taub seyn würde.

Simon. Das glaubten Sie? Armer Herr Arnold! Ist es möglich, in Ihren Jahren, und bey Ihrer langen Erfahrung einen so guten Glauben zu behalten? Warhaftig, man sollte denken, Sie wären Zeit Ihres Lebens nicht in der großen Welt gewesen; oder hätten mit niemand, als mit Ihrem eignen Herzen Umgang gehabt.

Arnold. Solch ein Original von Härte, als mein Bruder, ist mir freylich noch fremd gewesen.

Simon. O in dem Puncte des Eigennutzes sind die allermeisten Originale. Wohlan, mein Herr! Ich habe Ihnen Ihren Willen gelassen. Lassen Sie mir nun auch den meinigen. Sie sehen, die Natur redet umsonst zu Ihrem Bruder. Sie müssen sich also von derjenigen Seite rächen, wo es ihm am wehesten thut.

Arnold. Und wobey wir vielleicht eben so wenig gewinnen werden.

Simon. Ich habe es ja beschlossen. Beym Element! Ist Ihnen dieß nicht Grund genug. Haben Sie Ihren Sohn schon hinlänglich instruirt?

Arnold. Ja,

Simon. Von dieser Unterredung Ihres Sohnes mit Marianen hängt alles ab. Kommen Sie, wir wollen ihn aufsuchen, und ihm noch ein Bischen Lection geben. Da kömmt die Braut. Geschwinde, man muß nicht zaudern, wenn man was beschlossen hat.

Vierter Auftritt.

Mariane, Lisette.

Lisette. Werden Sie in diesem Saale Ihren Grillen besser als auf Ihrem Zimmer nachhängen können?

Mariane. Laß mich allein, Lisette!

Lisette. Ja; und wenn alle Welt Sie verließ; so wird doch Ihre Lisette Ihnen noch getreu bleiben.

Mariane. O, in der Verlegenheit, darinn ich mich itzt befinde, brauche ich deine Treue nicht.

Lisette. Das denken Sie. Ich müßte meinen Verstand verpachtet haben, wenn ich nicht aus dem, was vorgegangen, einen Schluß auf Ihr Herz machen könnte. Ihr Herr Vater geht den Augenblick von Ihnen: es werden einige verdrießliche Worte gemurmelt, unter welchen mir der Name Argant sehr bedenklich schien; und sogleich verrathen Sie die entsetzlichste Unruhe. O, gnädiges Fräulein! entweder Argant ist ungetreu; oder Ihr Vater zieht sein Wort zurück; oder Leander macht uns einen Streich; oder das alte Seegespenst, der Herr Simon, der nun schon über Jahr und Tag in unserm Hause herum spuckt, und den alten Erast unter seinem Commando hat, will vielleicht eine Attaque formiren.

Mariane. Einen Stuhl!

Lisette. Ich mache über alles meine Betrachtungen: und ich kann nicht läugnen; es hat mir ein wenig Nachdenken verursacht, daß ich den Herrn Leander vorhin so eifrig mit Ihrem Herrn Vater habe reden sehen.

Mariane. Da, nimm meinen Fächer.

Lisette. Sie wollen also heute nicht zur Visite fahren?

Mariane. Nein.

Lisette. Ganz gewiß hat Herr Leander uns etwas angerichtet.

Mariane. Hole mir den Zuschauer aus meinem Cabinet.

Lisette. Pfuy! gnädiges Fräulein! Ein Buch ist in Ihren Umständen der elendeste Tröster. Zumal der Zuschauer! Haben Sie mir nicht immer gesagt, daß dieß ein Buch wäre, was mit so vieler Vernunft geschrieben ist? Die Vernunft verträgt sich mit der Leidenschaft gar nicht, in der ich sie itzt sehe.

Mariane. Du betriegst dich sehr, meine gute Lisette! mit mir soll sie sich recht wohl vertragen: und das habe ich niemand als ihr selbst zu danken.

Lisette. Aber, Ihr Herr Argant?

Mariane. Ach!

Lisette. O, gnädiges Fräulein! Hübsch aufgeräumt! Da, nehmen Sie Ihren Fächer wieder. Denken Sie itzt nicht an den Zuschauer: ich will Ihnen dafür aufn Abend ein Stück aus den Tändeleyen lesen, oder auch ein Liedchen von Leßing singen. Dieß wird sich besser auf Ihren Zustand passen, als die Moralen Ihres Engländers.

Mariane. Du wärst ein poßirlicher Temperamentsarzt.

Lisette. Und Ihre Krankheit?

Mariane. Ich soll nicht mehr an Arganten denken.

Lisette. Da haben wir es! Es ist nicht anders, der verteufelte Leander, der Ihrem Herrn Vater so sehr zu schmeicheln weiß, hat diesen Zwiespalt verursacht. Da kömmt sein Bedienter: ich will ihn ein wenig ausfragen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Jean.

Lisette. Wo ist sein Herr?

Jean. Wo er aufn Abend seyn wird, weis ich wol wo er aber itzt herum flattert, ist mir nicht bewußt.

Lisette. Und wo wird er denn aufn Abend seyn?

Jean. Da, meine schöne Lisette! wo ich mit Ihrer Erlaubniß auch seyn könnte.

Lisette. Geschwinde! wo?

Jean. Bey einem hübschen Mädchen.

Lisette. Der Henker hole den Narren!

Mariane. In närrischen Gemüthern ist der falsche Witz so ansteckend wie die Pest: das kann man an diesem Kerl sehen.

Jean. Aber, mein Herr wird nicht allein so glücklich seyn. Es wird noch ein andrer seine Glückseligkeit theilen.

Lisette. Ein andrer? und wer?

Jean. Ja; wenn hier nicht pariser Verstand säße; so würde ich gleich herausplatzen.

Lisette. O, sage Er es doch, mein lieber Johann! mein lieber Jean! wollte ich sagen. Pfuy! daß mir der deutsche Name so geschwind über die Zunge weg fuhr.

Mariane. Dein Geheimniß, guter Narr! soll in sichern Händen seyn.

Jean. Bey Ihnen gewiß am unsichersten, gnädiges Fräulein!

Lisette. O, nun ist es wol nicht Herr Argant — Er schweigt? Das ist so gut als Ja.

Jean. Ich habe wenigstens nichts gesagt.

Lisette. Ach, gnädiges Fräulein! nun ist das ganze Räthsel aufgelöst. Entweder Herr Argant ist ungetreu, und von Leandern verführt: oder Ihr Herr Vater hat die schöne Aufführung dieser saubern Herren erfahren.

Mariane. Nichts ist gewisser. Das ist die Frucht von dem Umgange mit einem Narrn.

Jean. Reden Sie von meinem Herrn?

Lisette. Das kann er wol aus dem Titel hören.

Mariane. Argant? Ein so wohlgezogener und kluger Jüngling? Nein! du überredest mich nicht, Lisette!

Lisette. Seyn Sie auf Ihrer Hut: das ist alles, was ich Ihnen rathen kann.

Jean. Mein Herr ist so gefährlich nicht. Seine Galanterie hat noch keine andre Empfindung als Zärtlichkeit eingeflößt.

Lisette. Und Zwiespalt in Familien und unter Verliebten.

Mariane. An mir soll er mit seinen ausländischen Thorheiten nicht zum Ritter werden.

Lisette. Da kömmt Ihr Don Quixote. Muthig, Mariane!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Leander.

Leander. Wie, zum Henker! schönes Kind! Sind Sie schon angekleidet? Ich habe Sie überall aufgesucht.

Ich hatte mir heute recht vorgenommen, bey Ihrer Toilette die Jour zu haben.

Lisette. Sie würden unsrer Toilette nur im Wege gewesen seyn.

Leander. Meynst du das? Lisette! Närrisches Ding, Ich würde dir recht niedliche Handreichung leisten.

Lisette. O, Sie wären für uns ein sehr überflüßiges Cammermädchen. Sie würden nur plaudern, tändeln und herum hüpfen, anstatt, daß Sie eine Nadel stecken sollten.

Leander. So? Und, doch habe ich mancher Dame in Paris ihre Dormeuse besser nach dem Gesicht zu setzen gewußt, als ihr Cammermädchen. Nicht wahr, Jean!

Jean. O Ja! die Dormeusen wurden unter den Händen meines Herrn ganz lebendig: und kein Cherche moi in ganz Paris saß so gut, als das mein Herr gesteckt hatte.

Lisettte. Pfuy! Schämen Sie sich nicht, Herr Leander! daß Sie den Putzmacherinnen das Brodt vorm Maule wegfischen? Ein junger Edelmann, der alle Haubensteckerinnen zu Collegen hat! Ach, was würden Ihre gnädige Ahnen zu solcher Handthierung sagen?

Leander. Kleine Närrin! das ist die Mode so. — Vergeben Sie, gnädiges Fräulein! daß ich mich mit Ihrem Cammermädchen ein wenig unterhalte.

Mariane. Fahren Sie nur fort, mein Herr! fahren Sie fort. In der Materie, davon Sie mit ihr sprechen, können Sie noch sehr viel von ihr lernen; ich versichre Sie.

Leander. Aber, gnädiges Fräulein! für eine Braut sind Sie heute auch ziemlich altväterisch coefirt.

Mariane. Das mögen Sie mit meinem Friseur ausmachen.

Lisette. Und er ist gleichwol erst ganz frisch von Paris gekommen.

Leander. So? aber Pfun! dieß kleine schwarze Blümchen verstellt Ihr ganzes Gesicht. Sie sehen darinn aus, als ob Sie Ihren Stand betrauerten. Wissen Sie, was für ein Blümchen da besser stehen würde?

Lisette. Und welches? Herr Leander! denn ich bin der Gärtner dieses Blumengartens, müssen Sie wissen.

Leander. Das Blümchen Vergiß mein nicht, schönes Fräulein! muß dahin.

Mariane, (vor sich.) Auch sogar die Wachsblümchen sind seinem Witz ausgesetzt.

Lisette. Herr Leander! wenn Sie einmal Bräutigam werden; so rathe ich Ihnen, sich über und über mit den Blümchens Vergiß mein nicht zu bepflanzen: denn es scheint mir immer, als ob Sie die Erinnerung derselben sehr nöthig haben möchten.

Leander. Ich danke dir für deinen guten Rath. Du sollst mich aufputzen, Lisette! wenn es so weit kommt. — Aber, schönes Fräulein! Sie scheinen mir so traurig, so tiefsinnig. Wo ist denn Ihr Adonis? O, zum Henker! Ihr Herr Argant sollte sich immer mit seinen Büchern verheyrathen; und solche schöne Kinder andern braven Leuten überlassen. Ich bin nun schon eine ganze viertel Stunde bey Ihnen, und der verliebte Philosoph bleibt noch immer weg. Wo ist er? Lisette!

Lisette. Wenn Sie mich heute Abend frügen, so wäre ich vielleicht im Stande, diese Frage zu beantworten.

Leander. Wie? — Was? — Wie verstehst du das?

Lisette. Fragen Sie nur Ihren Jean.

Leander, (zum Jean.) Was will sie damit sagen?

Jean. Was sie damit sagen will?

Leander. Ja, geschwinde!

Jean. Sehen Sie denn nicht, daß dieß Mädchen Sie zum Besten hat.

Lisette. Nein, nein, Herr Leänder! er weiß es gewiß.

Jean, (leise zum Leander.) Der verteufelte Monsieur Sanspareil hat gewiß unser heutiges Soupe ausgeplaudert. denn Mariane weiß, daß Sie ihren Bräutigam auf ein hübsches Mädchen invitirt haben.

Leander. O, sonst nichts. Ich, schönes Fräulein! Ich habe dem Herrn Argant heute Abend eine kleine Veränderung machen wollen.

Mariane, (vor sich.) Der Unverschämte!

Lisette. Ach, gnädiges Fräulein!

Leander. Was heißt das, die eine zieht eine Miene die Eifersucht verräth. und die andre steht in der Attitüde des Erstaunens. (zu Marianen.) Ich bin Ihnen wol sehr überlästig?

Mariane. Ja! mein Herr! wenn Sie doch durchaus verlangen, daß man es Ihnen gerade heraus sagen soll.

Lisette. Und zwar so recht im natürlichen deutschen Styl.

Leander. Sie scherzen, gnädiges Fräulein!

Mariane. Gehen Sie, mein Herr! üben Sie die Lehren Ihrer ausländischen Grundsätze, wo Sie wollen, aus: nur haben Sie wenigstens so viel Hochachtung für die Unschuld eines wohlgezogenen Jünglings, und für die Ruhe eines Frauenzimmers, deren Vater Ihnen so viel Freundschaft erwiesen, daß Sie nicht unter meinen Augen, und zu meinem Nachtheil dieses Gift verbreiten.

Leander. Diese Sprache ist mir sehr fremd.

Jean. Mir gewiß nicht.

Mariane. Schämen Sie sich nicht, die Freundschaft, die Herr Argant für Sie hat, mit Niederträchtigkeit zu vergelten?

Leander. Ein schöner Mund, gnädiges Fräulein! hat bey mir ein erstaunliches Privilegium.

Mariane. Ihre Denkungsart, mein Herr! —

Leander. Ist so, wie sie für einen Cavalier gehört, der die große Welt kennt, und der in derselben mit Ruhm Figur machen will.

Mariane. Ich mag Ihre Begriffe von Ruhm und Ehre nicht untersuchen: Sie könnten mir sonst leicht den Beweis führen wollen, daß die liederliche Gesellschaft, zu der Sie den Herrn Argant aufn Abend invitirt haben, auch zu den Ruhmvollen Geschäften eines Edelmanns gehöre.

Leander. Pfuy! schönes Kind! über eine kleine Galanterie müssen Sie nicht so bürgerlich denken.

Mariane. Wenn das bürgerlich denken heißt, die Pflichten der Ehre, des Wohlstandes und der Tugend ausüben, und seinem Stande alle die glänzenden Vorzüge der Rechtschaffenheit bewahren, so muß ich Ihnen sagen, daß ich sehr bürgerlich denke.

Leander. Was ist für Wetter? Lisette!

Lisette. Sehr bürgerliches Wetter: denn mich deucht, die Sonne scheint.

Mariane. (indem Leander herum geht, und pfeift, bald Lisetten neckt, und sonst allerley Gauckeleyen eines Stutzers vornimmt)

Sie, mein Herr! suchen eine Ehre darinn, über alles was Wohlstand heißt, zu spotten. Man sieht es ihrer gezwungenen Lebhaftigkeit an, daß Sie gar zu gern die Copie von gewissen Debauches seyn möchten, die ihre Unschuld, ihr Vermögen und ihre Gesundheit sehr oft um den liederlichen Beyfall, ein Mensch nach der Mode zu heißen, aufs Spiel setzen; die bey den Ausländern ein sehr ungünstiges Vorurtheil fortpflanzen; und die von den Sitten der Nation, mit der sie umgegangen sind, immer nur die lächerliche Sei-

te annehmen. Möchten Sie und alle Ihres gleichen doch copiren, so viel sie wollten; wenn sie nur nicht die Beleidigung und Verführung unschuldiger Personen mit zu diesen Sitten rechnen wollten.

Leander. (der sich auf den Jean lehnt, und gähnt) Was ist die Glocke Jean! Ich bin ganz müde. (zu Marianen) Fräulein! wir schläfern einander ein. Da kömmt Ihr getreuer Seladon! Auf ihn wird das Opium Ihrer Moral besser wirken. Geschwind Argant! Hier kannst du deine Collegia repetiren. Ich will dich allein lassen. Fleißige Leute muß man nicht stöhren.

Siebenter Auftritt.

Mariane. Argant. Lisette.

Argant. (er hält Marianen auf, die eine Bewegung macht, als ob sie weggehen wolle) Wie, meine Mariane will vor mir fliehen? Sie schweigen? Ihre Blicke sehen mich mit Mitleid an? Was habe ich gethan? — Sie schweigen noch immer? Lisette! was geht hier vor?

Lisette. Sie hören ja wol, Herr Argant! daß hier die Moral gelesen wird.

Mariane. Laß mich allein Lisette. (Sie geht ab)

Argant. Ich beschwöre Sie, meine Theuerste!

Mariane. O, ersparen Sie Ihrem Herzen den Vorwurf, den ihm meine Zärtlichkeit machen könnte. Gedenken Sie an Ihr Versprechen aufn Abend; hören Sie Ihre Tugend, und sagen Sie mir dann, ob es Ihnen möglich ist, mir noch frey in die Augen zu sehen.

Argant. Welche Reden, die ich gar nicht verstehe. Hat Ihnen etwa Leander —

Mariane. Ja, Falscher! er hat mir entdeckt, daß Sie der Mitgenoß seines schändlichen Lasters seyn wollen. Schreiben Sie der Freundschaft mit diesem Narren die Hitze meines Vaters zu, mit der er mir verbothen hat, nie wieder an Sie zu gedenken. Denn, ich zweifle nun nicht einen Augenblick, daß mein Vater diese Ihre schöne Aufführung nicht sollte erfahren haben.

Argant. Der Niederträchtige! Schönste Mariane! in welchem Irrthum sind Sie. So hat der Bösewicht auch Ihnen seine eigene Schande nicht verschweigen können. Ja, es ist wahr, er hatte die höllische Bosheit, mich zu seinem wollüstigen Soupee einzuladen: aber, wenn er der Wahrheit den Dienst erzeigen will, den er ihr schuldig ist, so wird er Ihnen auch gestehen müssen, mit welchem Abscheu ich seinen Antrag von mir gewiesen habe. Herr Simon, der alles angehört hat, wird mir es zeugen können. (Indem er näher zu ihr geht, und ihre Hand ergreift) Ich dächte aber wol, daß Ihnen mein Herz Bürge genug wäre. Sie sehen mich an? Sie seufzen? (indem er voll Inbrunst ihre Hand küßt) O, Mariane hat mich losgesprochen!

Mariane. Möchten Sie nur in den Augen meines Vaters eben so unschuldig seyn!

Argant. Sie betriegen sich, Mariane! ich weiß alles. Ich weiß die Ursache, die Ihrem Herrn Vater dieses schreckliche Verbot eingeflößt hat. Weder Leander, noch ich, sind daran Schuld.

Mariane. Wer denn?

Argant. Der nächste Verwandte Ihres Herrn Vaters.

Mariane. Wie so?

Argant. Mein Vater drang in den Ihrigen, daß er seinen Bruder wieder in seine alte Rechte einsetzen sollte,

weil

weil er sein Gewissen nicht mit dem Vorwurf beladen möchte, sich mit einer Familie zu verbinden, deren Güter wenigstens zur Hälfte ein unrecht mäßiger Besitz wären.

Mariane. Was sagen Sie? Wenn diese Bedingung gelten soll; so bedaure ich Sie, liebster Herr Argant! Ehe wird mein Vater seine Tochter, ja sich selbst unglücklich sehen, ehe er darein willigen wird. Aber, kennt Ihr Vater meinen Oncle?

Argant. (nach einem Seufzer) Ach Ja!

Mariane. Wo ist er?

Argant. Nicht sehr weit von hier.

Mariane. Was sagen Sie? — Ich habe ihn doch niemals gesehen.

Argant. Sie hätten ihn nie gesehen?

Mariane. Nein. O, sagen Sie mir, wer ist es?

Argant. (der vor ihr niederfällt) Mein Vater!

Mariane. (die voll Erstaunen auf einen Lehnstuhl sinkt) O Gott!

Argant. (der ihre Hand ergreift und küßt) Meine theure, meine beste Mariane!

Mariane. Unglücklicher Argant!

Argant. (der noch immer vor ihr kniet) Ja; ich bin recht sehr unglücklich: aber auf Sie kömmt alles an, mich wieder glücklich zu machen.

Mariane. (indem sie aufsteht) Sie schmeicheln sich vergebens. Sie kennen die Strenge meines Vaters nicht.

Argant. Und Sie nicht die Rache, die der meinige ausüben will.

Mariane. Was? Rache? — Sie hintergiengen mich also? (indem sie sich von Argant loßwinden will der ihre Hand ergriffen hat) Lassen Sie mich. Ich muß diesem schrecklichen Augenblick zuvorkommen.

Argant. Beruhigen Sie sich.

Mariane. Sie wollen mich vielleicht noch dahin bringen, dem Mörder meines Vaters beyzustehen.

Argant. Befürchten Sie nichts. Herr Simon weiß um alles.

Mariane. Er fodert Rache, sagen Sie?

Argant. Ja: und lediglich von Ihnen, meine beste Mariane!

Mariane. Von mir? Welche Hand, Treuloser! braucht er dazu! Nein, Herr Argant! nie werde ich so pflichtvergessen seyn, und meinen Vater verrathen, um dem Ihrigen zu dienen. Es ist wahr, das Verfahren des meinigen ist grausam: er hat alle Empfindungen der Menschlichkeit verleugnet. Aber, wissen Sie wol, daß es nur dem Himmel zukömmt, die Verbrechen zu strafen. Ich verabscheue sie freylich: aber den, der dieses Verbrechen begangen, muß ich doch verehren.

Argant. Lassen Sie den Gedanken einer solchen Rache fahren, die meinen Vater und mich noch tiefer erniedrigen würde, als den Ihrigen. Nein, Mariane! ich will keinen Meuchelmord: nur Edelmuth will ich von Ihnen.

Mariane. kann der mit der Rache bestehen?

Argant. Mein Vater ist weit davon entfernt, seinem Bruder nach dem Leben zu trachten — O, wenn Sie seine Absicht wüßten.

Mariane. Sie ist lasterhaft, so bald sie meinen Vater beleidigt.

Argant. Können Sie das lasterhaft nennen, was die Natur selbst zu billigen scheint. Glauben Sie mir, Mariane! mein Vater denkt auf nichts, als auf Ihr und mein Glück. Unsere Verbindung soll das Siegel der Vergebung seyn, die er dem Ihrigen anbieten will.

Mariane. Eitler Vorsatz!

Argant. Er verlangt seine Güter wieder, deren man ihn unrechtmäßiger Weise beraubt hat. Er vergißt alles. Er bietet den Frieden an. Er will nichts, als wieder in seine Rechte treten. Es steht bloß bey Ihnen.

Mariane. Bey mir?

Argant. Ja, bey Ihnen. Wenn Sie aber diesen Augenblick versäumen, so zittern Sie! Sie wissen noch nicht, wie weit ein beleidigter Bruder die Rache treiben kann, wenn man ihm alles geraubt hat. Sehen Sie hier einen Liebhaber zu ihren Füßen, dem die Wohlfarth seines Vaters theuer ist.

Mariane. Ach Argant!

Argant. Ein Wort, Mariane! wird für mich Leben oder Tod seyn.

Mariane. Stehen Sie auf.

Argant. Nein! ich muß zu Ihren Füßen entweder Erhörung erlangen, oder den Geist aufgeben.

Mariane. Was verlangen Sie von mir? Unglücklicher!

Argant. Rache!

Mariane. Grausamer! ersticken Sie dies elende Wort.

Argant. Sie wollen also meinen Tod? Das Unrecht eines geizigen Vaters ist Ihnen also theurer, als die Thränen eines Liebhabers? — Wie? Sie kehren Ihre Blicke von mir weg? Sie sind unruhig? Was habe ich zu hoffen.

Mariane. Ach! wozu bringen Sie mich!

Argant. An diesem Entschlusse erkenne ich meine Mariane wieder.

Mariane. (nach einiger Stille) Ach, ich komme, gleich als aus einem Traume wieder zu mir selber. Erklären Sie sich: was verlangt Ihr Vater?

Argant. Nichts, als die unglücklichen Papiere, in denen die väterliche Grausamkeit den ältesten Sohn aller seiner Güter beraubt, und die barbarische Gerechtigkeit diesen Raub gebilliget hat.

Mariane. Und die soll ich Ihnen ausliefern? Argant! Bedenken Sie auch, was Sie damit sagen? Heißt das nicht eben so viel, als ob Sie mir riethen, meinen Vater zu bestehlen? Nein, Argant, so lange noch die Grundsätze der kindlichen Pflicht bey mir von einigem Gewichte sind; so werden Sie mich zu solchem Laster umsonst bereden.

Argant. Zu einem Laster? — Kann Mariane so niedrig von Ihrem Argant denken? Werden Sie dadurch lasterhaft, wenn man Ihnen Mittel zeigt, wie Sie gerechter, als ein grausamer Vater, und selbst wie die Gerechtigkeit handeln können. O, überlassen Sie mir nur den Anschlag dieser Sache. Herr Simon, mein Vater und ich, werden nichts von Ihnen begehren, was mit Ihrer strengen Tugend nicht bestehen kann. Bedenken Sie wohl, Mariane! daß auf diesen Ausschlag das Glück einer ganzen Familie ankömmt. Welcher Triumph wird das für Marianen seyn, ein Unrecht wieder gut gemacht zu haben, das doch über lang oder kurz den Fluch über die Familie Ihres unversöhnlichen Vaters hätte bringen müssen — Sie stehen in tiefen Gedanken?

Mariane. Wohlan, Herr Argant! Sie sollen die unglücklichen Papiere aus meinen Händen haben.

Argant. O, meine theuerste Mariane!

Mariane. Sehen Sie, wie weit meine Zärtlichkeit für Sie geht. Ich verliere zwar durch diesen Schritt meinen

nen Vater, Ihre Liebe, und die Hochachtung der ganzen Welt.

Argant. Mariane!

Mariane. Genug, in einer Stunde will ich Ihnen an diesem schrecklichen Orte dies Denkmaal meiner Schande überliefern. Beruhigen Sie sich.

Neunter Auftritt.

Argant, (allein)

Mariane! — Mit welcher Gesinnung verläßt sie mich! O, ich muß —

Zehnter Auftritt.

Arnold. Simon. Argant.

Arnold. Wohin? mein Sohn!

Simon. Wie steht es mit unserm Anschlage?

Argant. Ach! Herr Simon!

Arnold. Ich fürchte, deine thörichte Liebe wird das Interesse deines Vaters hindan setzen.

Simon. Nun, was sagt sie? Geschwinde! was haben Sie mit einander beschlossen?

Argant. Mein Unglück.

Arnold. Habe ich nicht recht gemuthmaßt? Herr Simon!

Argant. Mariane will mir in einer Stunde hier in diesem Saale die Papiere zwar ausliefen; — aber —

Simon. Was denn für ein Aber?

Argant. Sie will auch aufhören mich zu lieben.

Simon. Kindereyen! Befürchten Sie nichts. Ich habe schon alles beschlossen! wenn wir nur erst die Papiere haben.

Argant. Bürgen Sie mir für Marianens Hochachtung?

Simon. Ach, Possen! eine Stunde verstreicht bald; und da werden Sie alles erfahren. Kommen Sie! Es möchte uns hier jemand überfallen. Wir wollen auf meinem Zimmer unsern Operationsplan noch recht überdenken. Wenn man einmal was beschlossen hat; so gehört nur eine halbe Heldenseele dazu, um es auszuführen.

Ende des zweeten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Leander. Jean.

Jean.

Wahrhaftig, das ist lustig! Sie spielen der Galanterie einen einfältigen Streich!—

Leander. Meynst du?

Jean. Aber Sie lachen ja nicht.

Leander. Bist du närrisch! Ist denn der Streich so lächerlich?

Jean. Ja gewiß ist er lächerlich; recht sehr lächerlich. Ich glaube, die Luft ihres Vaterlandes hat Sie ganz wieder angesteckt. Sagen Sie mir nur, haben Sie denn wirklich itzt um Marianen bey dem alten Erast angehalten?

Leander. Ja!

Jean. Schön!

Leander. Und ihren Bräutigam, dem Argant zum Possen.

Jean. Das ist zwar nicht schön; es ist aber lustig; und folglich mag es bey Ihnen auch schön seyn — Und der alte Schwiegervater?

Leander. Je, nun? Der Schwiegervater?

Jean. Nun? —

Leander. Seine Miene hat mir viel versprochen.

Jean. Ich traue der Mienensprache nicht viel. Wenn die andere schwerfällige, und doch wohlklingende Sprache — Sie verstehen mich schon, mein Herr!

Leander. Du sprichst gar nicht dunkel.

Jean. Wenn diese Sprache von dem alten Erast zu uns nur geredt würde, gelt! das wäre zuversichtlicher. — Und Mariane?

Leander. Die ist hiebey überflüßig.

Jean. Zum Teufel! überflüßig? die Hauptperson?

Leander. O, sie würde bey mir als Frau nur eine Nebenrolle spielen.

Jean. Ventre bleu! es ist auch wahr. Sie sind keiner von den altmodischen Deutschen, der seine Frau noch nach der Hochzeit lieben sollte. Was würde uns sonst unsre Reise nach Paris helfen, wenn wir die Sitten unsrer Großmütter nicht gegen die Gebräuche der galanten Welt hätten zu vertauschen gewußt.

Leander. Du kannst wol Recht haben.

Jean. Aber, lieber Herr Leander! wenn es nun zur Ehestiftung kömmt?

Leander. So behelf ich mich mit Prahlen.

Jean. Und Herr Erast? —

Leander. He?

Jean, Wird damit nicht zufrieden seyn.

Leander. So kann ich ihm nicht helfen.

Jean. Und so werden Sie Marianen nicht bekommen.

Leander. Nichts leichter als das! Narr, wenn ich nicht noch einem Vater am Leben hätte.

Jean. Leyder! haben Sie einen Vater. Aber Sie wissen ja selbst nicht einmal, ob er noch lebt, wie Sie mir mehr als einmal erzählt haben. Und wenn er auch wirklich noch lebte, so sagen Sie mir: was soll uns wol ein Vater

helfen, der zwar so gefällig gewesen, und sich aus Liebe zu uns ruinirt hat: aber, der nicht so viel Verstand besessen, ein neues Vermögen für uns zu erwerben; sondern sich heimlich von uns weggeschlichen hat; und vielleicht nach Pensilvanien, oder Gott weiß, wohin gegangen ist.

Leander. Eben seine Entfernung kömmt mir itzt vortrefflich zu statten. Ich habe immer gehört, daß mein Vater nach Ostindien gegangen; und ich habe diesen Umstand bey dem alten Erast gebraucht, mein Vermögen, und die Umstände meines Vaters über alle Maaßen herauszustreichen.

Jean. Und Herr Erast ist so einfältig, und glaubt Ihnen?

Leander. Du weißt, ich trage noch einige alte Wechsel aus Frankreich von dem Grafen von Roselle bey mir. Diese habe ich dem Alten nur von weiten, mit dem Betheuren gewiesen, daß es Wechsel von meinem Vater wären, und die haben ihm eine sehr gute Meynung von mir beygebracht.

Jean. Und in Ihnen, mein Herr! die Begierde erregt, von seiner alten deutschen Redlichkeit Profit zu ziehen.

Leander. Warum das nicht? Brauche ich nicht Geld? und glaubst du nicht, daß es endlich einmal Zeit ist, dem verdammten Glück einen Possen zu spielen; da es so eigensinnig ist, sich nie mit mir ins Spiel einzulassen?

Jean. Ach freylich! Das Glück hat mit Ihnen noch immer nur blinde Kuh gespielt. Wenn es aber nur einmal auf eine Karte setzen; und ein Paroli, oder Trent Leva machen wollte: dann glaube ich, mein Herr, würden wir nicht Beutel genug zu versiegeln haben.

Leander. Herr Erast ist mir itzt so viel werth, als das dumme Glück. Er hat bereits seine Karte ausgesetzt.

Jean. Nun so schlagen Sie ab.

Leander. Heute noch.

Jean. Aber im Ernst, Herr Leander! was wollen Sie mit einer Frau anfangen?

Leander. Aber im Ernst, Monsieur Jean! das sind Sachen, darum Sie sich nicht zu bekümmern haben.

Jean. Nicht? mein Herr! — Mich deucht, auf allen unsern Reisen, und bey den vielen Widerwärtigkeiten, die Ihnen entweder in den Weinhäusern oder im Serail zugestossen sind, hat Ihnen der Rath Ihres treuen Jean noch immer gute Dienste geleistet. Und, da ich die Ehre habe, Sie so gut, als mich selbst zu kennen, so ist die Frage, was Sie mit einer Frau anfangen wollen? so übel eben nicht.

Leander. Narr! was habe ich mit meinem Vater angefangen?

Jean. Mit Ihrem Vater? — Eine wunderliche Frage! — Den haben Sie —

Leander. Geplündert! Nicht wahr, das wolltest du sagen?

Jean. Gedacht habe ich es wenigstens.

Leander. So will ich es auch mit Marianen machen. Ich brauche Geld, aber keine Frau. Und weil ich das erstre ohne die letztre nicht bekommen kann; wenigstens nicht so leicht; sieh, so habe ich beschlossen, Marianen zu heyrathen.

Jean. Und zu plündern! Wahrhaftig, Ihre Gründe sind kürzer und nachdrücklicher als des Argant seine ganze Gelehrsamkeit. Sie haben es also beschlossen, sagen Sie. Aber, Herr Leander! ich wünschte nur, daß Herr Erast, und der alte Eisenfresser von Seecapitain, der Herr Simon, es auch schon beschlossen hätten; denn der letztre scheint hier im Hause verteufelt viel zu gelten. Ich habe es beschlossen! das ist die ewige Sprache des alten Pulvergesichts. Still! ich höre jemand. Mich deucht, daß es Herr Simon ist. Lassen

Sie sich nicht sehen, mein Herr! es möchte Händel zwischen Ihnen Beyden setzen.

Leander. Narr! Vor dem Wasserinvaliden sollte ich mich fürchten?

Jean. Nehmen Sie doch guten Rath an. Reizen Sie ihn wenigstens nicht: denn wenn es auf die Courage ankömmt, möchten wir zuletzt doch verlieren. Glauben Sie mir, ein Seecapitain ist wahrhaftig nicht so leicht zu attaquiren, als eine Madam Bellegarde.

Leander. Schweig! da kömmt er. Ich werde mich schon zu mäßigen wissen. Ich muß nur bedacht seyn, ihn auf meine Seite zu bringen.

Jean. Das gebe der Himmel.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Erast. Simon.

(Beyde, ohne Leandern anfangs gewahr zu werden.)

Simon. Ja, ja, Herr Erast! das habe ich beschlossen.

Erast. Meinethalben! Sie sollen aber sehen, was ich beschliessen werde. Kurzum, dem Herrn Leander habe ich schon halb mein Wort gegeben.

Jean. Ich gratulire, mein Herr!

Simon. Wie? diesem Windbeutel? diesem Nichtswürdigen?

Jean. Itzt müssen Sie gar keine Ohren haben.

Simon. So lange ich noch etwas über Sie vermag, wird aus diesem Versprechen nichts werden: denn ich habe es beschlossen.

Jean. Beschliessen Sie, ganz ruhig zu seyn.

Erast. Reden Sie nur, reden Sie nur!

Simon. Versprechen Sie nur, versprechen Sie nur! Aber ich habe es beschlossen; und der Teufel wird doch nicht so viel Gewalt über Ihren Geldkasten haben, daß er mit Ihrem Vermögen einen liederlichen Bettler bereichern sollte.

Erast. Wie? was? einen Bettler? Leander, der einen reichen Vater in Ostindien hat.

Simon. O ja! ich kenne den reichen Vater.

Jean. O weh! Herr Leander!

Erast. Vielleicht so wie den Herrn Arnold und seinen Sohn. Sie bereden mich umsonst. (Indem er Leandern gewahr wird) Sehen Sie nur, was Sie gemacht haben, da ist Herr Leander.

Simon. Desto besser! (Zum Leander.) Mein Herr! ich glaubte nicht, daß Sie hier wären; inzwischen thut es nichts; und ich revocire auch nichts. Das ist bey einem Seecapitain so Mode. Ihr Bedienter wird vermuthlich mein Compliment ausgerichtet haben. (zum Jean.) He! Schlingel! Hast du deine Commission bestellt?

Jean. Setzen Sie alle Formalitäten an die Seite, wenn ich bitten darf.

Leander. Herr Simeon! Es ist hier der Ort nicht, Ihnen Ihre Beleidigung zu erwiedern. Die Gegenwart des Herrn Erast verbietet mir, Ihnen diejenige Antwort zu geben, die Ihre Commission billig verdient hätte.

Simon. O, antworte mir nur, guter Bursche! antworte nur!

Erast. Mäßigen Sie sich, Herr Simon!

Leander. Sie sehen, Herr Erast! wie sehr man mich beleidigt; und Ihre Gewogenheit, mit der Sie mir zu dem Besitz von Marianen einige Hofnung gemacht haben —

Simon. Das ist noch nicht beschlossen.

Leander. Diese Gewogenheit hat in diesem Herrn alle die Feindschaft gegen mich erregt.

Simon. So lange ich noch Simon heisse, und ein paar gute Fäuste habe, dir deine Larve abzureissen; so lange soll aus allen deinen Anschlägen auf Marianen nichts werden: denn ich habe es beschlossen!

Erast. Aber ich noch nicht. Schämen Sie sich, Herr Simon! Schickt sich wohl eine solche Aufführung für Ihren Charakter.

Simon. Der Donner nicht einmal!

Erast. Kurzum, Herr Leander! Hier haben Sie meine Hand. Suchen Sie Marianen zu gewinnen: mein Wort haben Sie.

Simon. Das wird hiebey nichts helfen.

Erast. So?

Simon. Sie sollen schon gezwungen werden.

Erast. Wer will mich zwingen?

Simon. Ihre eigne Tochter.

Erast. Possen! Sie träumen.

Simon. O, für einen Träumenden rede ich noch verständlich genug; und wenn alle Träume so gut in die Erfüllung gehen, als der meinige: so wird man alle Traumbücher wegwerfen, und zu mir kommen.

Leander, (vor sich.) Er hat unter der Linie einen Stich von der Sonne bekommen.

Simon. Was murmelt er da? (Zum Jean.) He! Du, sprich: was sagt er?

Jean. Er sagt —

Simon. Nur heraus!

Jean. Er sagt: Alle Seecapitains, die unter der Sonne gewesen, hätten so was Gebietrisches, — so was Rauhes, — o, ich weiß selbst nicht recht was er sagt.

Simon. Und die meisten deutschen Laffen, die in Frankreich gewesen, haben ein eben so liederliches Wesen, und verderbtes Herz mitgebracht, als du und dein Herr.

Leander, (hitzig) Mein Herr!

Simon. Schweig, und brich mir den Mund nicht auf! Erinnre dich nur, was du hier im Saale mit Arganten gesprochen.

Leander. Mit Arganten?

Simon. Sie glauben nicht, Herr Erast! was für ein allerliebstes Bild er von einem Ehmann machen kann.

Leander. Sie werden doch keinen Scherz —

Simon. Schweig, niederträchtige Seele!

Leander, (hitzig.) Ey! mein Herr!

Simon, (der die Hand an den Degen legt.) Packe dich fort: ich muß sonst meinem Degen den Schimpfanthun, und ihn mit dem Blute eines Narren beflecken.

Leander, (der Miene macht, den Degen zu ziehen.) Ha! das geht zu weit.

Erast. Was wollen Sie machen?

Jean. Bedenken Sie nur: ein Seecapitain!

Erast. Gehen Sie, Herr Leander! wenn Sie noch einigermassen Achtung für mich haben. Ich will alles wieder gut machen.

Leander. Sie haben zu befehlen.

Jean. Der Himmel segne den braven Secundanten.

(Er geht mit Leandern ab.)

Simon. Hätten Sie ihm nur seinen Willen gelassen: ich würde sein Jungferngesichtchen ein bischen marquirt haben. Ich hätte vielleicht allen Mädchen dadurch einen herrlichen Dienst geleistet: denn viele dieser unschuldigen Dinger lassen sich bloß durch die Larve, und durch das unsinnige Geschwätz solcher gereisten Narren verführen.

Dritter Auftritt.

Erast. Simon. Ein Bedienter, und hernach der Alte.

Ein Bedienter. Herr Simon! Ein alter zitternder Mann frägt nach Ihnen. Ich habe ihn abweisen wollen: aber er besteht durchaus darauf, Sie selbst zu sprechen. Inzwischen glaube ich, daß ein Allmosen sein ganzes Geheimniß seyn wird; denn er hat mir ziemlich das Ansehen darnach.

Erast. So mag er sich fortpacken.

Simon. Nein, Herr Erast! Man muß keinen Menschen abweisen; am allerwenigsten einen Armen. Zu wem sollen diese Leute sonst ihre Zuflucht nehmen? Wir reiche Leute sind desfalls da, damit wir die Noth dieser Elenden erleichtern sollen. Gehe, mein Sohn! und laß ihn herein kommen.

(Der Bediente geht ab.)

Erast. Hätte ich doch in einem Soldaten kaum so viel Erbarmung vermuthet.

Simon, Die schönsten Tugenden finden sich da am ersten, wo man sie am wenigsten sucht. (Zu dem Alten, der mit einem schüchternen Wesen, und mit Blicken, die Freude und Empfindung zugleich verrathen, herein tritt.) Was wollt Ihr? mein Freund! — Tretet näher.

Der Alte, (stotternd; und indem er ihm einen kleinen Beutel mit Geld reichen will.) Da, mein Herr! — Nehmen Sie. — Ich hätte es Ihnen schon längst bringen sollen.— Es sind zweyhundert Thaler in Gold, richtig gezählt.

Simon. Wie? Was heißt das? Was soll ich mit dem Gelde?

Der Alte. Nehmen Sie nur — Es gehört Ihnen, mein Herr! — Ja, es gehört Ihnen. — ganz gewiß.

Simon.

Simon. Mir?

Der Alte. Ja. — Ach, Sie wissen es wol! — Vergeben Sie mir, es ist nicht meine Schuld, daß ich es Ihnen nicht ehe gebracht habe.

Simon. Ihr irrt euch, mein Freund! Ich habe nichts verlohren: man hat mir auch nichts gestohlen; und wenn es —

Der Alte. Ach, nein! mein Herr! Ich bin es Ihnen schuldig — Sie wissen es wol — Erinnern Sie sich nur.

Simon. O, ich verstehe euch nicht. Ihr haltet mich gewiß für einen andern.

Der Alte. Ach könnte wol jemand anders als Sie Herr Simon seyn! (Er weint.)

Simon. Geht, mein guter Alter! Behaltet euer Geld: es kömmt mir nicht zu.

Der Alte. Wie? mein Herr! Sie kennen mich nicht mehr? — Ach, ich sehe es wol. Ja, man vergißt niemand leichter als unglückliche Personen. — Erinnern Sie sich eines Elenden nicht mehr, der, — o Gott! warum mußte ich doch gebohren werden! — Herr Simon! ich würde vielleicht glücklich gewesen seyn, wenn ich nicht Vater wäre. — Sollten Sie nach diesem Geständniß noch nicht wissen, wer ich bin?

Simon. Himmel! — Sie, wären das? O lassen Sie sich umarmen, unglücklicher Freund!

Der Alte. Sie waren die einzige Stütze in meinem Elende.

Eraſt. Das sind lauter Geheimnisse für mich.

Simon. Aber, was hat Sie so sehr verändert?

Der Alte. Gram und ein fremdes Clima! lieber Herr Simon!

Erast. Was ist denn das? So sagen Sie doch!

Der Alte. Herr Simon! ich hatte einen Sohn. —

Simon. Ich verstehe Sie. — Herr Erast! das ist Leanders Vater.

Erast. Der Bösewicht! Er hat mich also betrogen.

Der Alte. Was sagt er?

Simon. Sie sollen alles schon erfahren. Nun, Herr Erast! Zweifeln Sie nun noch, daß alles so gehen wird, wie ich es beschlossen habe?

Der Alte. Diese zweyhundere Thaler, Herr Simon! die Sie mir vor zehn Jahren liehen —

Simon. Nun?

Der Alte. Haben einigermaßen mein Glück gemacht. (zum Erast) Mein Herr! Sie wissen vielleicht nicht, wie übertrieben meine Zärtlichkeit gegen meinen Sohn war; und wie der Niederträchtige, nachdem er mich rein ausgeplündert, mich im Gefängniß und Elend hätte umkommen lassen, wenn nicht dieser großmüthge Freund mir beygesprungen, meine Schulden bezahlt, und mir noch überdem eine Anleihe von zwey hundert Thalern gemacht hätte. Ich gieng mit diesem kleinen Capital nach Holland; fand aber bald Gelegenheit, durch die Empfehlung eines dortigen Kaufmanns nach Ostindien zu gehen. Und weil ich überzeugt war, daß der Handel den armen Adel ernährt, aber gewiß nicht beschimpft; so brachte ich es so weit, daß ich selbst einen ziemlich glücklichen Handel anfangen konnte. Ich habe dabey so viel gewonnen, daß ich die Neigung, in meinem Vaterlande zu sterben, befriedigen kann; und mein ganzes kleines Vermögen besteht in einigen Wechselbriefen, die auf Amsterdam gestellt sind. Sehen Sie, das ist im Kurzen meine Geschichte. Ich würde gewiß eben so niederträchtig wie

mein Sohn seyn, wenn ich mich nicht gegenwärtig von meiner Schuld losmachen wollte.

Simon. Nein, nein! Sie sind mir nichts schuldig.

Der Alte. Ich habe immer geglaubt, daß Sie an meiner Aufrichtigkeit zweifeln würden, weil ich nun schon über zehn Jahre ihr Schuldner bin. Aber ich bin erst gestern hier angelangt. Ich habe mich sogleich nach Ihnen, mein lieber Herr Simon! erkundigt; und man hat mich hieher gewiesen.

Simon. Denken Sie itzt an nichts, als an ihre Ruhe. Der Himmel hat Sie gesegnet: Sie verdienten es. Und ich danke Gott, daß er mich zum Werkzeug dazu gebraucht hat — Aber, guter Alter! Sie kommen eben zur gelegenen Zeit. Sie sollen von allen ein Zeuge seyn, was ich beschlossen habe.

Erast. Sie können bis zu ihrer bequemen Einrichtung bey mir wohnen.

Simon. Geschwind, ich höre jemand. Sie müssen sich nicht ehe wieder sehen lassen, bis es Zeit seyn wird.

Der Alte. Gut! ich überlasse mich Ihrem Willen.

Simon. (im Hineingehen) Fort! fort! ich habe schon alles beschlossen.

Vierter Auftritt.

Leander. Jean.

Jean. Aber, sagen Sie mir nur, ob Sie mehr als einen Hals daran zu wagen haben?

Leander. Moralisire so viel du willst: du mußt dich dazu bequemen, meinen Vater vorzustellen.

Jean. Herr Leander, auf meinen Knien ersuche ich Sie: wenn Sie ja beschlossen haben, Thorheiten vorzuneh-

men; so haben Sie doch die Gnade, und setzen sich der Gefahr derselben allein aus: aber lassen Sie einen armen unschuldigen Bedienten in Ruhe.

Leander. Feige Memme! vor wem zitterst du?

Jean. Denken Sie nur an den Seecapitain!

Leander. Kurz, Jean! Du mußt mir diesen Dienst erzeigen. Es kömmt itzt auf nichts an, als den Erast zu hintergehen, und dem alten Simon, der an den guten Umständen meines Vaters zu zweifeln scheint, Sand in die Augen zu streuen. Du bist in der Verstellungskunst geschickt: ich weiß, du kannst einen alten Ton und eine abgelebte Stellung sehr gut annehmen — Bedenke einmal, mein lieber Jean! wenn ich durch deine Vermittelung mir so viele tausend Thaler erfreyen könnte!

Jean. Aber, bedenken Sie nur, mein allerliebster Herr! wenn man mich erkennen, und mir die Procuration Ihres Vaters mit vollwichtigen deutschen Stockschlägen bezahlen würde.

Leander. Das wird nichts zu sagen haben.

Jean. Wenn es aber wäre? In diesem Falle verhüte nur der Himmel, daß es nicht die Hand des alten Seecapitains seyn möge, die meinem Rücken ein Compliment macht. Diese Herren haben dergleichen so gut gelernt, daß man schwören sollte, dies sey das Einzige, worinn ihre ganze Kriegswissenschaft bestehe.

Leander. Laß uns keine Zeit verlieren. Komm, geschwinde. Du sollst eins von meinen altfränkischen Kleidern anziehen, worinn dich hier niemand kennen wird. Ich werde dich herein führen, wenn die beyden Alten hier im Saale sind. Spiele deine Rolle ja gut.

Jean. Glauben Sie mir, mein Herr! ich möchte bey der Comödie lieber Zuschauer als Akteur seyn. Zwan-

zig Mädchen wollte ich Ihnen viel ruhiger verführen helfen; als ein einzigesmal auf die Art Vater seyn.

Fünfter Auftritt.

Arnold, (allein)

Dies ist ohngefehr die Zeit, da Mariane meinem Sohn die Auslieferung der unglücklichen Papiere versprochen hat — Ich fürchte noch immer, daß der Anschlag des alten Simon zu unüberlegt ist. Inzwischen hilft es nun nichts weiter. Er hat seinen harten Kopf; und was der einmal beschlossen hat, das muß durchgehen. Dieser Gedanke ist seinen Handlungen eben so zur Triebfeder geworden, als er in seinem Munde zum Sprichworte geworden ist. Still! — Mich deucht, ich höre jemand. Ich möchte aus vielen Ursachen nicht gern sehr weit von der Auslieferung dieser wichtigen Papiere seyn — Hier in diesem Cabinette kann ich zur Noth alles ungesehen anhören — Da kömmt Argant. Es ist Zeit, daß ich auf meinen Posten gehe.

Sechster Auftritt.

Argant, allein (er geht tiefsinnig herum, wirft sich hernach in einen Lehnstuhl, und spricht nach wenigen Minuten)

Ich mag der Sache nachdenken wie ich will, so ist auf allen Seiten die Gefahr und die Schande gleich. Hier, Mariane, die an ihrem Vater zur Verrätherinn werden soll: und dort, die Wuth, mit der zween Brüder ihre Rechte behaupten werden, sobald die Sache entdeckt ist. Herr Simon! Herr Simon! Sie haben diesmal gewiß früher beschlossen, als überlegt — (Er steht auf) Mariane bleibt sehr lange! — Wer weiß, ob sie nicht in diesem Augenblicke

blicke mit den unglücklichen Papieren zu ihrem Vater eilt, sein Knie umfaßt, und die Verschwörig entdeckt — Und ich? — Welch ein fürchterlicher Gedanke, den meine Einbildungskraft gebiert! — Nein, nein! Die Liebe gilt mehr als die kindliche Pflicht — Aber auch bey Marianen? Genug! dieser Augenblick muß die Ruhe meines Vaters und das ganze Glück meiner Liebe entscheiden. (Er setzt sich wieder) Wie bin ich so unruhig! — Still! Wer kömmt? — Himmel! da ist sie.

Siebenter Auftritt.

Mariane. Argant. nachgehends Crast und Arnold.

Argant. Kommen Sie, Mariane! machen Sie einen Vater wieder glücklich, an dessen Ruhe das Antheil ihrer und meiner Liebe hängt — Aber, was sehe ich? Thränen benetzen ihre Wangen? Ach! Mariane will mein Glück nicht?

Mariane. Habe ich wol sonst was gewollt? Grausamer! Aber, daß Sie mich zur Verrätherinn machen, daß Sie den Pflichten des Gehorsams die Pflichten der Liebe vorziehen, daß das Laster der Preis unsrer Liebe seyn soll, das, Grausamer! ist schrecklich!

Argant. Was höre ich?

Mariane. Genug, ich habe Ihnen die Papiere versprochen; und hier sind sie. Aber der Tod wird mich bald dieser Schande entreißen.

Argant. Nein! nun mag ich sie nicht. Was helfen mir alle diese Güter ohne Ihr Herz? Nein! Sie haben mich nie geliebt. Ich dachte es wol, daß ich durch diese Rache meines Vaters nur ein Eigennütziger in Ihren Augen seyn

würde — Ich unglücklicher! Geben Sie mir diese fatalen Schriften. Ich will — (zum Erast, der eben hereinkömmt) Kommen Sie mein Herr! Sehen Sie, was hier vorgeht. Bewundern Sie die strenge Tugend Ihrer Tochter. Sie verwundet Sie auf der empfindlichsten Seite. Sie dient Ihrem ärgsten Feinde: diesem giebt sie mit diesen Papieren Ihre Güter in die Hände.

Mariane. Ach!

Argant. Hier überliefere ich sie Ihnen wieder.

Arnold. (Der eilends bey diesen Worten aus dem Cabinette kömmt, und dem Argant die Schriften aus den Händen reißt) Unwürdiger Sohn! ist das der Lohn meiner Zärtlichkeit?

Erast. Gerechter Himmel!

Arnold. Du verräthst mich dem größten Barbaren, den jemals die Erde getragen hat?

Erast. Arnold!

Arnold. Ja; es ist Zeit die Maske fallen zu lassen.

Erast. (zu Marianen, die in einen Lehnstuhl gesunken) Was heißt das? Mariane!

Mariane. Ach, ich umfasse Ihr Knie.

Argant. Hier kömmt jemand, der Ihnen am besten Nachricht geben kann.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Simon.

Mariane. Ach, Herr Simon! unterstützen Sie eine Unglückliche.

Erast. Kommen Sie, man betriegt mich, Herr Simon!

Simon. Wer?

Erast. Arnold!

Simon. Ihr Bruder?

Erast. Er?

Simon. Ja, ja! ich hatte es beschlossen.

Erast. Und Mariane!

Simon. Auch dies hatte ich beschlossen. Der ganze Handel kömmt von mir.

Erast Schändlicher Freund!

Arnold. Nicht umsonst, Grausamer! hatte ich dein Herz vorhin gegen einen Bruder empfindlich machen wollen. Aber vergebens! Ich fand es für die Regungen der Menschlichkeit verschlossen. Du siehst hier den unterdrückten, gekränkten und verlassenen Bruder vor dir, der längst ein Raub der bittersten Armut geworden wäre; wenn nicht die Großmuth des Herrn Simon mir mein Elend erleichtert hätte. Alles was geschehen, ist auf sein Anstiften geschehen. Mariane ist unschuldig: und ich beschwöre dich, Barbar! nichts zu ihrem Nachtheil zu unternehmen. Das ist die einzige Gefälligkeit, die ich von dir verlange. Hier sind die verhaßten Papiere wieder. (er wirft sie auf einen Tisch) — Dringen Sie nicht mehr in mich, Herr Simon! mich meines Rechts zu bedienen. Eine jede Rache, die ich an diesem Unwürdigen nähme, würde meinem Herzen zum ewigen Vorwurf gereichen.

Simon. Ist es möglich, Herr Erast! daß die Stimme des Blutes Ihrem Gewissen so fremd ist! die grausame Ungerechtigkeit eines Vaters ist in Ihren Augen also eine Tugend, die weit über die Menschlichkeit geht — Sie schweigen? — Ich schäme mich, daß ich so viel beschlossen hatte! — Ich sehe wol, Herr Arnold! Sie haben zum zweytenmal einen Bruder verloren. Kommen Sie: ich will Ihr Bruder seyn. Ja, das habe ich beschlossen.

Erast. (nach einiger Stille zu Arnolden) Unglücklicher! Ja, ich bin dein Bruder. (Er umarmt ihn)

Arnold. Ach wie sehr belohnt dieser Augenblick den Kummer von vielen Jahren! Laß mich dich an mein brüderliches Herz drücken! — Herr Simon! wie glücklich bin ich nun!

Simon. Sagte ich nicht, daß ich es beschlossen hätte?

Argant. Bester Oncle!

Arnold. Und Mariane?

Erast. Sie lieben sie, Argant! (indem er ihm die Papiere giebt) Sehen Sie hier meine Antwort.

Argant. (Der sich zugleich mit Marianen ihm zu Füssen wirft) O, ich sterbe für Freuden!

Mariane. Bester Vater!

Erast. Meine Kinder! Umarmt mich. Steht auf. Ich verbinde mit dem Abtritt dieser Rechte eines Bruders noch einen Brautschatz von dreyßig tausend Thalern.

Argant. (der seinem Vater die Papiere giebt) Nehmen Sie diese schriftliche Versicherung der brüderlichen Aussöhnung; und vergeben Sie mir die Unruhe, die ich Ihrem Herzen gemacht habe.

Arnold. (der ihn umarmt) Sie ist reichlich belohnt, mein Sohn!

Simon. Und der alte Seecapitain, der alles beschlossen hatte, geht leer aus?

Argant. (der zu ihm fliegt und ihn umarmt) Sie verdienen alles, theuerster Herr Simon!

Simon. Ihnen lieber Herr Arnold! habe ich einen Bruder wiedergegeben; denn das hatte ich beschlossen. Nun ist mir nichts mehr übrig, als, daß ich auch dem Leander einen Vater wieder gebe. Bleiben Sie alle hier: ich will

ihn rufen, und vor ihren Augen — Doch beym Element! da ist er selbst.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Leander.

Leander. Herr Erast! werden Sie mir erlauben, daß ich Ihnen meinen würdigen Vater vorführen darf?

Simon, (vor sich.) Seinen Vater!

Erast. Sehr gern.

Simon, (vor sich.) Zum Teufel! sollte er ihn schon gesprochen haben? (Laut) Wie? Haben Sie Ihren Vater schon gesehen?

Leander. Ja, mein Herr!

Simon. Der alte gutherzige Geck!

Leander. Was mein Herr!

Simon. Nichts. (Indem Leander nach der Thüre geht und den Jean herein führt.) Die Weichherzigkeit hat doch immer sein Unglück gemacht.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, Jean, hernach der Alte.

Jean, (mit vielen Complimenten.) Mein Herr! — die Freude — meines Sohnes —

Mariane. Das ist Jean!

Argant. Der Bösewicht!

Simon. Erlauben Sie mir Herr Leander! daß ich Ihnen auch einen Vater präsentiren darf. (Er ruft laut.) Kommen Sie herein, mein Herr! Sie sind hier eines kleinen Mißverständnisses wegen nöthig. Man möchte Sie sonst

um Ihre Vaterrechte bringen; bey deren Verlust Sie zwar immer noch mehr gewinnen als verlieren würden.

Jean, (zum Leander.) Zum Teufel! mein Herr! ich werde hier Contrebande.

Simon, (der sich dem Jean nähert, und ihm steif ins Gesicht sieht.) Spitzbube! deine Larve ist zu kenntlich, um mit selbiger den ehrlichen Mann zu spielen.

Jean. Sie sehen, ich bin nur ein geliehener Vater.

Der Alte, (zum Leander.) Erkenne mich, unwürdiges Kind! Sieh, Undankbarer! Wie stark der Gram auf das Herz eines Vaters wirken kann! — Diese plötzliche Erscheinung warst du dir wol nicht vermuthen, Bösewicht! Und um deine Verbrechen noch vollkommner zu machen, nimmst du zum Betruge deine Zuflucht, und denkst, mit der ehrwürdigen Rolle eines Vaters, die dieser elende Kerl spielen soll, der dir in allen Thorheiten gleich ist, Erasten, deinen Wohlthäter, zu betriegen.

Leander, (vor sich.) Welcher Schimpf! (laut, indem er sich vor ihm niederwerfen will.) Mein Vater!

Der Alte, (der ihn zurück hält.) Nein, Undankbarer! — Erst deine Laster wieder gut gemacht. (Zu den Uebrigen.) Vergeben Sie mir insgesammt, daß ich Ihre Freude durch diese plötzliche Erscheinung unterbrochen habe. Sie wissen nicht, wozu der Verdruß einen gekränkten Vater bringen kann. Herr Simon, der mich dazu vermocht hat, mich auf die Art in Ihrer Gegenwart meinem nichtswürdigen Sohn zu zeigen, mag mich entschuldigen.

Simon. Ja, ja, ich hatte es beschlossen. Kommen Sie, Alter! überlassen Sie ihm seinen Betrachtungen. Erst die Reue; dann die Vergebung. Folgen Sie mir alle.

Eilfter Auftritt.

Leander, (der sich aus Verdruß in einen Lehnstuhl wirft.) **Jean.**

Jean. Meine Theatervaterschaft hat verhenkert kurz gedauert. Ich muß wol nicht die rechte Stellung und Miene eines Vaters annehmen können. Das kömmt aber vermuthlich daher, weil wir uns niemals um die Väter viel bekümmert haben. Sie, mein Herr! wollte ich viel leichter copiren.

Leander. Schweig!

Jean. Ich denke gar, Sie werden ernsthaft. O, die geschwindesten Bekehrungen dauern gemeiniglich am kürzesten; das ist mein Trost.

Leander. Geh mir mit diesem Anzuge aus den Augen; wenn du nicht willst, daß ich dich auf der Stelle umbringen soll.

Jean. Sachte, sachte! Um den Preis bin ich nicht Vater geworden. — Was zürnen Sie mit mir? — Hier drinnen ist der rechte Vater, mit dem Sie es zu thun haben.

Leander. Entweich, sag ich dir!

Jean, (im weggehen.) Das ist ein Schimpf für alle Väter.

Zwölfter und letzter Auftritt.

Leander. Simon, welcher mit dem Alten herein kömmt, und sich hinter Leanders Stuhl stellt.

Leander. Der Bösewicht soll mir nie wieder vors Gesicht kommen. Wäre er nicht ein so bereitwilliger Handlanger aller meiner Laster gewesen; vielleicht stünde es itzt besser

um mich. — Doch, was gebe ich einem Elenden, einem Nichtswürdigen die Schuld? Mir, mir selbst; meinen jugendlichen Thorheiten; der abgeschmackten Sucht, fremden Sitten nachzuäffen, und in der Ausschweifung eine Ehre zu suchen, diesen allein muß ich sie geben. — Und, was ist nun mein Lohn? Leyder, ein kränklicher Körper, der Spott tugendhafter Leute, und der Haß meines Vaters. Möchten doch alle junge Leute aus meinem Exempel Lehren der Klugheit nehmen! Verflucht sey der erste Schritt, den ich jemals mit so rohen Herzen, und mit so wenigem Verstande in die große Welt gewagt habe! — Meinen Vater habe ich ruinirt. — Ich Bösewicht! — Meinem Vater? — Aber, vielleicht sind seine Umstände nicht so schlecht, als sein äusserliches Ansehen. — Doch es sey! Geschehene Sachen sind nicht zu ändern: der Schall, der einmal in der Luft verflogen ist, wird umsonst wieder zurück gerufen. — Aber, mich, mich kann ich ändern. — Das will ich auch. Ich will von diesem Augenblick ein andres Leben anfangen: dann will ich zum Herrn Simon gehen, daß er mein Fürsprecher bey meinem Vater seyn soll. Ich will das Knie meines Vaters umfassen; und um nichts als seine Vergebung flehen.

Simon, (der ihm auf die Achsel klopft.) Die ist schon beschlossen!

Leander, (der plötzlich aufspringt, seinen Vater gewahr wird, sich vor ihm niederwirft, und ausruft:)

Ach, mein Vater!

Ende des dritten und letzten Aufzugs.

Der Liebhaber von Ohngefähr,

oder, die

Rückkehr zur Tugend.

Ein Lustspiel.

in einem Aufzuge.

Personen.

Hieronymus, ein alter reicher Kaufmann.

Caroline, seine Tochter.

Argant, ein Mensch auf gut Glück.

Richard, Carolinens Bräutigam.

Ein alter Kaufmann.

Peter, Argantens Bedienter.

Philip, Richards Bedienter.

Cathrine, Carolinens Mädchen.

Ein Gerichtsbedienter.

Der Schauplatz ist in dem Hause des Herrn Hieronymus.

Der
Liebhaber von Ohngefähr.

Erster Auftritt.

Hieronymus. Argant. Peter.

Hieronymus (im Hereingehen.)

Ey nicht doch, mein Herr! Sie müssen noch nicht weggehen. Ein so wichtiger Dienst ist des größten Dankens werth.

Argant. Um Vergebung mein Herr! ich habe bey der ganzen Sache nichts gethan, als was man einander in der Noth allemal schuldig ist.

Hieronymus. Und eben desfalls bin ich Ihnen die größte Erkenntlichkeit schuldig.

Peter.

Peter. Ja wahrhaftig, wenn es mein Herr nicht abgewehrt hätte; so wären Sie von der Klinge des verfluchten Kerls gerade an die Mauer gespießt. Die Quart inwendig wäre verteufelt niedrig angebracht gewesen; und Sie würden sogar ohne einen regelmäßigen Stoß auf den Rücken gelegen haben.

Hieronymus. Ich befinde mich besser dabey, daß ich wieder hier auf meinen zwey Beinen stehe.

Peter. Freylich! lieber mit einem Bein ein gesunder Kerl, als mit beyden Beinen eine Leiche.

Argant. Es freut mich gewiß recht sehr, daß ich Ihnen noch eben zur rechten Zeit zur Hülfe kam. Aber, sagen Sie mir, wer war dieser Nichtswürdige?

Hieronymus. Ein Liebhaber von meiner Tochter.

Argant. O! Sie spaßen.

Hieronymus. Nein, wie ich Ihnen sage.

Peter. Und er hätte Sie als Liebhaber attaquirt?

Hieronymus. Freylich!

Peter. Das ist lustig. Sonst brach man sich nur mit dem Rival den Hals; Aber, einer Schönen wegen mit dem Vater Lanzen zu brechen; das ist ein neues Seculum der irrenden Ritter.

Argant. Hat er denn Ihr Wort?

Hieronymus. Ja, das war eben die Sache.

Peter. Verzweifelt!

Argant. Aber, was haben Sie für Ursache ihm sein Glück sauer zu machen?

Hieronymus. Ich habe ihm nichts versprochen. Meine Tochter ist einmal dem Sohn meines Correspondenten bestimmt; er ist reich, und das heißt bey einem Kaufmann alles.

Peter. Da haben Sie recht. Kein Geld, kein Schweizer! Der lächerliche Ritter mag sich nur abführen. Es

ist

ist ihm vielleicht um die Person zu thun; nein, mein guter Lanzenbrecher! Der Herr Schwiegervater sieht weiter.

Hieronymus. Sie haben da einen drollichten Bedienten.

Argant. Er ist eine treue Haut, und desfalls halte ich seinem Lakayenwitz etwas zu gute.

Hieronymus. Ich bin mir alle Posttage Briefe, oder ihn auch selbst vermuthen. Ich habe vor einigen Monaten an meinen Bruder nach Leipzig das Portrait von meiner Tochter geschickt, um es dem Bräutigam von ihr zu überreichen.

Argant. Um Vergebung mein Herr! darf ich wol Ihren Namen wissen.

Hieronymus. Ich heiße Hieronymus.

Argant. Was höre ich? — Ach! dem Himmel sey Dank, daß ich in dem Augenblick, da ich nach Berlin komme, so glücklich bin, meinem Schwiegervater das Leben zu retten.

Hieronymus. Wie? Was? Sie wären der Sohn des Herrn Richard aus Leipzig?

Peter. Ja, so wie Sie uns da vor sich sehen (vor sich) eine verhenkerte Lüge!

Argant. Ja, mein guter Herr Hieronymus, ich bin der glückliche Sohn Ihres ehrlichen Correspondenten. Lassen Sie sich umarmen.

Hieronymus. Wie sehr hätte ich meinem Bruder die Freude gewünscht, daß er der Verbindung mit beygewohnt hätte, die er selbst gestiftet hat. Aber es werden nun wol schon über zween Monate seyn, daß er todt ist.

Argant. Ja, so lange ist es wol. Wir haben ihn alle beweint.

Peter. Wir haben ihn auch recht stattlich zur Erde bestätiget, den braven Mann! die ganze Kaufmannschaft von Leipzig ist mit langen Mänteln und nassen Augen seiner Leiche gefolgt: und ich, Herr Hieronymus, habe bey dem Begräbniß mehr Thränen vergossen, als die Trauerleute Wein getrunken haben.

Hieronymus. Ach! es war eine gute Seele von einem Bruder.

Argant. Weinen Sie nicht, Herr Schwiegervater. Er ist wohl daran, sein Ruhm überlebt ihn noch.

Peter. Ja, bey meiner Treue, es war ein grund guter Mann, der alte selige Herr.

Hieronymus. Narr! alt war er gar noch nicht.

Peter. (vor sich) Bald hätte ich was Schönes gemacht. (laut) Verstehen Sie mich nur recht. Ich meyne nicht, daß er alt von Jahren, sondern am Verstande war.

Hieronymus. Ja so! ach das war er gewiß.

Argant. Peter mag gern Umschreibungen machen, wenn er die Leute loben will.

Peter. Es war ein rechter Phönix der Handlung, ein uneigennütziger Kaufmann, und ein Mann, von dessen Schroot und Korn es wenige mehr giebt.

Hieronymus. Ach!

Argant. Seyn Sie munter, Herr Hieronymus. Lassen Sie Ihren seligen Herrn Bruder ruhen, und denken Sie vielmehr darauf, wie Sie das Glück Ihrer Tochter und das meinige befördern wollen.

Hieronymus. Dafür ist schon gesorgt, lieber Herr Richard! — Aber warum sind Sie erst vermuthlich in einem Wirthshause abgetreten, und sind nicht gleich zu mir gekommen.

Ergant. Vergeben Sie, mein Herr!

Hieronymus. Auf den Fuß, wie wir mit einander leben, müssen Sie keine Umstände machen.

Argant. Vergeben Sie —

Peter. Das habe ich meinem Herrn oft gesagt.

Hieronymus. Wenn Sie mich erst näher kennen; so werden Sie sehen, daß ich noch nach der alten deutschen Welt weg bin.

Argant. Ich bitte —

Peter. Und wenn Sie uns erst näher kennen sollten, so würden Sie sehen, daß wir noch weniger Umstände wünschten.

Argant. Schweig, und rede nicht mit.

Hieronymus. Lassen Sie ihn nur reden. Er scheint ein guter Kerl zu seyn, und ich mag dergleichen aufgeweckte Bursche wohl leiden. Ja, wie ich Ihnen sage, Herr Richard, ich bin noch so nach der alten Weise. Ich kleide mich noch nach der Mode meiner Großväter. Ich trage noch einen langen breiten Halstuch, gewickelte Strümpfe, und ich wünschte mir, sogar noch den Stutzbart meiner Großältern, denn so bald wir den ablegten, da legten wir auch Treue und Ehrlichkeit ab.

Peter, (vor sich) Und wenn mein Herr und ich den Bart eines Rabbi hätten; so müßte der Bart doch zum Lügner werden.

Hieronymus. Ich tractire wenig, und spiele gar nicht; aber ich habe auch nicht Lust, morgen zum Thore hinaus zu gehen.

Argant. Sie sind mir schon lange als ein Muster eines ordentlichen und redlichen Kaufmanns bekannt.

Hieronymus. Wie gesagt. Sie hätten ganz sicher gleich bey mir abtreten können.

Peter. Mein Herr ist nur zu sehr nach dem Ceremoniel. Er hat seine Fehler, so gut er auch ist. Ich nehme mir oft die Erlaubniß, sie ihm zu sagen, weil ich schon von Jugend auf bey ihm gewesen bin. Vergeben Sie mir, daß ich es so offenherzig sage. Aber darinnen hat er nun wol Recht, daß er sich in dem schlechten Anzuge nicht zeigen wollte.

Hieronymus. O! das thäte nichts — Aber was sind das für Fehler, die du an deinem Herrn wahrnimmst?

Peter. Der erste Fehler, den mein Herr hat, ist der: daß er gar zu gastfrey ist.

Hieronymus. Das ist ja eben kein Fehler, Narr!

Peter. Ja, wenn es bey ihm gleich kein Fehler des Herzens ist; so ist es doch allemal ein Fehler der Oekonomie.

Hieronymus. So weit wird Herr Richard die Gastfreyheit nicht treiben.

Argant. Mein Bedienter hat nur einen wunderlichen Begriff von der Oekonomie.

Peter. Nächstdem ist er gar zu hitzig.

Hieronymus. Das ist ein Fehler seines Temperaments, und der verliert sich mit den Jahren.

Peter. Der seinige liegt nicht im Temperament. Alle seine Geschäfte betreibt er mit einer gewissen Geschwindigkeit, die in den Augen eines andern Furchtsamkeit oder unrechtmäßige Sache verrathen würde. Sie glauben nicht, was er getrieben hat, ehe wir von Leipzig weggereiset sind, und wenn er heute nicht Ihr Schwiegersohn wird: so macht er sich tausend Grillen, daß vielleicht noch ein andrer kommen, und ihm seine Braut vorm Maule wegfischen möchte.

Hieronymus. Das wird nichts zu sagen haben. Nicht wahr, Herr Richard?

Argant. Ich hoffe es wenigstens nicht.

Peter. Zum mindesten befürchtet er einen Proceß; und es ist ihm vor nichts so bange, als vor das Proceßmachen.

Hieronymus. Ich bin für alle Processe gut.

Argant. (vor sich) Wie der Schelm den Alten bey der Nase herum führt.

Peter. Das versprechen Sie wol; aber ein Vogel, der erst einmal in den Klauen der Justiz ist; der kömmt selten, ohne Federn zu verlieren, davon. Manchesmal kostet es gar den Hals.

Hieronymus. Herr Richard wird mein Schwiegersohn, und sonst keiner, da haben alle Processe ein Ende. Aber, wir verderben hier die Zeit mit unnützen Reden. Gehe vielmehr, und besorge, daß die Sachen deines Herrn aus dem Wirthshause hieher geschafft werden.

Peter. Mein Herr, ich brauche nicht erst ins Wirthshaus zu gehen.

Argant. Mein Herr! —

Peter. Wir wären gewiß beyde in einem bessern Aufzuge erschienen, aber —

Hieronymus. Nun?

Peter. Herr! soll ich es ihm entdecken?

Argant. Unbesonnener! was willst du gleich bey unserer Ankunft ihn mit verdrießlichen Sachen unterhalten?

Hieronymus. Ey, ich muß alles wissen. Rede Peter!

Peter. Ach! (vor sich) Was soll ich nun sagen? (laut) Weil Sie es denn durchaus befehlen, (vor sich) Gott der Spitzbuben! stehe mir in diesem Augenblicke bey. (laut) Herr Hieronymus wir sind — wir sind —

Hieronymus. Nun, ihr seyd —

Peter. Unter die Spitzbuben gerathen!

Hieronymus. Ey, wie so?

Peter. Nicht als ob wir Spitzbuben geworden wären.

Hieronymus. Narr!

Peter. Nein mein Herr!—

Argant. (vor sich) Er fädelt die Sache vortrefflich ein. (zu Petern sachte) Frisch Peter! Du spielst deine Rolle gut, ich will dir schon helfen.

Hieronymus. (zu Arganten) Lassen Sie ihn doch erzählen. Schämen Sie sich Ihrer Unglücksfälle nicht.

Argant. Ach! mein Herr!

Hieronymus. Was sagte dir dein Herr?

Peter. Er sagte, ich sollte Ihnen ja nicht sagen, daß wir so viel verloren hätten. Er möchte sie nicht gern betrüben.

Hieronymus. Der gute Mensch! Seyn Sie unbekümmert, Herr Richard! haben Sie nur Zutrauen zu mir. Nun Peter erzähle weiter.

Peter. Eine ganze Bande Spitzbuben sind über uns gekommen, und haben uns einige Meilen von hier fast mutternackend ausgezogen.

Hieronymus. Das ist erschrecklich!

Argant. Es ist leyder wahr! Und sehen Sie, mein Herr Hieronymus, das ist die Ursache, warum ich nicht vor Ihnen und meiner Geliebten sogleich erscheinen wollte. Ich habe einen andern Bedienten, den ich noch bey mir hatte, nach Leipzig gesandt, um mir Sachen zu holen.

Hieronymus. Und das verfluchte Geschmeiß hat Ihnen alles genommen?

Peter. Rein aus sind wir geplündert. Das Meinige, was ich verloren, ohngeachtet ich es nicht zu taxiren weiß, schmerzt mich nicht so, als die schönen Sachen, die mein Herr alle verloren hat. Ach! Herr Hieronymus, wenn

Sie

Sie die schönen Präsente gesehen hätten, die mein Herr für seine Braut mitgenommen hatte: die prächtige Uhr von Cristal de Roche, eine goldene Tabatiere, und eine von Martin gemahlt, die schönen Brillanten, ach! Herr Hieronymus, ich glaube, Sie wären zum zweytenmale Bräutigam geworden.

Argant. Am meisten bedaure ich den Verlust des Portraits von meiner Schönen, der Anbetenswürdigen Henriette —

Hieronymus. Caroline, wollen Sie sagen.

Argant. Ach! verzeihen Sie, mein Herr! In der Hitze meiner Empfindung, und da ich den Kopf von meinen Unglücksfällen so voll habe, verdient dies leicht Ihre Entschuldigung.

Hieronymus. Ey! keine Umstände!

Peter. Mein Herr hat den Namen Henriette immer so gern leiden mögen. Er pflegte beständig zu sagen, wenn ich einmal eine Braut habe, so muß sie Henriette heißen, und heißt sie anders, so taufe ich sie um.

Hieronymus. Das soll er wol bleiben lassen. Was einmal im Kirchenbuche angeschrieben ist, das ist so gut, als ob es im Himmel angeschrieben wäre.

Peter. Das habe ich ihm auch immer gesagt. Ach! ich habe noch mehr gethan. Ich habe ihm zu Gemüthe geführt, daß oft das größte Unglück bey Erbschaften aus der Umtaufung des Namens entspränge.

Hieronymus. Freylich!

Peter. Und daß er es vor seinen christlichen Pathen nicht verantworten könnte.

Hieronymus. Allerdings!

Peter. Endlich hat er auch meinen Gründen Gehör gegeben, und Mademoisell Caroline wird ihm in seinen Augen viel werther seyn, als tausend Henrietten.

Hieronymus. Das hoffe ich. Aber mein lieber Herr Richard! wie gefiel Ihnen das Portrait von meiner Tochter?

Argant. Unvergleichlich!

Peter. (vor sich) Wenn ich nur wüßte, ob es mit Brillanten eingefaßt gewesen wäre. Doch ich will mir schon helfen (laut) Es waren unter andern ein Paar allerliebste Brillanten, die meinem Herrn recht in die Augen blitzten.

Hieronymus. Brillanten? Narr!

Peter. (vor sich) O weh!

Hieronymus. Eine solche Verschwendung gehört für die großen Herren, und nicht für einen ordentlichen Kaufmann. Wo hast du die Brillanten gesehen? Sprich?

Peter (ganz bestürzt) Ich? mein Herr!

Hieronymus. Ja! Du bist ja ganz bestürzt.

Argant. Verzeihen Sie, Herr Hieronymus, Peter spricht ganz gewiß, seiner närrischen Gewohnheit nach, wieder verblümt. Unter den Brillanten versteht er nichts anders, als die schönen Augen der Mademoisell Caroline; und er ist vermuthlich bloß desfalls bestürzt, weil er glaubt, Sie, mein Herr, möchten ihm diese Vergleichung übel nehmen.

Hieronymus. Meynst du denn wirklich die Augen meiner Tochter?

Peter. Ach! ja mein Herr! Ein paar allerliebste süße Augen! So voll Feuer, als die besten Brillanten nicht haben können. Vergeben Sie mir meine ungeschickte Vergleichung.

Hieronymus. Die bedarf gar keiner Vergebung. Die Vergleichung hätte nicht besser angebracht werden können, weil sie so wahr ist. Ich habe dergleichen Ausdrücke in meiner Jugend sogar gedruckt gelesen. In ein paar Poeten, die zu meiner Zeit noch Mode waren, konnte man auf allen

Seiten

Seiten von crystallnen oder brillanten Augen lesen; von diamantenen Herzen, von corallnen Lippen, von rubinen Mündchen, und dergleichen poetischen Schnirkeln. Die neuern Poeten, sollen, wie ich höre, eben nicht so sehr in die Juwelen verliebt seyn.

Peter. Meine Vergleichung verdient also des poetischen Alterthums wegen Beyfall.

Hieronymus. Freylich! Aber, mein Herr Richard, Sie haben gewiß mehr Verlangen, die wirklichen Augen Ihrer Braut zu sehen, als sie in dem Gemählde Ihres Bedienten zu betrachten?

Argant. Das ist ein Glück für mich, welches ich nicht zu bald theilhaftig werden kann; aber ich bin zu schüchtern, desfalls zu sehr in Sie zu dringen.

Hieronymus. Das haben Sie nicht nöthig, mein Herr! Seyn Sie muthig. Ich will den Verlust Ihrer Copie bald mit dem Original ersetzen.

Argant. (küßt ihm die Hand) Wie soll ich Ihnen für das Glück hinlänglich danken, welches Sie mir heute wiederfahren lassen!

Peter. (vor sich) Und wovon uns weder die Copie noch das Original zu Theil werden wird.

Hieronymus. Ich will nur hineingehen und sehen, ob meine Tochter schon aufgestanden ist.

Zweeter Auftritt.

Argant Peter.

Argant. Nun, Peter, wie gefällt dir die Comödie?

Peter. Verzweifelt komisch. Ich fürchte aber, daß es eine rührende Comödie werden wird.

Argant. Fürchte nichts.

Peter. Aber sagen Sie mir, welcher Teufel gab Ihnen in der Geschwindigkeit den Gedanken ein, sich für den Sohn des Herrn Richard aus Leipzig auszugeben?

Argant. Welcher Teufel, frägst du? — Meine Umstände! Alles das, mein lieber Peter, was uns nun schon so lange in der Welt herum geführt hat. Das verdammte Glück, das uns beyde dazu bestimmt, Leute um das Ihrige zu bringen, von deren Mitleid wir sonst keinen Heller erhalten würden. Ich bin von meinem funfzehnten Jahre an zu einem Handwerk verführet worden, welches freylich zuletzt sich mit dem Strick endigt, wenn man nicht Witz und Verschlagenheit genug hat, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Hier in Berlin, wo mein Vater ein angesehener Kaufmann war, bin ich gebohren.

Peter. Wie, mein Herr! und Sie wagen es, hieher zu kommen?

Argant. Warum nicht? Narr!

Peter. Lebt denn Ihr Vater noch?

Argant. Was weiß ich es? und überdem bin ich schon so lange herumgeirrt.

Peter. Wenn inzwischen ein Unglück seyn soll; so muß sich alles darnach fügen. Wie leicht könnte man Sie hier nicht erkennen, und von Ihren Streichen Nachricht erhalten. Das Gelindeste, was Ihnen alsdenn zu Theil würde, wäre das liebe Zuchthaus. Und Peter, Ihr treuer Agates, würde keine andere Belohnung seiner treuen Dienste zu gewarten haben.

Argant. Dafür laß mich nur sorgen. Wir haben den Roman einmal angefangen; wir müssen ihn auch zu Ende spielen.

Peter. Ich weiß wol, daß Sie von Leipzig aus, mit einem gewissen Grafen nach Frankreich giengen; aber ich weiß auch, daß Sie über Hals und Kopf wieder nach Leipzig kamen, weil in ihrer Haushoffmeisterrechnung die Ausgabe gar nicht zu der Einnahme passen wollte. Und von der Zeit fieng sich unsre Bekanntschaft an. Aber, das ist mir immer noch ein Geheimniß gewesen, wann und wo sie zuerst zu dieser Wissenschaft gelanget sind.

Argant. Wo, und wann? Hier in meiner Vaterstadt, und zwar sehr frühe. Die schlechte Zucht, die in dem Hause meines Vaters herrschte, der damals schon Wittwer war, und die Verführung zur Verschwendung, und zu einem lüderlichen Leben, woran es an großen Oertern niemals fehlet; alles dies war Schuld an meinem Unglück. Doch genug. Ich liebe das Andenken meiner Begebenheiten eben nicht recht sehr; und dir ist es so gut als mir bekannt, wie wir mit einander in der Welt herum geschwärmt sind.

Peter. Ach leyder! Herr Argant! Wir werden zuletzt beyde noch bis an den Galgen schwärmen. Inzwischen freut es mich doch, daß die Ursache, warum ich ein Spitzbube geworden bin, besser ist, als die Ihrige.

Argant. Ein schöner Trost! Und was ist denn die Deinige?

Peter. Der Stolz. Ich hatte als Laquay einem gewissen vornehmen Grafen gedient, und da ich aus bewegenden Ursachen meinen Abschied erhielt; so dachte ich zu groß, einem Edelmann, oder gar einem Bürger aufzuwarten.

Argant. Und itzt bedienst du gar einen Menschen auf gut Glück?

Peter. Das hat alles seine Ursache. Wenn ich bey meinem Herrn auf gut Glück nicht zugleich mein eigen Glück machen könnte; so würde Peter beym Teufel! kein Narr seyn. Aber die Cameradschaft, die wir untereinander haben, und andere kleine Nebenaccidentien, die uns nicht sauer zu verdienen werden, haben mich immer noch in Ihrem Dienst gehalten. Inzwischen, mein Herr, wenn ich aufrichtig reden soll, so bin ich doch meiner itzigen Station von Herzen müde; und ich möchte gern einmal wieder einem ehrlichen Herrn dienen, um selbst wieder ehrlich zu werden.

Argant. Narr! hat dir noch einen einzigen Tag das Geringste gefehlt? Ist unser Leben nicht gut?

Peter. Das ist wahr, Brodt bis in den Todt!

Argant. Was verlangst du denn mehr?

Peter. Nur die Versicherung, daß nicht einmal die Justiz mir alle die Bissen Brodt zu hoch anrechnen werde, die ich auf Kosten der ehrlichen Leute verschluckt habe.

Argant. Der ehrlichen Leute? Narr! Ich möchte wissen, wie lange die Betrüger von Menschen ehrliche Leute bleiben würden, wenn sie nichts als eine Handvoll Armuth hätten.

Peter. Sie haben bey meiner Seele Recht! Beym Reichthum, und wenn man alles im Ueberfluß hat, läßt sichs sehr gut ehrlich seyn. Und doch giebt es Holunken von begüterten Leuten, die bey allen Reichthum Spitzbuben sind. O ich habe deren manche gekannt.

Argant. Nun, was bist du denn bange, da du so erhabne Muster vor dir hast. Die Kunst besteht nur darinn, daß wir unsre Streiche eben so verdeckt und geschickt zu spielen wissen, als die Betrüger unter der Masque der Ehrlichkeit. Wir haben hier bey dem gutherzigen Narrn, dem alten Hieronymus die beste Gelegenheit. Nur kömmt es auf unsern Witz an, diese Gelegenheit geschickt zu nutzen.

Peter. Das ist eben das Unglück, daß aller Witz uns hier verlassen wird. Doch da kömmt der Schwiegervater mit der Braut. Hören Sie geschwind auf, Argant zu seyn, und werden Sie wieder Herr Richard.

Dritter Auftritt.

Argant. Hieronymus. Caroline. Peter.

Hieronymus. Sehen Sie, Herr Richard, das ist meine Tochter, die mein seliger Bruder Ihnen zur Braut bestimmt hat.

Argant. O, die Züge sind viel zu tief in mein Herz gegraben, als daß ich sie verkennen sollte. (zu Carolinen.) Erlauben Sie, schönste Mademoisell, daß ich Ihnen die Hände küsse. Wenn das Portrait solche Flammen in mir erregt hat, was wird das Original nicht thun.

Caroline. (immer mit einem etwas spröden Wesen) Ich kenne meine eigene Reizungen zu gut, Herr Richard, als daß ich darauf stolz seyn, und Ihr Lob wofür anders, als höchstens für ein Compliment halten sollte.

Argant. Gar nicht für ein Compliment, für die klare, trockne Wahrheit.

Hieronymus. O, Sie wissen ja wol, Herr Richard, daß die jungen Mädchen im Anfange immer ein wenig spröde thun, inzwischen haben sie es doch gerne, wenn man sie lobt.

Argant. Ich habe in meinem Leben nicht geschmeichelt, Herr Hieronymus!

Caroline. So bin ich vielleicht die erste Person, mit der Sie die Probe machen wollen.

Hieronymus. Die Probe dich verliebt zu machen, mein Kind!

Argant.

Argant. Freylich, meine Schöne!

Caroline. O! da greifen Sie mein Herz von der unrechten Seite an. Die Eitelkeit ist gewiß mein kleinster Fehler. Denken Sie nicht, Herr Richard, daß wir noch einige dreyßig bis vierzig Jahre zurück haben, in der Sie die Rolle eines Liebhabers spielen wollen. Zu der Zeit stand das deutsche Frauenzimmer bey den Fremden freylich in keinem sonderlichen Ruf. Man verlangte von einem Mädchen nichts weiter, als daß sie reich, höchstens schön, und zum Ueberfluß närrisch tugendhaft wäre. Witz, Umgang, Belesenheit, und alle dergleichen Dinge, die, da sie den Geist verschönern, auch dem mittelmäßigsten Gesicht einen Vorzug ertheilen, waren damals unbekannte, und in einigen Familien sogar unerlaubte Sachen. Aber, die Sitten haben sich zum Glück für mein Geschlecht um ein merkliches unter uns gebessert. Heut zu Tage, mein Herr, beleidiget man ein Frauenzimmer, wenn das erste Gespräch, womit man uns unterhalten will, von unsern Reitzungen hergenommen wird. Es ist nicht viel besser, als wenn man uns vom Wetter unterhalten wollte.

Peter. (vor sich) Die wird ihm zu schaffen machen.

Hieronymus. Du hast Recht, Caroline. — Zu meiner Zeit, Herr Richard, war es freylich ganz anders. Ob aber unsere Sitten durch die neuen Moden gewonnen haben, das will ich eben nicht untersuchen. Sonst brauchte unser Frauenzimmer weiter nichts, als ihren Catechismum. Zur Noth den Calender, oder ein Kochbuch. Ob sie einen regelmäßigen Knicks machen, oder mehr als Ja und Nein sagen konnte, darnach frug man nichts; wenn sie nur von ehrlicher Geburt und reich war, so war es gut. Heut zu Tage verlangt man freylich mehr. Ich habe meiner Tochter, ausser

ihrem Candidaten, drey Sprachmeister, einen Claviermeister und Singmeister gehalten.

Argant. Sehr wohl, Herr Hieronymus; (zu Carolinen.) Vergeben Sie, schönste Caroline; nicht wahr; was uns in die Augen fällt, macht gemeiniglich den ersten Eindruck auf unser Herz: und dieses unser Herz urtheilet hernach aus dem nähern Umgang, ob die Schönheiten des Geistes mit den Reizungen des Körpers überein kommen. Ihre Reizungen, Mademoisel, haben mich gerührt. Von ihren übrigen Vorzügen, die ich keinesweges in Zweifel ziehe, müssen Sie mich selbst überführen.

Hieronymus. Sie haben Recht, Herr Richard— (zu Carolinen.) Dein Französisch, dein Englisch, dein Italienisch und dein Clavier trägst du ja nicht auf der Stirne.

Caroline. Sie verstehen mich entweder nicht, Herr Richard, oder Sie vertheidigen sich auch schlecht. Ihr erstes Compliment redte eine so poetische Sprache, daß sie mir nothwendig verdächtig seyn mußte. Sie reden von Flammen der Liebe; und kennen mich noch nicht weiter, als nach dem Portrait.

Hieronymus. Du hast Recht, Caroline. Ein Portrait, Herr Richard, kann nun wol eben keine Flammen verursachen.

Argant. Es kann uns aber in so weit zur Liebe reizen, wenn wir uns vorstellen, daß in einem so schönen Körper vermuthlich eine schöne Seele wohne.

Hieronymus. Sie haben Recht, Herr Richard.— (zu Carol.) Er versteht die Flammen deiner schönen Seele.

Peter, (vor sich.) Der alte Geck redet eben so poetisch, wie mein Herr.

Caroline. Zu einer so heftigen Liebe, die Sie vorgeben, Herr Richard, wird eine genaue Prüfung und ein langer Umgang erfordert.

Hieronymus. Du hast Recht, Caroline. Herr Richard, Sie werden alles das mit der Zeit prüfen und erfahren.

Argant. Die Liebe, schönste Caroline, soll uns alle Beyde unterrichten.

Hieronymus. Sie haben Recht, Herr Richard! — (zu Carolinen.) Du mußt vor dem Wort Liebe nicht roth werden, mein Kind!

Caroline. O! im geringsten nicht, Herr Vater. Die Liebe, Herr Richard, ist eine sehr gefährliche Führerinn. Sie hat nur ihre gewissen Jahre, in denen sie unsere Gespielinn bleibt, und wenn diese verschwunden sind, dann reicht uns die ekelhafte Langeweile die Hand, und in ihrer Gesellschaft, wissen Sie wol, spielen wir Frauenzimmer eine lächerliche Figur. Trauen Sie der Liebe, diesem verzogenen Kinde nicht zu viel, Herr Richard. Anfangs macht es uns eben so blind, wie es selbst ist; und wenn wir zuletzt seiner Gesellschaft müde werden, und wieder Augen kriegen, so sind wir auf uns selbst böse, daß unser Herz so hat mit sich tändeln lassen.

Hieronymus. Du hast Recht, Caroline. Herr Richard Sie müssen —

Argant. O, ich werde schon —

Hieronymus. Ihr habt alle beyde Recht, Kinder! aber —

Peter. (vor sich) Hieronymus ist ein guter Jabruder. Ich will doch sehen, wenn er erst unsern Betrug merken sollte, ob er da auch sagen wird: Wir haben alle miteinander Recht.

Hieronymus. Aber, wollte ich sagen, das sind alles Dinge, die sich mit der Zeit lernen lassen. Du bist vernünftig Caroline, und Herr Richard ist ein gefälliger Mann. Doch darüber könnt ihr heute Mittag über Tisch mehr mit einander reden. Dein Bräutigam, meine Tochter, soll bey uns logiren, gehe mit ihm und zeige ihm oben neben meinem Comtoir das Zimmer, das ich für ihn bestimmt habe. Ich will gleich bey dir seyn.

Caroline. Wie Sie befehlen, Herr Vater. Kommen Sie, Herr Richard!

Vierter Auftritt.

Hieronymus. Peter.

Hieronymus. (der Petern aufhält) Mit dir habe ich noch ein Wörtchen zu sprechen.

Peter. (vor sich) O weh! das wird ein heißes Examen werden.

Hieronymus. Du erzähltest mir vorher, daß euch die Spitzbuben rein ausgeplündert hätten.

Peter. Ach leyder! Ja, mein Herr!

Hieronymus. Vermuthlich haben Sie euch auch euer Geld genommen: denn damit machen diese Schurken gemeiniglich den Anfang.

Peter. Das können Sie leicht denken. Ach! Herr Hieronymus! wenn Sie die gierigen Fäuste gesehen hätten, womit diese Diebe alles durchwühlten, und verschlangen! Eine ganz große schwere Chatoulle ward im Augenblick ohne Schlüssel eröffnet, durchgesucht, und noch leichter gemacht, als meine Taschen. Ich hätte der Canaille gern die Augen ausgekratzt; aber, die Gleichgültigkeit von meinem Herrn,

können Sie sich gar nicht vorstellen. Ey, was ist es denn nun mehr, rief er ganz phlegmatisch, als sich die Spitzbuben empfohlen, und uns gute Reise gewünscht hatten; denn so höflich waren sie doch. Es bleibt mir ja meine reizende Caroline. In ihren Umarmungen wollte ich den Verlust von Millionen verschmertzen.

Hieronymus. Der redliche Richard!

Peter. Freylich macht es meinen Herrn noch nicht arm. Wir haben auch schon einen Courier nach Leipzig geschickt, und lassen uns andere Wechsel holen.

Hieronymus. Aber die hätte Herr Richard ja allenfalls auch hier besorgen können.

Peter. Er muß nun wol seine Ursachen dazu haben.

Hieronymus. Ehe inzwischen die Wechsel eintreffen, (er zieht eine Börse heraus) so sind hier fünf hundert Thaler Louisd'or, die darfst du deinem Herrn nur zustellen.

Peter. (vor sich) Ach! nun lebe ich wieder auf. (Laut) O, mein Herr Hieronymus, Sie wollen mich gewiß auf die Probe stellen.

Hieronymus. Warum?

Peter. Weil mein Herr diese Summe von mir nicht annehmen wird. Sie kennen ihn nicht, Herr Hieronymus! Sie kennen ihn nicht, was er für ein wunderlicher Herr ist. In keinem Punkte ist er so delicat, als in dem Punkt des Geldes.

Hieronymus. Das ist eben so wunderlich nicht. Aber wie meynst du das?

Peter. Ich meyne, daß er keins von den verzogenen Muttersöhnchen ist, die mit beyden Händen zugreifen, wo was zu holen ist. Er hütet sich vor dem Teufel nicht so sehr, als vor Schulden machen; und er würde lieber Almosen betteln, als borgen.

Hieronymus. Das ist ein schöner Charakter. Ich kann nicht leiden, daß man ohne Noth Schulden hat. Die großen Herren sind desfalls in meinen Augen sehr klein, weil sie eine Ehre darinn suchen, armer Leute Schweiß zu verprassen.

Peter. Ach freylich! Ich habe einmal bey solchem vornehmen Herrn gedient. Er nahm, wo er es kriegen konnte. Er borgte von Christen und Juden; und wenn er gewußt hätte, daß ein Zigeuner ein paar Thaler zu verleihen gehabt; so hätten sie herbey gemußt. Ich war gemeiniglich sein geheimer Expeditionsrath. Aber kein Postpferd kann so gejagt werden, als ich rennen mußte. Wollte der Herr eine Maitresse bezahlen, oder ein Cabinettsstück erhandeln, so mußte Peter erst zum Chatoullmeister: aber, weil seine Casse immer so rein gefegt war, als die unsrige, nachdem ihr die Spitzbuben zugesprochen; so wurde ich von Haus zu Haus dressirt! Beschnittene und Unbeschnittene wurden bestürmt, und dem wir die meiste Provision boten, der war unser Mann. An keinem Tage in der Woche hatte ich mehr Ruhe, als am Sonnabend: aber an keinem Tage war mein Herr auch übler aufgeräumt, weil der Teufel es gemeiniglich immer so zu fügen wußte, daß ihm just zu der Zeit die meiste Gelegenheit aufstieß, bey der er Geld brauchte; und mein Herr hätte bloß aus dieser Ursache gern alle Juden bekehren lassen, damit nur die Religion der Ebräer seinem Creditmachen nicht wäre im Wege gewesen.

Hieronymus. Aber wie gieng es am Ende?

Peter. Ja, das Ende habe ich nicht abgewartet.

Hieronymus. Es ist mir lieb, daß dein Herr diese Eigenschaft der großen Leute nicht an sich hat. — Ja, ich weiß es wohl. Es giebt gewisse Leute, die sich für beleidigt halten, wenn man ihnen Geld anbietet; und ich möchte um

alles in der Welt meinen künftigen Schwiegersohn nicht gern erzürnen. Wir wollen es also lieber gut seyn lassen. Seine Wechsel werden ja wol in einigen Tagen hier seyn?

Peter. (Hieronymus will die Börse wieder einstecken. Peter hält ihm den Arm) Warten Sie, Herr Hieronymus! So großen Widerwillen mein Herr auch vor dem Leyhen hat, so will ich doch sehen, durch meine Vorstellung ihn dahin zu bringen, daß er die fünfhundert Thaler annehmen soll.

Hieronymus. Ach nein, das hast du nicht nöthig.

Peter. Sehen Sie, Herr Hieronymus. Man braucht doch allerley Kleinigkeiten; und so viel ich an meinem Herrn gemerkt habe, so hat es wol geschienen, daß ihm verschiedenes unentbehrlich Noth thut.

Hieronymus. In so weit ich den Herrn Richard aus deiner Erzählung kenne, würde ich ihm allerdings durch mein Anerbieten einige Röthe abjagen, und man muß keinen ehrlichen Mann in Verlegenheit setzen.

Peter. Das werden Sie auch gewiß nicht thun, es kömmt bey meinem Herrn nur auf die Art an, wie man ihm das Geld beybringt.

Hieronymus. Auf die Art? Das wüßte ich nicht. Soll ich es etwa heimlich auf seine Stube legen? das verrieth einen Mangel des Zutrauens. Soll ich es ihm selber geben? Das würde von meiner Seite etwas Prahlerey anzeigen, und ihn würde ich dadurch schüchtern machen. Soll es ihm gar meine Tochter zustellen? Da könnte ein Mann wie er, der so delicate Grundsätze hat, viel Nachtheiliges muthmaßen. Am schicklichsten hätte es gelassen, wenn ich dir es anvertraut hätte. Du hättest alsdann das Nöthige für ihn besorgt, und ihm etwa vorgestellt, du habest das Geld so lange geliehen, bis seine Wechsel ankämen; allein dieser Punkt hat auch seine Unbequemlichkeiten, und das häßlichste dabey

ist, daß er mit der Wahrheit nicht bestehen kann, folglich ist es am besten, daß wir es gar seyn lassen.

Peter. Ich sehe wol, Herr Hieronymus, Sie haben mich vorhin nicht recht verstanden; oder ich habe mich auch nicht deutlich genug erklärt.

Hieronymus. Das ist alles möglich. So rede!

Peter. Hören Sie nur. Eigentlich mag mein Herr nur von Fremden kein Geld leihen, aber mit seiner Familie macht er so viel Umstände nicht. Wenn er zu Hause Geld benöthigt ist, so fordert er von seinem Vater ganz dreuste so viel, als er bedarf. Er weiß die Personen zu unterscheiden; und Sie, mein Herr! sieht er als seinen zweeten Vater an.

Hieronymus. Da thut er ganz recht. Und als sein zweeter Vater sollte ich billig auch so lange warten, bis er mich um einige Hülfe anspräche.

Peter. Vielleicht wird er es thun, wenn wider Verhoffen die Wechsel noch einige Tage ausbleiben sollten, wie ich leicht vermuthe. Inzwischen was schadet das! Wir müssen uns so lange behelfen. Es wird mir zwar sauer eingehen: denn ich habe von meinem Herrn noch verschiedne Auslagen zu fordern; und ich kann nicht leugnen, daß ich gern einmal wieder Geld zwischen meinen Fingern fühlen möchte. Ich versichre Sie, Herr Hieronymus, Geld ist für mich itzt das rarste Metall.

Hieronymus. (er giebt ihm den Beutel) Da hast du die fünfhundert Thaler. Wirthschafte so damit, daß du es verantworten kannst.

Peter. (steckt den Beutel geschwind ein) Kein Haushofmeister soll ein richtiger Facit summiren können.

Fünfter Auftritt.

Hieronymus. Peter. Cathrine.

Cathrine. Mein Herr! Madmesell läßt Sie ersuchen, die Güte zu haben, und auf ihr Zimmer zu kommen, sie möchte daselbst gern in Gegenwart des Herrn Richard einige Sachen mit Ihnen abreden.

Hieronymus. Von Herzen gern. (geht ab)

Cathrine. (zu Peter) Ach! wie hat er sich verändert.

Peter. Ich, mein liebes Kind! Gar nicht (vor sich.) die hält mich gewiß für den Unrechten.

Cathrine. Ach! sag er das nicht.

Peter. Ich bin noch immer der zärtliche, muntre, getreue Peter.

Cathrine. (voll Erstaunen) Peter? Ich meyne, er hieße Philipp?

Peter. (vor sich) Sagt ichs nicht, daß sie sich irrte. (laut) Philipp, sagt Sie, mein Engel! O in unsrer ganzen Familie ist von uralten Zeiten Petrus unser Schutzpatron gewesen. Mein Urvater hieß Peter, mein Vater nannte sich Peter, meine Paten waren Peters, der Pfarrer, der mich taufte, hieß Peter, sehe Sie, mein Kind, auf die Art bin ich wol mit Recht zum Peter naturalisirt worden.

Cathrine. (vor sich) Das närrische Gesicht. (laut) Er hat sich aber doch in allen seinen Briefen Philipp genannt.

Peter. (vor sich) O! da bin ich in der Falle. (laut) Vergebe Sie — Ja ich heiße Philipp.

Cathrine. Warum hat er denn seinen Namen geändert?

Peter. Warum?

Cathrine. Ja! Warum? Glaubt er etwa, daß er sein Wort zurück ziehen will? Meintwegen! Seine Larve hat mir so immer nicht gefallen. Und diejenige, die er gegenwärtig spielt, hat sich wie seine Sprache und sein Körper dergestalt verändert, daß ich glauben würde, ein Unhold hätte ihn gegen einen Wechselbalg umgetauscht, wenn er vor zwölf Jahren, da wir uns zu Braunschweig zum letztenmale sahen, noch wäre gewiegt worden.

Peter. Um Vergebung! Ja ich bin ein Wechselbalg; mit dem aber die Mädchens lieber, als die Unholde Tausch spielen.

Cathrine. Kurzum, ich will wissen, warum er sich hier Peter taufen läßt?

Peter. Höre Sie nur, Jungfer: (vor sich) Ja, was sage ich nun. (Er hustet)

Cathrine. Nicht gestockt, das rath ich ihm. Warum geschieht das?

Peter. Warum?

Cathrine. Ja, geschwinde, warum? Monsieur Peter, ich wette, ich wette, er ist ein Betrüger!

Peter. Ach! das schreyt um Rache!

Cathrine. Nur geschwinde!

Peter. Höre Sie nur; mein Herr hatte einen Bedienten vor mir, der hieß Philipp, und der bestahl ihn auf eine ganz diebische Weise; hierüber wurde mein Herr so toll, daß er sich verfluchte, keiner von seinen Bedienten sollte künftig mehr Philipp heißen. Sieht Sie wol; von der Zeit an ließ ich mich Peter, und nicht Philipp nennen.

Cathrine. Entweder er hat mir vorhin vorgelogen, oder er thut es itzt.

Peter. Frage Sie nur meinen Herrn, der hat allemal die Briefe selbst gelesen, die ich an Sie geschrieben. Er wird ihr sagen, daß ich nicht lüge.

Cathrine. Ich will einmal seinen glatten Worten glauben. Schlage er ein, Monsieur Philipp! zur Versöhnung.

Peter. (will sie küssen) Die Versöhnung, mein Kind! erfordert ein Schmätzchen.

Cathrine. (die sich loswindet) Horch, meine Jungfer ruft. Ich muß geschwinde zu ihr.

Sechster Auftritt.

Peter. (allein)

Das war eine verhenkert kützliche Sache. Ich spiele hier dieselbe Rolle, wie mein Herr. Wir sind beyde Liebhaber von Ohngefähr. Inzwischen ist mir doch bey der ganzen Verwirrung nicht wohl zu Muthe; und ich fühle hier ein rechtes innerliches Widerstreben, beständig die Masque eines Betriegers zu tragen. Ich habe zwar in meinem Leben nichts als einen Livreyrock getragen: aber unter meinem groben Tuche steckt gewiß ein besseres Herz, als öffters unter Sammt und Ordensbändern. Das ist nur der Teufel, daß das Glück und die Umstände alles in der Welt regieren; sonst würden ich und mein Herz nicht in einem beständigen Widerspruch leben. Peter hat zwar in seinem itzigen Stande keine Noth: aber sein Gewissen, sein Gewissen! Mein Herr ist dagegen viel glücklicher, der hat das lächerliche Ding, wie er es nennet, in einem französischen Bordellhaus gelassen: aber in meiner deutschen Seele muß das Gewissen gar zu fest eingerostet seyn, daß es nicht einmal der Diebstahl hat herausdrengen können. Ich warte nur auf die erste Gelegenheit,

wie ich mit Ehren wieder ehrlich seyn kann. Doch da kömmt mein Herr.

Siebenter Auftritt.

Hieronymus. Argant. Peter.

Hieronymus. (im Hereingehen zum Argant) Sehen Sie, lieber Herr Richard! das waren die Punkte, die ich gern in der Ehestiftung wollte berührt wissen. Nicht, als ob ich daran zweifelte, daß Sie meine Tochter nicht gut halten würden: denn ein jeder ehrlicher Mann wird auch ohne Contract und Siegel ehrlich seyn; aber es ist einmal die Gewohnheit so: und anderntheils habe ich mir sodann als Vater nichts vorzuwerfen. So bald Sie sich von Ihrer Reise ein wenig werden erholet haben, so wollen wir auf die gerichtliche Formirung dieser Punkte denken. Ich werde gewiß für den großen Dienst, den Sie mir heute früh erwiesen haben, da mein Leben in der Hand eines Nichtswürdigen war, noch ein Uebriges thun.

Argant. O! Gedenken Sie dieses geringsten Theils meiner Schuldigkeit mit keinem Worte. Wenn ich mir aber ja etwas zur Vergeltung dagegen ausbitten sollte, so bestände es in dem einzigen Wunsche: Beschleunigen Sie mein Glück.

Hieronymus. Von Herzen gern. In wenig Wochen soll Caroline Ihre Frau seyn.

Argant. Wenn ich in Ihren Augen — nicht das Ansehen bekäme — als ob ich —

Hieronymus. Ich merke schon, der Termin ist für Ihre Liebe ein wenig lang.

Argant. Ach! mehr als das;

Hieronymus. Nun, wir wollen sehen!

Peter. Herr Hieronymus, gieng es nicht an, daß mein Herr die Madmesell Tochter noch heute Abend zur Frau bekäme? das übrige ließ sich ja nachher schon machen.

Hieronymus. Du bist sehr geschwind, Peter! Ja, hier in Berlin heyrathet man auch so mit Extrapost. Man muß dem Gerede der Leute so viel wie möglich vorzubeugen suchen; und ich möchte nicht gern, daß man Ihnen und meiner Tochter etwas Nachtheiliges andichten sollte.

Argant. O Herr Hieronymus! Wer kehrt sich an das Gerede des Pöbels.

Hieronymus. Dies bedeutet freylich noch weniger, als der leere Schall, den die Luft erregt: aber zum Unglück ist es das gemeine Volk auch gar nicht, in dessen Gehirn ein ungegründeter Leumuth gebohren wird. Der vornehme Pöbel, Herr Richard! und die geschäftigen Müßiggänger in unsren Visiten- und Wochenstuben, diese sind es, die auf nichts mehr denken, als denjenigen in üblen Ruf zu bringen, der in ihren Gebräuchen und Moden eine Aenderung macht. Und Sie wissen nicht, von welchem Gewicht Nachreden bey uns sind.

Argant. Ein Kluger muß darüber lachen. — Hören Sie, Herr Schwiegervater! Wir fahren heute Abend mit Carolinen auf Ihren Garten, und da könnte man —

Achter Auftritt.

Hieronymus. Argant. Caroline. Peter.

Caroline. Lieber Papa! Ein unbekannter Mensch giebt mir den Augenblick diesen Brief, der an Sie adreßirt ist.

Hieronymus. Gieb her. Laß ihn warten.

Caroline. O, so bald er mir den Brief gegeben hatte, war er verschwunden.

Hieronymus. (stutzt, indem er den Brief öffnet) Was ist das? Gewiß, ein unvermutheter Streich! — So boshaft!

Argant. (vor sich) Was bedeutet das!

Peter. (vor sich) Was gilt es: die Karte ist verrathen.

Hieronymus Könnte das wol möglich seyn!

Caroline. Warum sind Sie so unruhig, Herr Vater! Macht der Brief Sie niedergeschlagen?

Argant. (vor sich) Ich bin gewiß entdeckt!

Peter. (vor sich) Ach ich hänge schon!

Hieronymus. Siehe nur, meine Tochter! Sehen Sie nur, Herr Richard! Einen Brief mit der Unterschrift Ihres Namens.

Caroline. Was bedeutet das?

Peter. (vor sich) Daß unsere Comödie bald aus seyn wird.

Argant. Ich sehe, daß man mir einen Streich spielet.

Peter. (vor sich.) Und daß uns die Gerechtigkeit bald einen andern spielen wird.

Argant. Lesen Sie doch den verrätherischen Zettel, Herr Hieronymus!

Caroline. Ich bitte selbst darum, lieber Papa!

Hieronymus. (liest) „Mein Herr!

„Ich werde in einigen Augenblicken Ihnen mündlich „von meiner Ankunft Nachricht geben können. Ich habe „nur vorher mit einem Freund wegen einiger Wechsel, deren „Verfalltag heute ist, ein Wort zu reden; und alsdann will „ich Sie mit der Zärtlichkeit eines Sohns umarmen“

Richard

Was sagen Sie dazu?

Argant. Mir fällt was ein, Herr Hieronymus! der verdammte Kerl, aus dessen Händen ich Sie heute früh gerettet, hat den Brief gewiß geschrieben.

Peter. Das ist nicht anders.

Caroline. Die Sache ist zugleich ernsthaft, und auch komisch; und ich weiß in der That nicht, was ich dazu sagen soll. Mein Rath ist, man muß abwarten, ob etwa ein falscher Richard so dreiste seyn sollte, wirklich zu erscheinen, wie er geschrieben hat.

Argant. Ja — aber — es ist doch bedenklich — wenn man —

Caroline. Ich sehe gar nichts Bedenkliches dabey.

Hieronymus. Ich sollte kaum glauben, daß die Dreistigkeit der Menschen so weit gehen könne. Aber was kömmt da für ein Bedienter. Nur näher, mein Freund! was wollt ihr?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Philipp.

Philipp. Habe ich nicht die Ehre hier in der Wohnung des Herrn Hieronymus zu seyn?

Hieronymus. Ja, ich bin es, was wollt ihr?

Philipp. O! sind Sie es! Erlauben Sie, daß ich in tiefster, — demuthsvoller — unbeschreiblicher Freude Ihnen den Rock küsse.

Hieronymus. (vor sich) Das ist ein närrischer Kerl. (laut) Wie heißt ihr, und was verlangt ihr?

Philipp. Ich heiße Philipp, schlechtweg, mein Herr, und bin Bedienter meines Herrn.

Hieronymus. O! sagt geschwind, was ihr wollt, ich kenne weder euch, noch euren Herrn.

Philipp. Wenn Sie in Ihrem Leben keine Unwahrheit gesprochen haben, so geschahe es gewiß in diesem Augenblick. Sie sollten den Sohn Ihres Herrn Correspondenten, den Bräutigam von Carolinen, den jungen Herrn Richard aus Leipzig nicht kennen?

Peter. (vor sich) O, weh! nun hat unsere Masquerade ein Ende!

Argant. (vor sich) Daß der verdammte Richard nicht ein paar Tage später kommen mußte.

Caroline. Welche Frechheit!

Hieronymus. Wie? Spitzbube! der Streich soll dir nicht gelingen.

Philipp. Bin ich etwa hier unrecht angekommen? Sind Sie nicht Herr Hieronymus?

Hieronymus. Ja. Und was willst du von mir?

Philipp. Ist das nicht Ihre Madmesell Tochter? (indem er auf Argant und Petern zeigt) diese Larven hier kenne ich nicht!

Peter. (vor sich) Ach! man wird uns nur mehr als zu bald kennen lernen.

Hieronymus. Halte uns nicht auf; und sage geschwind, was du anzubringen hast?

Philipp. Ist nicht der Sohn Ihres Herrn Correspondenten, des Herrn Richarden in Leipzig, der Bräutigam von dieser Madmesell?

Hieronymus. Ja!

Philipp. Nun, mein Herr, und ich bin der Diener des gemeldeten Herrn Richards, und folglich kein Spitzbube.

Hieronymus. Du?

Argant. Höre guter Bursche! wenn ich dir rathen soll, so packe dich bey Zeiten; und wenn dir unterwegens dein

Herr

Herr begegnet, so warne ihn, daß er ja nicht in dies Haus komme, wenn er anders nicht zum Fenster wieder heraus spatziren will.

Philipp. Ein schöner Empfang für einen Bräutigam. Bekomplimentirt man in Berlin alle ankommende Liebhaber auf die Art?

Caroline. Nur Betrüger verdienen eine solche Begegnung.

Philipp. Das ist was anders. Da kömmt mein Herr in Person; nun können Sie ihm selbst das Compliment machen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Richard.

Richard. Mein Herr! Sie sehen hier denjenigen, der Ihnen das Glück seines ganzen Lebens wird zu verdanken haben, den Sohn von Ihrem alten würdigen Freund und Correspondenten, und den versprochenen Bräutigam Ihrer liebenswürdigen Caroline.

Hieronymus. (dreht sich ohne ihm zu antworten zu Arganten) Was bedeutet das?

Argant. (sachte zu Hieronymus) Sehen Sie denn nicht, daß man Sie hintergehen will.

Peter. (sachte zu Hieronymus) Ach! Herr Hieronymus, das ist eben der, der uns bestohlen hat.

Hieronymus. (sachte zum Argant) Lassen Sie mich nur machen.

Richard. (vor sich) Was bedeutet das? Man redt sich einander ins Ohr, und mich würdigt man keiner Antwort! Ein wunderlicher Empfang!

Hieronymus. (zu Richard) Mein Herr, Sie haben Ihren Roman einige Augenblicke zu spät angefangen. Man hat schon für alles gesorgt. Herr Richard ist heute Morgen bereits angekommen.

Richard. Was sagen Sie? ich erstaune. Bedenken Sie, was Sie reden, Herr Hieronymus! Herr Richard, Ihr Correspondent, hat keinen andern Sohn, als mich.

Hieronymus. Ich kenne Sie nicht. Aber Sie, saubres Herrchen (zum Philipp) und du, Galgenvogel! kennt ihr wol diesen Herrn, und den Burschen?

Richard. Nein!

Philipp. Wer kann alle Gesichter kennen!

Hieronymus. Die Spitzbuben haben doch sonst ein besser Gedächtniß.

Richard. Ey, mein Herr!

Philipp. Einen Schwiegersohn für einen Spitzbuben ansehen, ach!

Caroline Ach! Herr Vater!

Argant. Lassen Sie es gut seyn, mein Herr!

Hieronymus. Ey was! noch heute Abend sollen mir diese Vögel zwischen vier Mauren sitzen.

Peter. (vor sich) Ach! es werden ein paar ganz andre Vögel seyn.

Richard. Erklären Sie sich deutlicher, mein Herr! Hier geht gewiß ein Irrthum vor.

Hieronymus. Habt ihr nicht diesen Herrn zwo Meilen von hier rein ausgeplündert?

Richard. Geplündert? — O, mein Herr, ich merke schon, was man für Streiche spielen will, Ihre Leichtgläubigkeit zu betrügen. Herr Hieronymus! Wenn ich die Hochachtung, die ich Ihnen und diesem liebenswürdi-

gen

gen Frauenzimmer schuldig bin, nicht zu beleidigen glaubte; so sollte dieser Betrüger seine List mit seinem Leben bezahlen.

Argant. (drohend) Mein Herr! —

Philipp. (zu Petern) Und dir wollt ich die Ohren abreißen, und sie mit eigener Hand an den Galgen hängen.

Peter. (vor sich) Ach! nicht nur die Ohren, der ganze Peter wird ihn bald zieren. (laut) Was hält mich denn, daß ich —

Richard. Mein guter Herr Hieronymus, ich wiederhole es noch einmal. Man betrügt Sie. Soll ich Ihnen Ihre eigene Briefe zeigen, die Sie dieser Heyrath wegen mit Ihrem selgen Bruder gewechselt?

Hieronymus. Und die ihr diesem Herrn aus der Chatoulle gestohlen habt! nicht wahr?

Richard. Welcher abscheuliche Mischmasch.

Philipp. (vor sich) Der alte Schwiegervater muß bekert seyn.

Richard. Und das Portrait von Mademoisell Carolinen, das mir Ihr seliger Herr Bruder einhändigen müssen?

Hieronymus. Possen! das wird seinen Platz nicht weit von den Briefen gehabt haben. (sachte zu Argant) Wie listig sie alles eingefädelt haben.

Argant. Der Himmel hat mich gerade zu rechten Zeit in Ihr Haus geführt.

Peter. (vor sich) Und die Justiz wird uns bald im Ceremoniel wieder heraus führen.

Hieronymus. Mein Herr! Ihr Portrait wird mich so wenig, als Ihre Briefe überzeugen. Ich weiß schon, wie alles dies in Ihre Hände gekommen ist. Soll ich Ihnen rathen; so machen Sie, daß Sie zur Stadt hinauskommen, damit Sie nicht die Strafe fühlen, die dergleichen Leute verdienen.

Richard. Das ist zu viel! Ich kann nicht leiden, daß man mich so niederträchtig beschimpft. Ich kenne hier noch einige Personen in der Stadt, die für mich bürgen werden. Es soll mir sehr leicht seyn, mich zu rechtfertigen. Komm mit, Philipp.

Eilfter Auftritt.

Hieronymus. Caroline. Argant. Peter.

Hieronymus. (zu Carolinen) Was denkst du von dieser unerhörten Begebenheit?

Caroline. Ich, Herr Vater? daß Sie auf die eine oder die andre Art betrogen werden, daß es viel gewagt sey, sich für die Person eines Andern auszugeben, und daß man abwarten müsse, ob der vorgegebene Herr Richard wirklich wiederzurückkomme, und womit er sich zu rechtfertigen getrauet.

Argant. Das wäre wol ganz gut — aber —

Hieronymus. Ich weiß schon, wie ich dem Dinge vorbauen will. Gehe du geschwinde hinein, Caroline, und besorge, daß in einer halben Stunde angespannt werde. Ich will nach einem Notarius schicken, und das Uebrige besorgen. Wir wollen auf dem Garten alles in Richtigkeit bringen.

Caroline. Aber, Herr Vater!

Hieronymus. Aber — aber — gehe, und besorge nur. Ich will den Augenblick wieder bey Ihnen seyn, Herr Richard. (Hieronymus geht mit Carolinen ab)

Zwölfter Auftritt.

Argant. Peter.

Peter. Nun mein Herr!

Argant. (mit lachender Miene) Nun? Pe-

Peter. Ey zum Teufel! Sie sind noch gleichgültig? Ich will doch sehen, ob Sie in den Zimmern der Gerechtigkeit auch so unpaßionirt bleiben werden, wenn Sie weiter keine Gesellschaft, als Melancholie und Langeweile haben.

Argant. Narr! was doch die Furcht vor Grillen fangen läßt.

Peter. So! Ey verhenkert! Besser, ich fange die Grillen itzt, da ich sie zur Noth noch vertreiben kann, als zu einer Zeit, wo mir Grillen zu nichts anders dienen würden, als mein bischen Gehirn an ein eisern Gitter zu zerstoßen.

Argant. Grillen, mein guter Peter! können itzt die Sachen nicht besser und nicht schlimmer machen. Laß lieber aus deinem närrischen Kopf einen Einfall hören, wie wir uns mit Ehren aus diesem Handel ziehen wollen.

Peter. Ja — Warten Sie — Der beste Einfall wäre — Hören Sie nur, das hätte ich bald gar vergessen. (Er zieht den Beutel heraus) Sehen Sie fünfhundert Thaler Louisd'or hatte ich schon von Herrn Hieronymus gezogen.

Argant. Das ist eine Kleinigkeit!

Peter. Mein Rath wäre aber doch, daß wir mit diesen paar Federn, die ich dem Alten so ganz sachte ausgezupft habe, uns in aller Stille davon schlichen.

Argant. Und das war deine ganze Weisheit?

Peter. Ja, Klugheit und Sicherheit können keine bessere dictiren.

Argant. Und Furchtsamkeit und ein Poltron, wie Monsieur Peter, können sie am besten in Ausübung bringen.

Peter. Ein Poltron außer dem Kesicht der Justiz befindet sich immer besser, als ein Eisenfresser unter ihren Händen.

Argant. Eben deswegen, weil wir der Gerechtigkeit nicht gern unsere Aufwartung machen wollen, verlange ich deinen Rath.

Peter. Den klügsten Rath von der Welt haben Sie schon gehört. Geschwinde fort!

Argant. Und was Klügers weißt du also nicht?

Peter. Nein, wahrhaftig nicht.

Argant. Höre, Peter! zu großen und feinen Spitzbubenstreichen, sehe ich schon, bist du nicht gebohren. Du hast zu wenig Witz, einen erhabenen Betrug einzuleiten, und gar keine Herzhaftigkeit ihn auszuführen.

Peter. Herr Argant! Wenn Sie Ihren und meinen Hals aus dieser Schlinge ziehen, die ich schon bis an den Knoten fühle, so verdienen Sie gewiß einen Platz in der Lebensbeschreibung der größten Helden unsrer Zeiten. Doch da kömmt Herr Hieronymus schon wieder.

Dreyzehnter Auftritt.

Hieronymus. Argant. Peter.

Hieronymus. Ich habe schon alles besorgt, Herr Richard! Noch heute Abend sollen Sie mein Schwiegersohn werden. Die Mode mag auch sagen, was sie will.

Argant. Mein Herr! es stünde itzt lediglich bey mir, Sie in Ihrem Irrthum zu lassen, und denselben zu meinem Vortheile anzuwenden: aber ich merke wohl, daß ich nicht dazu gebohren bin, einen Betrug zu spielen.

Hieronymus. Was höre ich? Wie soll ich das verstehen?

Argant. Ich will mit Ihnen ohne alle Verstellung reden.

Hieronymus. Reden Sie! (vor sich) Ich erstaune. (laut) Sind Sie nicht —

Argant. (der vor ihm auf die Knie fällt) Nein, mein Herr! ich bin nicht der Sohn Ihres Correspondenten.

Peter. (der ebenfalls vor ihm kniet) Ach! Barmherzigkeit! Herr Hieronymus!

Hieronymus. Was sagen Sie? Wie? Sie wären nicht der junge Richard, den mein seliger Bruder —

Argant. Nein, mein Herr! —

Hieronymus. Und Sie hätten —

Argant. Haben Sie die Gnade, mein Herr! und würdigen mich, anzuhören. Ich bin zu aufrichtig, als daß ich Ihre Leichtgläubigkeit länger täuschen sollte.

Hieronymus. Stehen Sie auf, reden Sie weiter.

Argant. Es sind schon über acht Tage, daß ich mich hier in Berlin aufhalte, und eine Neigung gegen Ihre Mademoisell Tochter in mir unterhalten habe. Nach dem Handel, von dem ich Sie auf eine so glückliche Art befreyet hatte, wollte ich immer ein Herz fassen, Sie um Ihre liebenswürdige Tochter anzusprechen; allein, Sie benahmen mir dazu plötzlich allen Muth, da Sie mir zu verstehen gaben, daß Sie bereits an einen andern versprochen wäre. Sie ließen sich zu deutlich merken, daß Sie gern ein Mann von Wort seyn möchten. Alles dies, mein Herr Hieronymus, ich gestehe es, machte mich äußerst bestürzt, aber ich konnte doch meine Liebe nicht unterdrücken. Wenn Sie jemals geliebt haben, mein Herr! und die Martern kennen, die eine Leidenschaft verursacht, der man Hindernisse in den Weg leget; so werden Sie gewiß Mitleiden mit mir haben. Von der Leidenschaft bis zur Verzweifelung ist nur ein einziger Schritt. Diesen unglücklichen Schritt, Herr Hieronymus, habe ich gethan; und die List, derer ich mich bediente, meine Neigung zu befriedigen, verdient von Ihnen alle Vergebung.

Hieronymus. Ich will einmal auf einen Augenblick Ihren Worten glauben: aber dann frage ich Sie auch, mein Herr! Wie kann ein solcher Streich, den Sie mir zu spie-

len gedachten, mit dem Charakter eines ehrlichen Mannes bestehen? Und was soll man von einem Herzen denken, das gewiß alles für erlaubt halten wird, sobald es nur entweder seinen Vortheil siehet, oder eine strafbare Neigung zu befriedigen denkt. Gehen Sie, mein Herr, und schämen Sie sich einer Niederträchtigkeit, die ein anderer, als ich, von der Obrigkeit würde ahnden lassen; aber die ein Mann von meiner Denkungsart, nicht besser, als mit Verachtung bestrafen kann.

Argant. Ach! mein Herr! Ich habe mir mein Vergehen schon heimlich mehr als zu oft vorgeworfen: aber ich glaubte immer, daß Sie ein Unternehmen, woran lediglich die Liebe Antheil hat, mir alsdann gewiß verzeihen würden, wenn ich Ihnen erst meinen wahren Namen und meinen Stand entdecken würde.

Peter. (vor sich) Ein neuer Betrug, den mein Herr spielen wird.

Hieronymus. Wer sind Sie denn?

Argant. Ich bin der Sohn eines reichen pommerschen Grafen von Windreich.

Hieronymus. Ey, mein Herr! und Sie könnten —

Argant. Meine Absicht war, meinen Stand und Namen nicht eher, als nach unserer Vermählung zu entdecken: und ich stellte mir das Vergnügen vor, das ich Ihnen und meiner neuen Gemahlinn verursachen würde, wenn ich Sie vor den Augen des besten Vaters zu dem Rang einer Gräfinn erheben würde. Aber der Himmel hat mir diese Freude nicht gegönnt. Der wahre Herr Richard kömmt zu meinem Unglück an, und ich muß ihm seinen Namen, mein Glück und Carolinen wieder abtreten. Er hat Ihr Wort, und mir bleibt nichts übrig, als mein Schicksal in der Stille zu beseufzen. Sie müssen ihm allerdings den Vorzug geben,

ben, ohne auf meinen Rang, und ohne auf die grausame Marter zu sehen, die mich diese Verbindung kosten wird. Ich könnte Ihnen zwar vorstellen, mein Herr! daß Ihr seliger Herr Bruder, der diese Heyrath gestiftet, nur der Oncle von Ihrer Tochter gewesen, und daß Sie doch immer Vater bleiben. Ich könnte Ihnen zu bedenken geben, daß es weit gerechter gehandelt wäre, in Absicht des wichtigen Dienstes, den ich vorhin Ihrem Leben geleistet, mir zur Vergeltung Carolinens Hand zu schenken, als dem Herrn Richard ein Versprechen zu halten, dessen Gültigkeit gewiß von sehr schwachem Gewicht ist — aber —

Hieronymus. (nach) langem Nachsinnen) Ja, ja. Mein Entschluß ist schon gefaßt. Wenn mein seliger Bruder noch lebte; so müßte er es selbst billig finden, daß ich einer Person, die mir das Leben gerettet, und noch mehr, einem Grafen, der sich bis zu mir herunterlassen will, den Vorzug gebe.

Peter. (vor sich) Der leichtgläubige alte Geck!

Argant. Sie thun mir zu viel Ehre an — Aber —

Hieronymus. Ich müßte meinem eigenen Vortheil gram seyn, und gewiß den Verstand verloren haben, wenn ich nicht eine Heyrath beschleunigen wollte, die meiner Familie so viel Ehre bringt.

Argant. Uebereilen Sie sich nicht, mein Herr!

Hieronymus. Ich habe schon zu lange verweilet.

Argant. Ueberlegen Sie wohl —

Hieronymus. Es ist schon alles überlegt.

Argant. Nehmen Sie nichts zu Rathe, als —

Hieronymus. Ich brauche keinen Rath weiter.

Argant. Als Ihren Vortheil, Herr Hieronymus!

Hieronymus. Dieser Vortheil sind Sie, mein Herr!

Argant. Sehen Sie nicht auf den Glanz meiner Ahnen.

Hieronymus. Ich sehe auf den Glanz meiner Familie

Argant. Herr Richard kann alles wieder —

Hieronymus. Herr Richard kann nichts.

Argant. Er kann alles wieder umstoßen, sage ich.

Hieronymus. Das soll er wol lassen.

Argant. Ich muß also lieber

Hieronymus. Nein, Sie müssen nichts.

Argant. Eine Hoffnung aufgeben.

Hieronymus. Sie sollen nichts aufgeben (vor sich) Daß der verdammte Richard nun dazwischen kommen mußte.

Argant. Ich sehe wohl —

Hieronymus. Sie sollen alles sehen —

Argant. Leben Sie wohl!

Hieronymus. Nein! Herr Graf! Ich bitte Sie auf meinen Knien; noch diesen Abend sollen Sie meine Tochter durch Ihre Hand glücklich machen.

Argant. Stehen Sie auf, Herr Hieronymus!

Peter. (vor sich) Wie lächerlich auch die klügsten Leute werden, wenn man sie bey ihrer schwachen Seite faßt.

Hieronymus. Nun, Herr Graf!

Argant. Wohlan! Herr Hieronymus — Es sey!

Hieronymus. Lassen Sie sich umarmen. Ach! mein Herr Graf!

Argant. Gehen Sie hinein nach Carolinen, bringen Sie Ihr selbst diese Nachricht, und unterrichten Sie von Ihrem künftigen Schicksal.

Hieronymus. Von Herzen gern. (geht ab)

Vierzehnter Auftritt.

Argant Peter.

Peter. Ach! Herr Graf! Lassen Sie mich Ihr Knie umfassen.

Argant. Fürchtest du dich noch?

Peter. Itzt habe ich ein Löwenherz. Er mag nur kommen, der gute Herr Richard. Wir sind Hahn im Korbe, und es ist mir, als wenn wir Carolinen und die Mitgift ihres alten leichtgläubigen Vaters schon wirklich geheyrathet hätten. Aber mir fällt noch Eins ein, mein Herr! Sagen Sie mir doch: was wollen Sie machen, wenn Sie Carolinen erst wirklich zur Frau haben.

Argant. Ja, das weiß ich wahrhaftig selbst nicht.

Peter. Die Sache wird doch über lang oder kurz einmal verrathen; und die Ehe weiß ich wol, ist niemals nach Ihrem Geschmack gewesen.

Argant. Freylich nicht. Aber Narr! was machen wir uns für Sorgen. Wenn ich Carolinen erst einmal habe, so muß mir der alte Thor von Vater wol Wort halten; und alsdann will ich auf den Fuß der gescheuten Eheleute leben.

Peter. Und wie leben die?

Argant. So galant, als möglich. Man ist kein Thor, daß man bey den frostigen Liebkosungen einer alltägigen Schönen, dergleichen eine Frau ist, Tag vor Tag gähnen sollte. Hat man sich erst einander geheyrathet, so hat sich ein jeder auch das Privilegium mit erfreyt, seinen Vergnügungen und seinem Geschmack ungehindert nachzuhängen. Wenn der Liebhaber zur Hinterthür zur Frau herein schleicht; so geht der Mann zur Vorderthür zur Maitresse. Höfliche Complimente, kalte Umarmungen, keine bürgerliche Vertraulichkeit. Sieh, Peter; so lebt man in Paris, und so leben alle die in Deuschland, die ein bischen feiner denken, als der tugendhafte Pöbel.

Peter. Vortrefflich! Sie haben doch noch etwas auf Ihren Reisen gelernt. Ich wette, daß Mancher, der in

Frankreich gewesen, nicht die Hälfte von dem mitbringt, was Sie wissen — Aber was zum Teufel sehe ich da.

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Hieronymus. Caroline. Richard. Philipp. Ein alter Kaufmann. Ein Gerichtsbedienter. Cathrine.

Richard. (im Hereingehen zum Hieronymus) Wie ich Ihnen sage, Herr Hieronymus, diese beyden Männer können es bezeugen, daß ich der Sohn des Herrn Johann Valentin Richard aus Leipzig bin.

Der Kaufmann. Ja, allemal.

Der Gerichtsbediente. Ich kenne den Herrn ganz genau, denn ich habe in Leipzig ehemals als Schaarwächter gedient, und ihn oft unter meiner Fuchtel gehabt. Sie heißen Herr Martin Richard, und sind ein Sohn des Herrn Johann Valentin Richard.

Der Kaufmann. Ihren Herrn Vater, der mein Commißionair ist, habe ich noch in der letzten Messe gesprochen, und Sie, mein Herr Martin Richard, haben mir noch mit eigener Hand einen Wechsel geschrieben. Ich kann alles beschwören.

Der Gerichtsbediente. Ich brauche nicht zu schwören, mir muß man meines Amts wegen schon glauben.

Peter. (vor sich) Alle Schelme verschanzen sich hinter die Würde ihres Amts.

Der Gerichtsbediente. Wer Sie wofür anders ausgiebt, ist ein Betrüger.

Hieronymus. Meine Herren, ich glaube alles, was Sie mir da sagen. Ich bin auch vollkommen überzeugt,

daß dieser Herr Martin Richard der Sohn meines Correspondenten, Johann Valentin Richard, aus Leipzig ist — allein —

Richard. Nun?

Hieronymus. Es steht nicht mehr bey mir, Ihnen meine Tochter zu geben. Ich habe meinen Vorsatz geändert.

Der Gerichtsbediente. Ja, das ist etwas anders.

Philipp. Herr Richard, soll ich wieder aufpacken lassen?

Richard. Schweig!

Der Kaufmann. Sie sind allerdings Herr über Ihre Tochter.

Richard. Mein Herr, ich verlange keinesweges, daß Sie sich Zwang anthun, aber ich darf wol fragen, warum Sie Ihre Meynung geändert haben? (indem er sich zu Carolinen wendet) Sagen Sie mir, schönste Caroline!

Caroline. Ach! mein Herr, was kann ich Ihnen sagen! —

Philipp. (zu Cathrine) Unterdessen, daß Philipp mit Cathrinen sich unterhält, reden Hieronymus und Argant mit einander durch Zeichen, desgleichen Richard mit Carolinen. Der Gerichtsbediente unterhält sich mit dem Kaufmann, und Peter steht in einer tiefsinnigen Stellung. Sage du mir, warum dieser Bursche dich mir vor dem Munde wegschnappen soll?

Cathrine. Ein Bedienter eines Grafen ist doch wol einem Kaufmannsbedienten vorzuziehen.

Philipp. Nachdem es ist.

Richard. Ihre Jungfer Tochter, Herr Hieronymus, hat noch dieselben Gesinnungen. Sie liebt mich. Es kömmt nur auf Sie an.

Hieronymus. Ich bedaure Sie, Herr Richard, und ich bedaure in dem Fall auch meine Tochter (zu Caroline)

Wiewol du eben nicht Ursache hättest, über meine getroffene Wahl unzufrieden zu seyn. Wie viele Kaufmannstöchter würden sich an deiner Stelle wünschen (zu Richard) Sie sind zu edelmüthig, mein Herr! als daß Sie mir verdenken werden, daß ich Ihnen einen Nebenbuhler vorziehe, der mir mein Leben gerettet hat.

Peter. Ich war der Secundant.

Hieronymus. Dieser Herr ist ein reicher Pommerscher Graf von Windreich, welcher, ungeachtet der Ungleichheit unsers Standes, meine Tochter heyrathen will.

Der Gerichtsbediente. Dahinter steckt gewiß ein Betrug. (Er betrachtet Petern genauer.) Das Gesicht soll ich kennen.

Peter. Das ist nicht meine Schuld! Warum hat mich die Natur so geformt, daß so viele Masquen zu der meinigen passen.

Der Gerichtsbediente. Nur nicht gespaßt, guter Freund! Du Galgenvogel! hast sonst schon einmal bey mir logiret.

Peter. (in einem stolzen Ton) Mein Herr!

Argant. Mein Herr! Sie werden sich hüten.

Der Gerichtsbediente. Mein Herr Graf! Sie sind ein Betrüger.

Argant. (will den Degen ziehen) Der Lumpenkerl.

Hieronymus. (fällt ihm in den Degen) Keine Händel in meinem Hause! (zu dem Gerichtsbedienten) Mein Herr, bedenken Sie —

Der Gerichtsbediente. Ich will darauf schwören, diese beyde Schurken haben die Karte so zu mischen gewußt. Ich werde sie gleich in Arrest nehmen.

Hieronymus. (zum Gerichtsbedienten) Halten Sie ein. Beleidigen Sie keine Leute. Es kann seyn, daß der

Bediente ein Spitzbube ist: aber ist sein Herr darum einer? die großen Herren haben viele Spitzbuben in ihren Diensten: das ist ja so was seltenes nicht.

Der Gerichtsbediente. Dieser Herr Graf ist ein Betrüger: ich sage es Ihnen; und ich lasse diese Vögel gleich in Arrest führen. Allons, Herr Graf! (zu Petern) Fort Galgenvogel!

Argant. Zum letztenmal, mein Herr! Hüten Sie sich! Ich habe Beweise bey mir.

Hieronymus. Nun, was wollen Sie denn mehr?

Caroline. Man kann sich allerdings irren; und ich möchte überhaupt nicht gern, daß meine Person zu den Ungelegenheiten, die daraus entstehen könnten, Ursache gewesen wäre.

Philipp. (zu Cathrinen) Willst du deinen Liebsten nicht begleiten?

Cathrine. Ich will erst sehen, wo es hinaus will; ob es zur Hochzeit, oder ins Gefängniß geht. Im letztern Fall bleibt mir noch Monsieur Philipp.

Philipp. Und in beyden Fällen wird Monsieur Philipp den Hut abnehmen. Ein Mädchen, das den verlaufnen Bedienten eines Grafen dem wohlgemästeten Laquay eines reichen Kaufmanns vorzieht, verdient meine Verachtung.

Der Gerichtsbediente. (zu Hieronymus, der ihm vorhero etwas sachte gesagt) Ja, mein Herr! Ich versichere Sie.

Hieronymus. Ihre Muthmaßungen können falsch seyn.

Peter. Sie sind gewiß falsch.

Der Gerichtsbediente. Rede mir nicht ein Wort.

Peter. (vor sich) Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß diese Handlanger der Gerechtigkeit eine solche Autorität über unser Gewissen haben. Ich bin ganz bestürzt.

Hieronymus. Sie können aber auch gegründete Ursachen haben; dem mag nun aber seyn, wie ihm wolle; so erlauben Sie mir (er steckt ihm ein Paquet Geld zu) daß ich einmal nach meinem Willen handeln dürfe.

Der Gerichtsbediente. Aus Hochachtung für Sie mag es darum seyn. Ich habe also hier nichts weiter zu thun, und empfehle mich Ihnen. (zu Argant.) Mein Herr! machen Sie, daß Sie gegen heute Abend aus der Stadt sind, oder sie sitzen morgen Früh feste. (zu Petern) Und du Galgenvogel! Laß dich nicht noch einmal erwischen. (der Gerichtsbediente geht ab.)

Peter. (ruft ihm nach) Der Himmel behüte unsre Gesichter vor einem Rancontre.

Letzter Auftritt.

Hieronymus. Caroline. Richard. Argant.
Der alte Kaufmann der in der Ferne stehen bleibt.
Peter. Philipp. Cathrine.

Der Kaufmann. (vor sich) Ich will doch sehen, wo es hinaus will.

Hieronymus. (zum Argant) Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr! wer sind Sie? Fürchten Sie sich vor nichts. Es soll Ihnen kein Leid geschehen. Hätten Sie mich auch hintergangen; so sollen Sie ehe Mitleid als Vorwürfe von mir erwarten. Sagen Sie mir, wer sind Sie?

Argant. (der ihn zu Füßen fällt) Ein Unglücklicher, der es verdient, daß Sie ihn verabscheuen: aber der vielleicht auch darum Ihrer Erbarmung nicht ganz unwürdig ist, weil

Verfüh-

Verführung und ein unglücklicher Gebrauch seiner Jugend ihn in Laster verstrickt haben, aus denen er sich leider noch nicht wieder hat heraus winden können.

Hieronymus. Stehen Sie auf, mein Freund! Reden Sie deutlicher. Zittern Sie nicht! Reden Sie!

Argant. Die Verführung, deren die unerfahrne Jugend nur leyder! allzu oft ausgesetzt ist, lehrte mich schon sehr frühe, und bereits in meinem funfzehnten Jahre den Diebstahl. Ich entwand meinem Vater einen wichtigen Posten Geld nach dem andern, um mich mit Gemächlichkeit der Verschwendung und den kostbarsten Ausschweifungen zu überlassen. Als mein Vater endlich diesen Betrug merkte, und auf mich argwohnte; so entriß ich mich seiner Aufsicht mit einer ansehnlichen Summe, und gieng nach Leipzig. Von da fand ich Gelegenheit nach Frankreich zu gehen. Allein, der Betrug war bey mir schon dergestalt zur Gewohnheit geworden, daß ich zuletzt, und weil ich meine kostbaren Jahre so liederlich verschleudert hatte, aus Noth, und sehr oft mit dem größten Widerstand meines Herzens, von einem Ort zum andern, als ein Betrüger herumgeirrt bin.

Der Kaufmann. (vor sich) Die natürliche Geschichte, die man mir von meinem Sohn erzählet hat. (Er tritt näher, betrachtet Argantен, und spricht zu ihm) Sagen Sie mir, wie heißen Sie?

Peter. Mein Herr! wollen Sie seinen wahren Namen wissen, oder den wir gemeiniglich führen.

Hieronymus. Schweig!

Argant. Ich heiße Argant!

Der Kaufmann. Ach! Mein Sohn!

Argant. (der aus Entsetzen einige Schritte zurück fährt) Himmel!

Peter. Eine neue Verwickelung.

Hieronymus. Richard. Caroline. (fast zu gleicher Zeit) Er! sein Sohn? Argant?

Argant. (der vor seinem Vater niederfällt) Ach! Die Natur und diese Thränen, die ich vergieße, sagen mir, daß Sie mein Vater sind.

Der Alte. Ists möglich? mein Sohn? Nach zwanzig Jahren soll ich alter Vater dich unglückliches Kind wieder finden. O Himmel! welche Freude für mein Herz! Aber, möchte ich nur in dir keinen Bösewicht wieder finden.

Argant. (der die Hände seines Vaters küßt und mit seinen Thränen benetzt) O Gott! Ach, mein Vater!

Der Alte. (weichmüthig) Ich habe mich so oft nach dir erkundiget: aber allemal umsonst. Wie konntest du so hart seyn, und dich so lange von mir auf der Bahn des Lasters verweilen? Wustest du nicht, daß ein Vater doch noch allemal Vater bleibt.

Argant. Ach!

Der Alte. Steh auf! mein Sohn! Umarme mich. (zu Peter) Aber du Spitzbube. Du hast ein paar starke Hände, die zum Raspeln geschaffen sind. Du sollst mir noch heute Abend ins Zuchthaus. Wie bist du Unglücklicher zu meinem Sohn gekommen? Du hast ihn ganz gewiß verführt.

Peter. Es ist wahr, ich bin ein Unglücklicher: aber, so wie Sie mich hier sehen, doch nicht ganz und gar verdorben; und wenn Sie mich näher kennen sollten —

Hieronymus. Ja, da würde man schön Zeug hören!

Peter. (kriecht zu dem Alten und fällt vor ihm nieder) Ach! Herr Argant! Ihr Herr Sohn hat dem Herrn Hieronymus seine Geschichte erzählen dürfen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Meinige ganz kurz anführe.

Der Alte. Nur keine Lügen; das rathe ich dir!

Hieronymus. Der Gerichtsbediente wohnt nicht weit.

Argant. Er wird gewiß die Wahrheit reden.

Peter. Mein ganzes Unglück ist, daß ich von Jugend auf als Laquay bey vornehmen Herren gedient habe.

Richard. Das ist doch sonst kein Unglück. Der Laquayenstand pflegt nicht selten die beste Glücksstuffe zu seyn.

Hieronymus. Freylich!

Der Alte. Lüge mir nicht!

Peter. Nein, Herr Argant. Der Graf, dem ich diente, starb plötzlich. Die Räthe des neuen Grafen wollten Menage machen, und ich, als ein alter Bedienter, der bisher kaum seinen nothdürftigen Unterhalt gehabt, wurde, nebst noch einer ziemlichen Anzahl, abgedankt.

Der Alte. Was nahmst du hierauf vor?

Peter. Ich muß es nur gestehen: ich war zu stolz, einem niedrigern Herrn wieder zu dienen. Gelernt hatte ich nichts. Ich hüllte mich also in meine Dürftigkeit ein. In dieser Retirade überfiel mich der Hunger. Von dem Hunger kams zur Verzweifelung, und die Stimme dieser Furie, Herr Argant, ist so mächtig, wie die Stimme der Natur. Sie rief mir zu: Nimm, wo du was kriegen kannst. Ich gieng nach der leipziger Messe, daselbst entweder allein, oder in Gesellschaft von Leuten, die auf gut Glück ausgehen, auch das Meinige zu machen. Hier lernte ich bey einer Gelegenheit, die uns allen beyden nicht rühmlich ist, Ihren Herrn Sohn kennen. Wir wurden eins; und so wie es die Umstände gaben, ward ich bald sein Vertrauter, bald sein Bedienter.

Hieronymus. Wozu die Verzweifelung die Menschen nicht reizen kann.

Caroline. Der arme Mensch dauert mich, so ein Betrüger er auch zu seyn scheinet.

Richard. Bloß die Noth hat ihn zum Spitzbuben gemacht.

Der Alte. Nenne mir den Grafen, bey dem du gedienet hast.

Peter. Der Graf von Stolzenreich.

Der Alte. Mein Freund! Ich kenne den Grafen, und ich zweifle auch keinesweges, daß du das Laster verabscheuen wirst, wenn du wieder mit Ehren zur Tugend übertreten kannst. Ich will mir Mühe geben, dort dein Glück wieder zu befördern. Gehe nur, und mache, daß du aus der Stadt kömmst!

Hieronymus. Und ich will dir die fünfhundert Thaler, die ich dir vorhin für deinen Herrn gab, zu deiner neuen Einrichtung schenken, wenn du mir anders versprichst, wieder ein ehrlicher Kerl zu werden.

Peter. (weichmüthig; und nachdem er erst dem Alten: denn dem Herrn Hieronymus die Hand küßt) Ach! mein Herr! Ach Herr Hieronymus! (zu Arganten ganz niedergeschlagen) Und Sie, mein Herr! Was haben Sie mir noch zu befehlen?

Argant. Nichts, als daß ich dich bitte: vergiß mich auch künftig als ein ehrlicher Kerl nicht. (Peter küßt ihm die Hand, und geht einige Schritte fort, kehrt aber bald wieder um, und sagt zu dem Alten) Dürfte ich mir nicht eine Gnade von Ihnen ausbitten.

Der Alte. Rede!

Peter. Mein Stolz, niemanden als einem großen Herrn zu dienen, hat ziemlich nachgelassen. Was hilft es mir auch, ob ich eine breite oder eine schmale Tresse auf dem Rock trage, und ob ich auf einer gräflichen Kutsche, oder auf einem Kaufmannswagen stehe.

Cathrine. Da hat der gute Peter Unrecht!

Caroline. Schweig, Cathrine!

Philipp. Ich mag ebenfalls lieber bey einer bürgerlichen Tafel serviren. An den vornehmen Tafeln giebt es verhenkert kleine Bissen.

Richard. Rede nicht!

Peter. Wollten Sie mir nicht die Gnade erzeigen, und mich bey ihrem Herrn Sohn in Diensten lassen? Ich möchte gern unter Ihren Augen, mein Herr, ein Beyspiel meiner Besserung geben, und Ihrem Herrn Sohn, der im Grunde der beste Herr von der Welt ist, auch einmal als ein ehrlicher Kerl dienen.

Der Alte. Das ist ein löblicher Vorsatz. Ich bin es zufrieden!

Peter. (zu Hieronymus) Sie nehmen es wol über sich, Herr Hieronymus, daß ich morgen sicher auf der Strassen gehen darf.

Hieronymus. Sey nur unbesorgt. (zu dem Alten) Mein Herr, es hätte mir heute kein Glück erwünschter seyn können, als die Freude, die ich Ihnen verursacht habe, einen Sohn wieder zu finden, und ihn noch zur rechten Zeit von einem Abwege zu retten, auf dem er vielleicht umgekommen wäre, wenn er einem andern als mir diesen Betrug hätte spielen wollen. Es ist wahr: meine Leichtgläubigkeit hat ihn noch sicherer gemacht; aber mein gutes Herz hat ihn auch vor dem Verderben bewahret, dem er bereits so nahe war. (zu Argant) Ich bin gewiß überzeugt, daß eine innerliche Schaam und ein guter Vorsatz in Ihnen alles wieder gut machen wird. Fangen Sie mit Ernst ein andres Leben an. Sie haben viel Verstand. Geben Sie sich daher Mühe, Ihr Glück bey der Handlung und unter der Anführung Ihres alten Vaters zu machen. Ich will sehen, wie Sie sich aufführen; und alsdann können Sie vielleicht noch mit meiner zwoten Tochter mein Schwiegersohn werden.

Argant. Ach! Sie beschämen mich, und ich kann Ihnen vor Schaam und Verwirrung nicht danken.

Der Alte. (der den Hieronymus umarmt) Kommen Sie, redlicher Freund, nehmen Sie in meinen Umarmungen Theil an dem Entzücken eines Vaters.

Hieronymus. Erfahren Sie nunmehro nach so vielem Kummer noch lange die Freuden, die in der Glückseligkeit wohlgerathener Kinder bestehet. (zu Richard) Ihnen mein Herr, darf ich wol nicht erst sagen, daß Sie in Ihre alten Rechte, die Sie auf meine Tochter haben, wieder treten können. Vergeben Sie mir nur die Beleidigungen, die ich Ihnen unwissend zugefüget habe. Mein Herz nimmt keinen Theil daran; und ich will alles wieder gut machen.

Richard. Wenn mir Caroline zu Theil wird; so ist alles wieder gut gemacht. (zu Carolinen) Was sagen Sie?

Caroline. Ich? Herr Richard! daß man heute mit meinem Herzen wechselsweise hat einen Betrug spielen wollen. Sollte dieß vielleicht eine Vorbedeutung seyn, daß auch Sie, Herr Richard, mich etwa betrügen möchten. Man sagt es ohnedem der guten Liebe nach, daß die kleinen Betrügereyen des Herzens von ihr nicht ausgeschlossen seyn sollen. Ey mag es doch! Kommen Sie, Herr Richard, unsre Herzen sollen es einmal darauf wagen.

Richard. Und beyde, schönste Caroline, werden allezeit dabey gewinnen.

Cathrine. (zu Philipp) Maulst du noch?

Philipp. Wenn ich dem Exempel meines Herrn nicht nachahmen müßte, so — Komm nur, unsre Herzen sollen sich einander auch betrügen. Schlag ein!

Peter. (zu Argant) Wer hätte denken sollen, daß unser Roman eine so zärtliche Entwickelung haben würde. Ich hing schon in Gedanken.

Hieronymus. Die meisten Unglücklichen würden nicht lasterhaft bleiben, wenn sie alle solche Gelegenheit fänden, wieder zur Tugend zurück zu kehren.

Das Räthsel,

oder

Was dem Frauenzimmer am meisten gefällt.

Ein Lustspiel.

in einem Aufzuge,

mit

einem Divertissement.

Personen.

Bertha, Wittwe des Königs Dagobert.

Der Ritter Robert.

Die Fee Radiante.

Das Gefolg der Bertha.

Pedrille, Waffenträger des Robert.

Magotine, des Pedrillo Frau.

Eine Alte.

Ein

Der Schauplatz ist in einem Walde, nahe bey dem Lust-
schloß der Königinn.

Erster

Erster Auftritt.

Pedrillo. (allein)

Verflucht sey ein jedes Abentheuer! die Ritter, die Feen und ich selbst! Was bin ich doch trotz meinem runden wohlgemästeten Körper für ein geplagter Kerl! Aber das ist nun einmal das Schicksal meiner Familie, von dem Urvater, bis auf mich, seinen wohlgebildeten Enkel. Alle Zweige unsers Stammbaums, von dem ehrlichen Sancho an, alle haben wir immer einem Herrn gedient, der den Kopf mit Abendtheuern, Ritterthaten, Prinzeßinnen, Feen und Teufeleyen angefüllt hat. Mein Vater diente einem gewissen Don Silvio von Rosalva, der sich in einen blauen Schmetterling verliebt hatte; und ich, sein würdiger Sohn, der nichts als Armuth und ein lustiges Wesen geerbt, ich bin der Waffenträger eines Herrn, der eben so närrisch ist. Er hat sich in ein Portrait vergaft, wovon er das Original mit keinem Auge gesehen hat. Die Liebe muß doch in der Ritterwelt so sehr als in der Alltagswelt den Kopf verrücken. Wie würde mein Herr sonst eine gewisse Marton für seine Prin-

zeßinn angesehen haben. — Wahrhaftig, der Streich war lustig! — Aber, zum Henker, Pedrillo, du lachst? — Wer am Morgen lacht, muß des Abends weinen. Freude und Leid kommen niemals allein. Der Teufel steht oft hinter dem Kreuz, zu reden mit meinem Urvater, dem Stallmeister Sancho. Diese Marton wird meinem Herrn noch den Hals kosten. Doch, da kömmt er.

Zweyter Auftritt.

Der Ritter. Pedrillo.

Der Ritter. (in einer traurigen Stellung mit einem Portrait in der Hand) Bist du hier, Pedrillo!

Pedrillo. Ach leyder, ja! Nicht wahr, mein Herr! es ist niemand glücklicher, als wer in den Windeln stirbt.

Der Ritter. Pedrillo!

Pedrillo. Mein Herr!

Der Ritter. Sieh nur her, ist sie nicht schön? Ach!

Pedrillo. Ja zum Henker! itzt ist es auch Zeit zu seufzen, da man euch vielleicht Morgen den Proceß machen wird, und mir, wenns Glück arg will, dazu. Den seht nur, derjenige, der die Leiter hält, ist eben so schuldig, als der da stiehlt. Süsse getrunken, wird oft sauer bezahlt: wer auf dem Eise tanzt, der strauchelt; und wer zu nahe ans Feuer tritt, versengt sich den Rock: und wer —

Der Ritter. Nun? wirst du mit deinen Sprichwörtern bald schliessen?

Pedrillo. Ach, mein Herr! das Glück dreht sich geschwinder herum als ein Mühlrad.

Der Ritter. Noch immer?

Pedril-

Pedrillo. Ist es nicht wahr, mein Herr! daß euch das Glück mit seinem Rade einen verdammten Possen gedreht hat?

Der Ritter. Mir?

Pedrillo. Ja, euch.

Der Ritter. Was kann mir fehlen. Diese liebenswürdige Prinzeßinn — Ja, meine Königinn! —

Pedrillo. (sieht sich umher, als ob er jemand suche) Ich sehe doch niemand.

Der Ritter. Endlich ist die boshafte Fee Fanferlüsch ihrer Rache müde, und giebt dich meiner Umarmung.

Pedrillo. (vor sich) Er hat den Verstand verlohren. (Laut) Wo ist sie denn? Laßt sie mir doch sehen.

Der Ritter. Hier!

Pedrillo. Wo?

Der Ritter. (zeigt ihn mit Ungestüm das Portrait) Hier! Hier! Da sieh sie selbst mit deinen beyden Augen.

Pedrillo. Nun wahrhaftig, das ist lustig! Ja, wenn euch diese stumme kleine Prinzeßinn auch morgem vom Tode befreyen könnte.

Der Ritter. (in tiefen Gedanken mit seinem Portrait beschäftiget) Ach!

Pedrillo. Das wird sehr schön aussehen, wenn ein so galanter Ritter da hängt, und wenn der arme Pedrillo auch noch im Tode euer Waffenträger seyn muß.

Der Ritter. (als aus einem Traum) Was sagst du?

Pedrillo. Nun wahrhaftig: man ist wol niemals blinder, als wenn man mit Fleiß nicht sehen will. Kennt ihr denn euer Schicksal nicht?

Der Ritter. Ja, Pedrillo!

Pedrillo. Nun, zum Teufel! warum kommen wir denn hieher?

Der Ritter. Mein Wort zu halten.

Pedrillo. Da thut ihr mehr, als man von einem tapfern Ritter fodern kann. Aber seht nur, das ist die Frucht von euren vertrackten Feenmärchen. Sagt ich nicht immer: Vorsicht schadet nicht; hoch macht schwindlicht: Wer aufs Gold sieht, dem vergeht das Gesicht. Aber, schönen Dank! Ihr hattet immer den Kopf von Prinzeßinnen und Feen voll; und nun seht ihr, was ihr gemacht habt. Bedenkt nur selber: ihr erblickt eine heßliche Marton auf dem Kreuzwege. Ich hätte sie für eine Hexe, wenigstens für des Lucifers Cammerfrau gehalten: aber nein, ihr gelehrter Ritter saht sie für eure Prinzeßinn an. Eure Rosinannte stutzte. Geschwind, Pedrillo, riefst ihr, nimm meine Waffen und hilf mir auf die Erde, damit ich dieser Königinn meines Herzens den Tribut bezahle. Ihr macht euch an die Prinzeßinn Marton, die bey meiner Ehre nichts als eine gute runde Bauersfrau war, und Eyer nach der Stadt zum Verkauf trug. Ihr wollt sie umarmen: sie streubt sich. Ihr braucht eure ritterliche Arme: ihr zieht sie auf einen Rasen, und der Himmel weiß, was ihr noch mehr gethan habt. Während, daß ich ganz versteinert da stehe, und zugaffe, schwenkt sich ein Dieb von Räuber auf eure Rosinante, und trabt, ohne daß ichs merke, davon. Ihr haselirt noch immer mit eurer Prinzeßinn: ihr zerbrecht ihr im Niederziehen, alle ihre Eyer. Die gute Frau weint: ihr versprecht ihr dreyßig Thaler aus eurem Quersack. Aber, schönen Dank! Da ihr aufsteht, sind Rosinante und Quersack zum Teufel. Die betrogne Marton läuft zur Königinn: man holt euch ein; beschuldigt euch als einen Ehrenschänder, und spricht euch das Leben ab.

Der Ritter. Ich kann wenigstens die Königinn keiner Ungerechtigkeit beschuldigen.

Pedrillo. Ein schöner Trost für euren Hals! Aber hat man je ein lächerlicher Urtheil gehört? Ein Räthsel soll euer Leben oder euren Tod bestimmen. Ihr sollt das Geheimniß errathen: Was dem Frauenzimmer am meisten gefällt. Man giebt euch sechs Monate Zeit; wir reisen umher, fragen uns die Seele aus dem Leibe, und kommen eben so klug wieder, als wir weggewandert sind.

Der Ritter. Dieses Räthsel, mein guter Pedrillo! ist nur ein Mittel mir meinen Tod noch quälender zu machen. Daran ist die verzweifelte Fee Fanferlüsch Schuld, die sich der Vereinigung mit meiner Prinzeßinn aus Rache widersetzt.

Pedrillo. Mit eurer Fanferlüsch, und eurer gemahlten Prinzeßinn! Setzt itzt die Thorheiten ein wenig bey Seite, und denkt lieber nach, ob ihr nicht das Räthsel von ohngefähr errathen könnt.

Der Ritter. Ach, wenn du es nicht kannst, mein guter Pedrillo! Vor meinen Verstand hat die rachsüchtige Fee eine dicke Wolke gezogen, wodurch ich nie werde sehen können.

Pedrillo. Ach, und der meinige wird immer dummer und wolkichter, je näher er die Gegenwart meiner Frau, der Magotine fühlt, die hier im Dorfe wohnt.

Der Ritter. Hör Pedrillo, geh, erkundige dich bey deiner Magotine. vielleicht — sie ist doch ein Frauenzimmer?

Pedrillo. Freylich! Mit Leib und Seele! Noch dazu eins von den verschmitzten, zanksüchtigen, verbuhlten, herrschsüchtigen, tollkühnen, wütenden, unergründlichen und unzerstörbaren Frauenzimmern.

Der Ritter. Ach, die kann dir das Räthsel gewiß auflösen.

Pedrillo. Seyd doch gescheut, Ritter! Bedenkt nur wo wir allenthalben herumgeschwärmt sind, und was für Mühe wir uns bereits gegeben haben.

Der Ritter. Ich glaube gar du fürchtest dich vor deiner Frau!

Pedrillo. Zum Henker, mehr als vor eurer Fanferlüsch. Na, mit eurer Fee! Eine goldene Decke macht den Esel nicht zum Pferde: und ein Weib, mag mit ihrem alabasternen Gesichtchen und mit ihren glatten Worten noch so sehr blenden; sie ist tausendmal schlimmer als alle Fanferlüschen zusammen genommen. Nein, wer die Augen bey sich hat, stolpert nicht: und guter Weg um, ist keine Krümme. Ich werde mich wol hüten, ihr jemals wieder zu nahe zu kommen. Ihre zehn Nägel, und ihre böse Zunge verbreiten über dem armen Pedrillo mehr Unglück, als die Fanferlüsch mit allen ihren Hexereyen nicht bey euch thun kann, mein schöner Ritter!

Der Ritter. Du bist also ein sehr furchtsamer Ehemann!

Pedrillo. Je, beym Element! Ein gebranntes Kind fürchtet sich vor dem Feuer. Wenn ich ein Ritter, und meine Magotine eine Prinzeßinn wäre; so würde ich alle die Papiermüller verfluchen, die mir zu meinen Liebesbriefen Lumpen gestampft hätten. Aber so, da ich nur ein armer Waffenträger, und Magotine ein Dorfmeerkatzengesicht ist: so vermaledeye ich alle die Feen, wenn es anders welche giebt, die mir diesen Drachen von einem Weibe zu meiner Plage an den Hals gekuppelt haben.

Der Ritter. Ereifre dich nicht Pedrillo! Ich will dir diesen Gang erspahren; ich will selbst in das Dorf gehen;

wo ich so noch einige Geschäfte bey meinem Pächter habe. Ich bin in Kurzen wieder hier.

Pedrillo. (ruft ihm nach) Der Himmel und alle wohlthätige Feen begleiten euch!

Dritter Auftritt.

Pedrillo. (allein)

Der gute Ritter dauert mich. Es ist eine verhenkerte Sache um das Räthsel! Was dem Frauenzimmer am meisten gefällt? — Hm! — Es gefällt ihnen leyder! nur gar zu viel am meisten: und ohne die Eingebung einer mächtigen Fee sehe ich wohl, werden wir beyde, mein Herr und ich, von diesem Räthsel noch ganz erdrückt werden. Aber, daß ich nicht einmal noch vor meinem Ende meiner Seele einen herzstärkenden Labetrunk reichen kann, das verdreußt mich mehr, als das Urtheil der grausamen Königinn. Möchte doch der verteufelte Räuber, der uns unsern Quersack gestohlen, mit der Bouteille Wein, die er uns mit gemaust, alle Fanferlüschen in seinem diebischen Magen einschlurfen. Aber, beym Element! Fluchen und Lärmen macht die Sache nicht besser: was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem Wege ist: Geduld überwindet alles — aber nur nicht den Hunger, guter Pedrillo! Inzwischen, ehe mein Herr wiederkömmt, will ich mich hier auf diesen Rasen niederlassen — Es liegt sich zwar hier eben nicht sehr sanfte; wiewol: wer immer hart schläft, liegt auch auf Steinen weich.

Vierter Auftritt.

Pedrillo. Die Alte,
(welche dem Pedrillo auf die Schulter schlägt.)

Pedrillo. (der sich umsieht, aufspringt, und vor der Alten erschrickt) Ach Barmerzigkeit! (vor sich) Bey allen Rittern und Feen, das ist die leibhafte Fee Fanferlüsch.

Die Alte. Warum so bestürzt, guter Freund!

Pedrillo. (ängstiglich) Ach, sagt mir nur, seyd ihr nicht — (er fällt vor ihr nieder) Ach ich bin nicht mein Herr, wenn ihr den etwa sucht.

Die Alte. Ich kenne weder deinen Herrn, noch dich. Ich merkte nur, als ich hier vorbey gieng, daß du tiefsinnig da fassest, und ich wollte dich bloß zu trösten suchen.

Pedrillo. Also seyd ihr keine von den grausamen Feen?

Die Alte. Eine Fee sagst du? Das ist lächerlich! ha! ha!

Pedrillo. Ja, seht nur, gute Frau! mein Herr hat den Kopf von lauter Feereyen und Hexenmährchen so voll, daß er mein bischen Gehirn ganz mit in Brand gebracht hat; und glaubt mir nur: nichts ist ansteckender als Exempel. Inzwischen habt ihrs doch errathen, daß die verdrießlichen Gedanken in meinem Gehirn die Oberhand behalten.

Die Alte. Laß mir deine Unruhe wissen. Alle Menschen, guter Freund haben ihr Antheil an dem Leyde: aber man erleichtert es um ein großes, wenn man sich es einander erzählt.

Pedrillo. Freylich wol.

Die Alte. Ich habe viel in der Welt gesehen.

Pedrillo. Das glaube ich.

Die Alte. Verstand kömmt nicht vor Jahren.

Pedrillo. Das ist mir bekannt.

Die Alte. Ich habe manchem Unglücklichen mit meinem guten Rath gedient.

Pedrillo. Daran zweifle ich nicht. Aber sagt mir nur seyd ihr verheyrathet?

Die Alte. Warum?

Pedrillo. Weil ich es eures guten Raths wegen gerne wissen möchte. Sagt, seyd ihr verheyrathet.

Die Alte. Ja.

Pedrillo. Weg, Schlange! tödte mich nicht mit deinem Gifte. (vor sich) Es kömmt mir in dem Augenblick vor, als ob meine hesliche Magotine leibhaftig vor mir stünde. Ich zittre an dem ganzen Leibe.

Die Alte. Was fehlt dir?

Pedrillo. Ach nicht zu nahe! nicht zu nahe!

Die Alte. Aengstige dich nicht länger furchtsamer Ritter! Ich bin nichts weniger als verheyrathet.

Pedrillo. Im Ernst?

Die Alte. Im ganzen Ernst. Ich habe in meinem Leben noch keiner Mannsperson einen Kuß gegeben.

Pedrillo. (vor sich) Eine abscheuliche Lüge!

Die Alte. Aber fürchtest du dich denn so gewaltig vor einer verheyratheten Frau?

Pedrillo. Fürchten eben nicht: aber sie ist mir verhaßter, als alle Feen, die meinem Herrn mit ihren gemahlten Prinzeßinnen den Kopf verrücken.

Die Alte. Bist du etwa verheyrathet?

Pedrillo. Ach leyder! Mancher denkt zu fischen und krebset. Eine gewisse Magotine, der Abschaum von allen ausschweifenden Frauenspersonen, die größte Plage eines friedfertigen Mannes, die berüchtigste Buhlschwester ihrer Zeit, seht, das ist meine Frau.

Die Alte. Du hältst ihr eine schöne Lobrede.

Pedrillo. Ich will sogar ihr Andenken ersticken. Laßt uns nicht weiter von ihr reden. Helft mir nur mit eurem guten Rathe, wenn ihr welchen habt. Ich brauche ihn zwar nicht: es ist nur für meinen Herrn, daß ich euch ersuche. Er muß morgen ohnfehlbar sterben, wenn er das Räthsel nicht weiß, das ihm die Königinn aufgegeben. Ihr habt mir aber eben nicht das Ansehen, als ob ihr zu der Entdeckung dieses Räthsels viel beytragen könnt.

Die Alte. Wir wollen sehen. Worinn besteht es?

Pedrillo. Närrisch ist es freylich: aber weil es so närrisch ist; so haben wir und alle kluge Köpfe es noch nicht ausgrübeln können. Mein Herr soll errathen, was dem Frauenzimmer am meisten gefällt.

Die Alte. Das ist freylich lächerlich genug.

Pedrillo. Ihr glaubt nicht, was wir uns seit sechs Monathen den Kopf darüber zerbrochen haben. Denn seht nur: wir sind allenthalben herum gereist, und haben Kundschaft eingezogen: aber aus den verschiedenen Antworten wissen wir bey meiner Treue! nicht die rechte zu wählen. Reichthum, Schönheit, eine immer blühende Jugend, Galane, wohlbefundene Männer — so manches Frauenzimmer; so manche verschiedene Antwort! Frugen wir die Wittwen; so war es ein Seufzer, der so viel bedeuten wollte, als die baldige Wiederbesetzung der leeren Stelle ihres Ehebettes. Wollten wir es von den jungen Weibern wissen; so war es eine gewisse Wollust, von der sie sich, wenigstens in Absicht ihrer Männer eine unerschöpfliche Segensquelle wünschten. Wandten wir uns an die junge Mädchen; mein Himmel! wie verschieden waren ihre bedeutende Blicke, die uns mehr, als Antworten deuchten. Die schielte nach ein paar feisten, wohlgemachten Waden; die wünschte

sich

sich den vernünftigen Gallarock eines minder vernünftigen Hofcavaliers: noch eine andre einen aufgeweckten dreisten Spaßvogel, der seine Zweydeutigkeiten für Witz hält, und jungen Mädchen in dem Gesicht eine Röthe, und in dem Herzen einen Kitzel verursacht. Seht, meine gute Frau! in eine solche Verwirrung hat dies verdammte Räthsel unsern Verstand gesetzt.

Die Alte. Wie aber, wenn ich deinem Herrn dies Räthsel auflösen könnte?

Pedrillo. Ihr?

Die Alte. Ja, ganz gewiß. Erstaunest du darüber? Wo ist dein Herr?

Pedrillo. Hier nur gleich im Dorfe.

Die Alte. Geh, hole ihn her: er kann sich auf meine Geschicklichkeit verlassen.

Pedrillo. Ich will einmal eurem Alter trauen, und gleich mit meinem Herrn wieder hier seyn.

Fünfter Auftritt.

Die Alte. (allein)

Dies ist der Augenblick, da mich die Fee Radicante erhören, und mir meine vorige Gestalt wieder geben wird. Ich habe ihren Ausspruch nur allzu gut behalten. Es kann nicht ehe geschehen, sprach sie, als bis du irgend einen jungen Ritter aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr gerettet hast. Aber was will diese Bäuerinn?

Sechster Auftritt.

Die Alte. Magotine.

Magotine. Guten Tag Alte! So allein?

Die Alte. Wie ihr seht, schönes Kind! Sucht ihr etwa jemand?

Magotine. Ja, ich suche eine dicke, wohlgemästete Figur von einem närrischen Waffenträger, der sich Pedrillo nennt, und was noch lächerlicher klingt, der mein Mann ist.

Die Alte. Und das dünkt euch lächerlich?

Magotine. Je zum Henker nicht einmal! Könnt ihr euch wol eine närrischere, elendere und dummere Maschine vorstellen, als einen Ehemann, der eifersüchtig ist?

Die Alte. Wie so? Giebt es nicht manchesmal Gelegenheit zur Eifersucht?

Magotine. Ey hört doch! Kurzum, ein Mann muß sich dergleichen Kindereyen gar nicht einmal träumen lassen. Mein Schafskopf von Ehemann will mir hier im Dorfe jemand zur Aufsicht bestimmen, während, daß er mit seinem Feenritter auf Abentheuer ausgeht. Ey denkt doch! Bezahlt soll er werden: und den Kopf will ich ihm recht derbe waschen. Da kömmt er. Doch sein Herr kömmt mit ihm: ich will so lange hier hinter dem Gebüsch gehen, bis ich ihm allein seine ganze Ladung geben kann.

Siebenter Auftritt.

Der Ritter. Pedrillo. Die Alte.

Pedrillo (zum Ritter) Da ist Sie, mein Herr!

Die Alte. Eure Dienerinn, mein schöner Ritter! von eurem Waffenträger habe ich das harte Schicksal erfahren,

ren, das euch bevorsteht; und ich bin bereit, euch desfalls mit meinem guten Rathe beyzuspringen.

Der Ritter. Ich danke euch für euer gutes Herz, das ihr mir bey meinem Unglück sehen laßt: aber ich zweifle an eure Hülfe.

Pedrillo. (vor sich) Es sey denn, daß sie hexen könnte: das Ansehen hat sie so ziemlich darnach.

Die Alte. Zweifelt nicht junger Ritter! Ihr sollt gerettet werden: aber schwört mir vorhero, daß ihr nicht undankbar seyn, und das thun wollt, was ich von euch begehre.

Pedrillo. Obgleich mein Herr ein Ritter ist; so hält er doch sein Wort so ehrlich als ein Bauer.

Die Alte. Schwört es mir.

Pedrillo. Bey allem, was ein Ritter hat, bey seinem Degen, bey seiner Prinzeßinn, und sogar bey seinem Waffenträger schwört er euch.

Der Ritter. Ich verspreche es euch als ein braver Ritter.

Die Alte. Nein, Ritter! schwört es bey meinen schönen Augen.

Der Ritter. (lacht) Bey euren schönen Augen?

Pedrillo. Ja; an deren crystallenen Feuer das Alter die Folie abgenutzt hat. Zum Henker! die Alte mit ihren schönen Augen.

Die Alte. Nun?

Pedrillo. (sachte zum Ritter) Ich will wetten, das ist die verzweifelte Fanferlüsch, die euch in eurem Leben schon so manchen Possen gespielt. Um alles was ritterlich ist, traut ihr nicht!

Die Alte. Was sagst du?

Pedrillo. Nicht ein Wort.

Der Ritter. Gut: ich schwöre es denn bey euren schönen Augen.

Die Alte. So kommt; last uns, aber ja allein hier in das andre Hölzchen spatzieren gehen? da will ich euch die Antwort auf euer Räthsel sagen.

Achter Auftritt.

Pedrillo. Magotine.

Pedrillo. (der Magotinen von weiten gewahr wird) Noch eine Alte? — Gott verzeih mir, es ist meine Frau! Sie sieht ganz wild aus: recht wie ein Eheweib. Jedoch der Teufel ist nicht so bös als er schwarz ist. Ich will sie anreden. Guten Tag, Magotine!

Magotine. Guckst du einmal wieder ins Dorf, die Tugend deiner Frau zu belauschen? He! Ich rathe dir, geh nur immer wieder mit deinem Ritter auf Abentheuer aus, mein guter Pedrillo. Du hast ja diese Sorge deinem Flegel von Nachbar aufgetragen; und sieh nur armer Narr! seiner Sorgfalt ohngeachtet, bin ich in den zwey Jahren, da du herumschwärmst, und vor sechs Monathen nur eine halbe Stunde in unser Dorf kamst, mit ein paar niedlichen und runden Jungen gesegnet worden.

Pedrillo. (vor sich) O weh! (laut) Das heißt mir also ganz deutlich, und ohne Umschweif sagen, daß du mich zum Hahnrey gemacht hast.

Magotine. Stehst du etwa hier nicht auf deiner rechten Stelle. Tröste dich, mein gutes Männchen! tröste dich. Du hast als Hahnrey einen Platz, wo du vielen vornehmen Herren den Rang streitig machen kannst.

Pedrillo. Ja, wenn ich nur noch zu denen Ehemännern gehörte, die durch die Schönheit ihrer Frau zu Aemtern gelangen.

Magotine. Habe ich dich etwa darum geheyrathet, Landstreicher, daß ich dich ernähren soll? He? Sprich, willst du in der Republik der Ehe ein neu Gesetz anfangen? He? (Sie greift ihm an die Gurgel, und er fällt vor ihr nieder)

Pedrillo. Gar nicht!

Magotine. (die ihn noch immer fest hält) Willst du dirs etwa einfallen lassen, das Herz deiner Frau so zu lenken, wie den Zügel von deiner Rosinante? He?

Pedrillo. Mein Lebtage nicht!

Magotine. Oder deinen Spürhund von Nachbar meiner Tugend zur Wache setzen? He?

Pedrillo. Eine Unmöglichkeit, Magotine! (Nachdem er wieder von ihren Händen frey und aufgestanden ist) Aber sage, meine liebe Magotine, wer wird denn deine beyden Jungen ernähren, die gleich wie vom Himmel in mein Ehebett gefallen sind?

Magotine. Wer? frägst du? — Wer? — Du! Bist du nicht mein Mann?

Pedrillo. Freylich wol. Der Mantel der Ehe muß oft fremde Kinder in die Familie aufnehmen.

Magotine. Eine schöne Frage, wer meine Kinder ernähren soll? Hör, Pedrillo! Du kannst mir in einer halben Stunde in unsre Hütte nachfolgen. Du wirst dort einen guten Freund von mir antreffen; aber hüte dich ja, ihm schiefe Gesichter zu machen; — sonst!

Neunter Auftritt.

Pedrillo. (allein)

So bin ich denn in aller Form rechtens ein Hahnrey! — Ich möchte aber wol wissen, wer in diesem Dorfe — Jedoch, was mich nicht brennt, das blase ich auch nicht: und viel wissen macht Kopfweh. Wie gut wär es, wenn man hier zu Lande, so wie bey den Türken seine Frau miethweise heyrathen dürfte. Ich lief noch heute zum Cady, und sagte meine Miethe auf — Armer Pedrillo! du, ein Hahnrey? — Zum Henker! Wenn es nur noch heut zu Tage wie ehemals bey den Spartanern wäre! Da war es gar nicht mit Unkosten verknüpft, ein Hahnrey zu seyn. Die Kinder, die unsre Frau mit dem Galan erzeugte, wurden von dem gemeinen Wesen ernähret: anstatt, daß sie nunmehro auf Unkosten des Ehmanns erzogen werden. Aber, frisch Pedrillo! Es ist kein Unglück so groß, dawider man nicht ein Mittel antrifft. Man muß seine Zuflucht zum Vergeltungsrecht nehmen.

Zehnter Auftritt.

Die Königinn mit ihrem Gefolge. **Pedrillo,** und kurz nachher **der Ritter**

Die Königinn. (zu ihrem Gefolge) Ist das nicht Pedrillo, der Waffenträger des Ritter Robert?

Pedrillo. Ja, gnädige Königinn!

Die Königinn. Wo ist dein Herr?

Pedrillo. Da kömmt er eben.

Die Königinn. (zu ihrem Gefolge) Laßt uns hier in dem Walde auf diesen Rasen niedersetzen, und weil sich der

Ritter

Ritter eben unsern Augen darstellt, die Auflösung des Räthsels von ihm vernehmen.

Der Ritter. Königinn! Ich schmeichle mir, das Geheimniß deines Räthsels entdeckt zu haben.

Die Königinn. Laß es hören, Ritter!

Der Ritter. Was dem Frauenzimmer an allen Orten, und zu aller Zeit gefällt, besteht eben nicht darinn, daß sie viel Anbeter haben. Nein; verheyrathete und unverheyrathete Damen, die Wittwen, die Heslichen und die Schönen, die Armen und die Reichen, die Spröden und die Zärtlichen denken Tag und Nacht auf Nichts, als wie sie die Herrschaft über ihre Männer und Liebhaber führen wollen.

Pedrillo. (vor sich) Er hat wahrhaftig Recht. Ich tummes Vieh! Das hätte mir gleich bey meiner Magotine einfallen müssen.

Der Ritter. Das Frauenzimmer, Königinn! will allezeit befehlen, und es mischt sich sogar in ihre schmeichelhafteste Liebkosung ein gebieterischer Ton. Sollte ich das Räthsel nicht errathen haben, Königinn! so will ich mit Freuden sterben.

Die Königinn. (zu ihrem Gefolge) Was dünkt euch? — Ihr schweigt und lächelt? O gewiß ihr denkt alle in euren Herzen: der Ritter Robert hat es getroffen. Ihr thut nicht Unrecht, glaube ich; und ich selbst bin überzeugt, daß er wahr geredt hat. (zum Ritter) Ritter! Du bist frey! Brauche künftig dein Leben mir zum Dienste, und deinen ritterlichen Waffen zur Ehre. (Der Ritter fällt vor ihr nieder, und küßt ihr die Hand. Sein Waffenträger folgt ihm nach, und küßt der Königinn das Kleid. Indem die Königinn das Portrait gewahr wird, welches der Ritter vor seine Brust geheftet) Aber was sehe ich hier? — ach, je mehr ich es betrachte —

Der Ritter. Königinn! reiß durch diesen Anblick die Wunde meines Herzens nicht wieder auf. Ich suche diese Geliebte schon in allen Gegenden der Welt.

Die Königinn. Was sagst du? Kennst du sie?

Der Ritter. Nicht anders als nach dem Portrait.

Pedrillo. (vor sich) Er wird sich auch mit dem blossen Portrait müssen begnügen lassen.

Die Königinn. Das ist meine Tochter, die ein unglückliches Geschick mir sehr jung geraubt hat.

Der Ritter. Deine Tochter?

Die Königinn. Wo hast du dies Portrait gefunden?

Der Ritter. Einige Meilen von hier im Walde.

Die Königinn. Gehe, laufe, durchsuche alle Gürtel der Erde: und wann du sie wiederfindest; so sey ihr Herz die Belohnung für deine ritterliche That.

Der Ritter. Ich eile mit Freuden, Königinn! Komm Pedrillo!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Die Alte. (sie kömmt eben, da der Ritter weggehen will)

Die Alte. Nicht zu geschwinde, mein guter Herr! ein wackerer Ritter hält sein Versprechen.

Pedrillo. Daß dich alle boshafte Feen doch den Augenblick in neun und neunzig bunte Schmetterlinge verwandeln möchten!

Die Alte. (sie naht sich der Königinn, und fällt vor ihr nieder) Große Königinn! du majestätische Schönheit, deren Zunge niemals etwas anders, als Wahrheit gesprochen; deren Herz nur zum Wohlthun geschaffen ist. Dein Geheimniß,

Köni-

Königinn! weiß dieser Ritter bloß durch mich. Mir hat er sein Leben zu danken. Bey meinen schönen Augen hat er geschworen, daß ich dasjenige von ihm erhalten sollte, was ich verlange. Du bist gerecht; Königinn! und ich bitte um deinen Ausspruch.

Die Königinn. (zur Alten) Stehe auf! (zum Ritter) Robert, es ist billig: man muß der Wohlthaten nie vergessen.

Pedrillo. Sie kann den Quersack und die Rosinante nehmen, die uns der schelmische Räuber gestohlen hat, als mein Herr mit der verhenkerten Marten schön that.

Die Königinn Der Räuber, der dich bestohlen hat, ist eingezogen; und der Ritter soll dich mit seinem Pferde für dein gutes Herz bezahlen.

Die Alte. Es ist dies edelmüthig gedacht: aber es ist gar nicht sein Pferd, das ich verlange.

Die Königinn. Was verlangst du denn?

Die Alte. Ihn selbst.

Der Ritter. Mich?

Die Alte. Ja, dich, dich selbst!

Der Ritter. Und was willst du mit mir anfangen?

Die Alte. Dich heyrathen.

Pedrillo. O weh!

Die Alte. Ja, ja im ganzen Ernst, Königinn! Ich will über sein verliebtes Herz herrschen. Auf diesen Schatz ist meine Zärlichkeit eyfersüchtig.

Pedrillo. (vor sich) Eine abgelebte Alte, die von Zärtlichkeit und Eifersucht spricht! Wenn das nicht — inzwischen man muß hoffen, so lange man noch Odem hat.

Die Alte. In meinen Armen soll Robert glücklich seyn. Ich verlange, daß er mich noch heute heyrathe.

Der Ritter. (der einige Schritte aus Schrecken zurückfährt) Heute noch? (zur Königinn) Königinn, diese Alte weiß nicht —

Pedrillo. (sachte zu seinem Herrn) Herr, im Unglück muß man Muth haben. Lieber aufgeknüpft als geheyrathet!

Der Ritter. (auf den Knien zur Königinn) Königinn! man führe mich zum Tode.

Die Königinn. Steh auf Ritter! Du bedenkst nicht —

Die Alte. Du siehst wol, Bertha, er verachtet mich. Er ist undankbar, wie alle Mannspersonen. Aber ich werde seinen Ekel, den er gegen mich äußert, schon mit der Zeit überwinden.

Pedrillo. Ja ja, Zeit bringt Rosen.

Die Alte. Ich bin von seiner Schönheit und von seinem Schicksal zu stark gerührt: und ich liebe ihn zu sehr, als daß er mich nicht wieder lieben sollte. Das Herz richtet alles aus. Es ist wahr, und was soll ich es leugnen: ich fange nach gerade an, meine Reizungen zu verlieren.

Pedrillo. (vor sich) Sie fängt erst an? So habe ich keinen Appetit sie zu sehen, wenn die Reizungen erst ganz weg sind.

Die Alte. Aber desto zärtlicher, desto getreuer werde ich seyn. Ich bin arm: aber ist das ein so großes Unglück? Armuth schändet nicht. Schläft man denn nur auf Sammt und Seiden wohl? Königinn! Dir ist gewiß die Geschichte des Philemon bekannt. In einer elenden Hütte liebte er seine getreue Baucis hundert Jahre. Die schwarzen Sorgen, Die Gefährden des Alters wohnen gewiß nicht unter unsern bäurischen Dächern. Wo die Weichlichkeit kein Quartier hat, da flieht das Laster mit schnellen Schritten. Wir niedrige, arme Leute sind fromm, dienen unsrer Königinn, und schaffen dem Staate tapfre Soldaten. Denn das gemeine Volk ist immer tauglicher, den Staat zu bereichern, als die großen Herren.

Pedrillo. Davon ist Magotine mit ihren beyden Jungens ein Beweis

Die Königinn. (zum Ritter) Robert! du weißt, wozu der Eyd einen Ritter verpflichtet.

Der Ritter. Ach, alles schien erhalten zu seyn; und alles ist auf einmal wieder verlohren. Ich soll also meine geliebte Prinzeßinn nicht erhalten?

Die Alte. Du sollst die Prinzeßinn sehen, so bald du mir die Hand gegeben.

Die Königinn. Was sagst du?

Der Ritter. Ich soll sie sehen?

Die Alte. Ja.

Die Königinn. (zum Ritter) Aus Achtung für meine mütterliche Zärtlichkeit, Ritter! Thue, was die Alte verlangt.

Der Ritter. (zur Königinn) Du willst es? — Ich muß! (zur Alten) Ja, ich ergebe mich dir.

Die Alte. So komm, und umarme mich.

Pedrillo. Die Augen zugedrückt! Ritter!

(Indem Robert die Alte umarmt, wird sie plötzlich in eine junge Schönheit verwandelt; worauf der Ritter voll Erstaunen einige Schritte zurückfährt.)

Der Ritter. Himmel!

Die Königinn. Was sehe ich!

Pedrillo. Sagt ich es nicht, daß die Alte hexen könnte.

Der Ritter. Wie, meine geliebte Prinzeßinn!

Die Königinn. Ach, meine Tochter. (Sie umarmt sie. Zu ihrem Gefolge) Seht hier das geliebte Kind eurer Königinn, die ein grausames Geschick mir so lange geraubt hat. Bezeugt ihr eure freudenvolle Pflicht. (Das Gefolg küßt der Prinzeßinn die Hand.

Pedrillo, (mit vielen tiefen Verbeugungen) Auch die meinige, schönste Prinzeßinn, lege ich zu deinen Füssen. (zum Ritter) Ist es nun nicht wahr, daß alles besser wird, wenn man nur die Zeit erwarten kann. Auf Regen folgt Sonnenschein: und man redt so lange von der Kirmeß bis sie kömmt.

Die Königinn. Erzähle mir, geliebtes Kind, welch ein feindliches Geschick hat dich aus meinen Armen gerissen?

Die Prinzeßinn. Welch ein Geschick? Die Nachstellung der grausamen Fee Moustache. Bey einem Spaziergang in diesem Gehölze erschien sie mir und sprach: Komm, folge mir! Du sollst meinem Sohne zur Gesellschafterinn dienen. Ich weigerte mich, rang mich aus ihren Händen, und die barbarische Fee, durch meine abschlägige Antwort beleidigt, berührte mich mit ihrem Stabe, und sprach mit einer donnernden Stimme: Werde zu einem alten heslichen Weibe; und bleibe so lange in dieser Gestalt, bis du einen tapfern Ritter vermögen wirst, dir, deiner Heslichkeit ohngeachtet, die Hand zu geben. Ich würde in diesem Zustande untröstbar gewesen seyn, wenn nicht die wohlthätige Fee Radiante mir nachher erschienen, und mir den Trost gegeben, daß mein Unglück nicht lange dauren sollte.

Die Königinn. Aber, wo, liebes Kind! hast du bis itzund deinen Auffenthalt gehabt?

Die Prinzeßinn. In einem benachbarten Dorfe habe ich von den Wohlthaten alter gutherziger Bauern gelebt, die bey ihrer Liebe, und bey ihren Gutthaten, eine zwote Geschichte der Baucis und des Philemon sind. Heute begegnete mir die Fee Radiante, und sprach: Ermuntre dich, meine Tochter! Ich habe einen gewissen Ritter Robert ein Gemälde von dir finden lassen, und seinem Herzen eine brennende Liebe zu dir eingeflößt. Dieser Ritter, so unglücklich

glücklich er auch ist, weil sein Leben und Tod von einem Räthsel abhängt, das deine Mutter, die Königin Bertha, ihm aufgegeben, wird heute durch dich gerettet, und von dir geliebt werden. Sie entdeckte mir das Räthsel samt der Antwort, und unterrichtete mich in allen, wie ich mich gegen den Ritter, und gegen dich, theuerste Mutter! betragen sollte. Das Uebrige ist dir bekannt.

Die Königinn. O welche Freude ergießt sich an diesem glücklichen Tage in mein mütterliches Herz! Liebste Tochter! (Sie umarmt sie)

Der Ritter. Darf ich es uunmehro wagen, dich, theuerste Prinzeßinn, auf ewig die Meinige zu nennen?

Die Prinzeßinn. Ja, tapfrer Ritter!

Man hört von weiten eine Musik.

Die Königinn. Aber, was höre ich?

Die Prinzeßinn. Ach, ganz gewiß verkündigen diese Töne die Ankuft meiner Beschützerinn der Fee Radiante.

Zwölfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Die Fee Radiante mit ihrem Gefolge.

Die Fee. Meine Ankunft verbreitet über euch, allen Schutz, und mächtigen Beystand.

Die Königinn. Die Dankbarkeit, wohlthätige Fee! —

Die Fee. Ich verstehe dich, Königinn! Deine Tochter ist durch meinen Beystand dir wieder geschenkt. (Sie führt die Prinzeßinn dem Ritter zu) Kommt, meine Kinder, liebet euch, seyd glücklich, und der ganzen Gegend ein Beyspiel der zärtlichsten Ehe. Fürchtet weiter nichts von den Nachstellungen der Fee Moustache: und ihr meine Gefährten, feyert diesen glücklichen Tag durch das Bezeigen der lebhaftesten Freude.

Divertissement.

(Erst singt die Fee, dann repetirt das Chor.)

Groß ist, o Liebe, deine Macht!
Du siegst, vereint mit deinem Sohne.
Sieh, alles kniet vor deinem Throne,
Den Scherz und schlaue Lust bewacht.

Arie.

Gefesselt lacht an Amors Sieges-Wagen
Ein Sklav und ein Monarch der Welt!
Wie lächerlich wird sich der Weise retten,
Der, frey von Amors goldnen Ketten,
Dem Hymen in die Fessel fällt.
Gefesselt lacht an Amors Sieges Wagen
Ein Sklav und ein Monarch der Welt.

Arie duett.

Der Ritter. Krône nun mit deinen Freuden
Holde Liebe, diese Brust.

Die Prinzessinn. Schenke nun nach bittern Leiden
Holder Amor, süsse Lust.

Der Ritter. In dir ist alles mir gegeben;

Die Prinzeßinn. Dein ganzes Herz ergiebt sich mir.

Beyde. { Ich wünsche nur mit dir zu leben,
Und sterbe gern mit dir.

Vaudeville.

Du blindes Spiel Qualvoller Triebe,
Du Widerspruch von Haß und Liebe,
Gemisch von Lust und bangen Schmerz,
Wer kennt dich, räthselhaftes Herz?
Negril, der heute scherzt und singt,
Ist morgen traurig; ihn bezwingt
Ein Gram, den er bald drauf vertrinckt;
Könnt ihr sein Herz errathen?

Chor. Antwort.

Nein!
Es wird ein ewig Räthsel seyn.

Nerin

Nerine hat in frühen Jahren
Des Herzens Tücke schon erfahren:
Sie küßt, verspricht, wird ungetreu,
Lacht, weinet, scherzt, ist spröd und frey.
Bey allen Stutzern, die sie liebt,
Sie fesselt; doch die Vorsicht übt,
Daß sich ihr Herz an Keinen giebt,
Erräth man da wol Liebe?

Chor. Antwort.

Nein!

Die Liebe wird ein Räthsel seyn.

Sein neues Amt gut zu verwalten,
Hat Star Verstand genug erhalten.
Gott giebt, das Sprichwort ist bekannt,
Wem er ein Amt giebt, auch Verstand.
Allein, ob Star die Würde schmückt,
Ob man, wenn man sich vor ihm bückt,
Verdienst im Amtsgesicht erblickt?
Ist dies ein schweres Räthsel?

Chor. Antwort.

Nein!

Wie leicht wird es zu rathen seyn!

An

An das Parterre.

Ihr Kenner, Zierden unsrer Bühne,
Ein Lob von Euch, nur eine Miene,
Die stillen Beyfall uns gewährt,
Ist mehr als Händeklatschen werth.
Ob Euch, was wir itzt vorgestellt,
Dies Märchen aus der alten Welt,
Dies Spiel des Witzes auch gefällt?
Ist dies für uns ein Räthsel?

Chor. Antwort.

Nein!

Sein Werth muß Euer Beyfall seyn.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler.

Im ersten Theil.

S. 19. Z. 26. steht die Zeile: Wo man dem Weisen nichts, dem Schmeichler alles glaubt.
Sie kann ein Beweis seyn, wie wenig der Dichter sich vom Reime fesseln läßt, oder von ihm Gedanken erbettelt. In der Hitze der Arbeit, und in dem ruhigen Nachlesen habe ich den Mangel des Reims gar nicht bemerkt gehabt. Inzwischen, da doch durch das ganze Gedicht auch diese Harmonie des Reims herrschen muß; so ändre man die Zeile so:

Wo man dem Weisen nie, dem Schmeichler immer traut.

S. 25. Z. 20. statt manchem lies manchen
S. 53. Z. 16. st. entnerbt l. entnervt
S. 88. Z. 8. st. deinem l. deinen

In diesem vierten Theil:

S. 14. Z. 15. st. Neubergsche l. Neuberische
S. 20. Z. 23. st. erbärmlicher l. erbärmlich
S. 30. die letzte Zeile st. ihrer l. einiger
S. 31. Z. 5. st. neuesten l. meisten
S. 37. Z. 12. hinter dem Worte Vergnügen setze man noch hinzu das ihrige
S. 42. Z. 15. u. 18. st. Trganerinnen l. Trojanerinnen
S. 48. Z. 26. st. dieselben l. dieselbe
S. 87. Z. 8. st. ungeschmückten l. ungeschminkten
S. 166. Z. 17. st. segen l. sagen
S. 196. Z. 15. st. unterstützen l. unterstützten
S. 252. Z. 26. st. gera l. gern
S. 337. Z. 7. st. Freuden l. Freude
S. 342. Z. 19. st. Den l. Denn
S. 344 Z. 3. st. Frnchr l. Frucht
S. 345. Z. 11. st. Mütel l. Mittel
S. 348. Z. 5. st. Barmerzigkeit! l. Barmherzigkeit!

9116.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löwen, Johann Friedrich, 1727-1771

Johann Friedrich Löwens Schriften

Bd.: Vierter Theil.

Hamburg 1766

P.o.germ. 2082 r-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129953-2
VD18 90476417